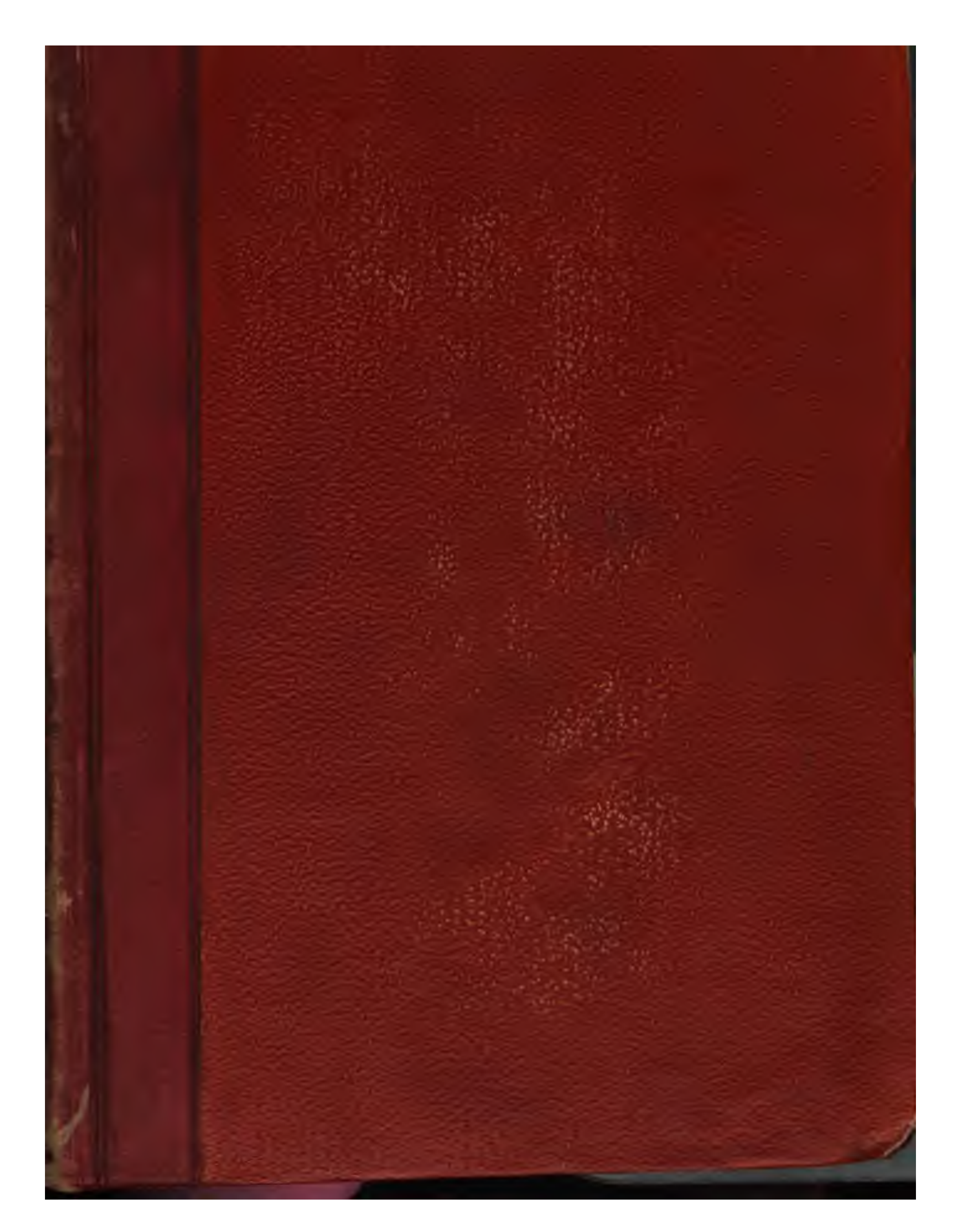
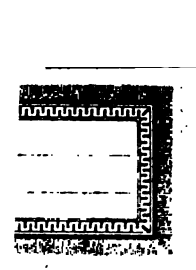







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Fünfter Theil.

Ulrich. Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Ulrich.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.



Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Die Ankunft.

Unica war ihrem Mann bis Frankfurt entgegen gekommen. Gräfin Erberg hatte gewünscht in den ersten Novembertagen Hochhausen zu verlassen, weil Ida, die sich mit Eifer der Musik ergeben, einen Lehrmeister ersehnte; Unica freute sich Ulrich ein Paar Stunden früher wiederzusehen, und so fand er sie denn bereits Alle für den Winter eingerichtet. Als sein Wagen vorfuhr, klopfte Unicas Herz so heftig, daß sie unfähig einen Schritt zu gehen und ganz athemlos war. Er trat ein. — O Himmel, war das der Ulrich, der vor drei Wochen fortgereis't war? Welch eine Veränderung war mit ihm vorgegangen? Er sah grade so aus wie an jenem Morgen vor seiner Abreise, als er ihr seine Liebe zu Melusinen erzählte — aufgelichtet, freudig, lebendig — beseelt durch sein Herz. Denn das Herz ist die Sonne, der Kern, der Mittelpunkt unsers Seins, der Pulsschlag unsers Lebens; all' unsre übrigen Fähigkeiten sind die Planeten, die sich um die Sonne bewegen, oder das Geäder, welches durch den Pulsschlag mit frischem Blut durchströmt wird. Ist jene trübe, dieser matt, so tritt Verfinsterung und Lähmung ein, die Oberfläche unsers Wesens, unsre äußern Glieder leben nur noch mechanisch

fort durch Gewohnheit und Bedürfniß geregelt. So hatte Ulrich neben Unica gelebt, so kannte sie ihn, so nahm sie ihn an, so hofte sie ihm dennoch näher zu kommen unterstützt durch die Zeit und ihre Liebe. Aber der Ulrich, der jezt vor ihr stand, war ihr durch und durch fremd, empfing Gesetze von einer andern Macht, und war unüberwindlicher von ihr geschieden als bisher. Das sah sie beim ersten Blick. Er hat sie wiedergesehen! er hat sich mit ihr versöhnt! er liebt sie! jezt hab' ich ihn verloren! — wie eine Offenbarung kam es über Unica; sie begriff nichts, aber sie wußte Alles! sie wußte, daß er für sie verloren sei. Gieb ihn auf! sprach ihr gekränkter Stolz. Gieb ihn nicht auf! sprach ihre Liebe und die Hartnäckigkeit, die jedesmal in ihr erwachte, wenn sie sich durch einen fremden Willen gehemmt und beschränkt fand. — All' diese Gedanken flogen durch ihre Seele, während sie mit eiserner Selbstbeherrschung ruhig neben Ulrich saß, Margaritas Brief flüchtig las, und sich von ihm die genauesten Einzelheiten seines Aufenthaltes in Ambrach erzählen ließ. Er that es freudig. Es war ihm eine Wonne von Margarita zu sprechen, sie zu beschreiben, sie mit dem Bilde zu vergleichen, das Unica von ihr entworfen. Im Moment des Erwachens ist die Liebe so klar und hoch, daß sie gleichsam Gottesfrieden in der Seele stiftet, allen wilden Leidenschaften Schweigen gebietet, und wie ein Engel mit dem Palmenzweig Seligkeit und himmlische Ruhe verheißt; dann spricht man gern von dem geliebten Gegenstand, dann hört man seinen Namen gern auf fremden Lippen, dann mögte man einen Hymnus von ihm singen, der vielstimmig am schönsten klingt, dann scheut man nicht den fremden Blick, der neugierig unsre Seele erforschen mögte! er wird in ein Heiligthum schauen,

er senke sich beschämt zu Boden! unser Blick hat es nicht nöthig. — Drei Tage dauerte der mittelalterliche Gottesfriede; dann huben die Fehden wieder an. Ach, er dauert nicht viel länger in der Menschenseele! dann verwandelt sich die Seligkeit in Verzweiflung, und die Ruhe in Krieg; was unsre Wonne war setzt sich in Bitterkeit um, und der Palmenzweig des Engels verwandelt sich in ein feuriges Schwert. Um das zu bewerkstelligen, braucht keine Schuld begangen, keine Reue eingetreten zu sein. Es kommt von selbst, nach uraltem unumstößlichen Gesetz, so wie die Sonne Mittags versengend glüht, die Morgens sanft belebend geglänzt hat." Das uralte Gesetz hat goldene Münzen geprägt; darauf steht: „dies ist Dein Glück;" und wir nehmen es an mit Jubel und Dank. Drauf lesen wir auf der Kehrseite: „dies ist Dein Leid;" dann trauern wir und entsetzen uns, und Wenige, ach sehr Wenige nehmen wahr oder denken daran, daß es doch dieselbe goldene Münze geblieben ist. Die Meisten denken, es sei nur plötzlich schlechtes Metall worden. Keineswegs! das Glück bringt das Leid obenein in den Kauf. Uebrigens giebt es ein Mittel, um dem Schicksal zu entrinnen, das die Liebe den Herzen aufbürdet: man braucht nur nicht zu lieben.

Ulrich war einen Tag in Heidelberg geblieben, um den Ort, den sie so sehr liebte, gleichsam im Abglanz von Margaritas Augen zu sehen. Trotz des Novemberhimmels, der kahlen Bäume, der todten Vegetation, der grauen Beleuchtung, war ihm die Aussicht vom Kaiserstuhl nie so reich, das Schloß nie so malerisch, der Neckar nie so munter vorgekommen. Er ging an dem Hause vorbei, in welchem sie fünf Jahre ihres unschuldigen Lebens verträumt, und ihr Antlitz schien noch jezt ruhig und seelenvoll hinter den Scheiben ihn

anzublicken. Das erzählte er indessen doch nicht an Unica. Da er aber des Aufenthaltes in Heidelberg erwähnte, so glaubte sie, er sei länger gewesen, als Ulrich es sagen wolle, und er habe dort die Frau wieder gesehn, die sie so sehr haßte. Das war vollkommen unnatürlich, jedoch die einzige Weise, in welcher sie sich seine Veränderung erklären konnte. Sie war noch unter dem Eindruck, den damals seine Erzählung auf sie gemacht; sie konnte nicht ahnen, daß die stille friedliche Margarita ihn aus der Schattenwelt der Vergangenheit in das Bewußtsein der Gegenwart zurückgeführt habe. Er war mittheilender, freundlicher als je, aufmerksamer für Unica und seine Schwiegermutter, neckender für Ida. Er lebte zu den gewöhnlichen Stunden, durchwachte nicht mehr die Nächte, berührte keine Karte. Hundertmal nahm Unica sich vor ihn zu fragen, welch unerhörtes Glück ihm begegnet sei. Es schien ihr fast eine Pflicht, da er durch sein Vertrauen ihre Theilnahme zu gewinnen sich bemüht hatte; allein die Furcht vor einer Antwort, die all' ihre stillen Wünsche und Hofnungen zerschmettern dürfte, machte es ihr unmöglich. Und was würde Ulrich auf eine solche Frage erwidert haben? nichts weiter als: Margarita! — Nicht, daß er sie liebe; nicht, daß er sich des Wiedersehens freue; nur den einen geliebten Namen, den er wie einen Regenbogen über die grauen Wolken seines Lebens warf.

„Du mußt öfter Deine Universitätsfreunde besuchen, Ulrich! sagte Ida eines Tages; Du stellst Dir nicht vor, wie der Aufenthalt in Ambrach Dich ermuntert hat.“

„Ermuntert? sagte Ulrich lachend; bin ich denn wirklich ein gar so arger Siebenschläfer gewesen?“

„Nein, schläfrig hab' ich nicht sagen wollen; aber träumerisch warst Du wol sehr," entgegnete Ida.

„Und wie gefalle ich Dir besser, kleine Ida? aufgeweckt oder träumerisch?" fragte Ulrich neckend.

„Immer gleich gut, antwortete sie; aber jezt bist Du unterhaltender."

„Ida hat Recht, sagte Gräfin Erberg. Vielleicht liegt in dem Umgang der Menschen, mit denen man, wenn nicht die glücklichste, doch die lustigste Lebenszeit verbracht hat, etwas so Anregendes, daß man nicht mit ihnen zusammen sein kann, ohne die erste Jugendfrische erwachen zu fühlen."

„Diesmal muß die Anregung aber wirklich unabhängig von der Person gewesen sein, entgegnete Ulrich, denn Anton Thierstein ist ein kreuzbraver Mensch, doch eher erdrückend als anregend."

„Ich glaube, daß es überhaupt selten von der Person ausgeht, erwiderte Gräfin Erberg; ihr Anblick frischt nur alte Erinnerungen auf."

„Und wir leben von Erinnerungen," sagte Unica mit Bezug auf Ulrich.

Er sah sie verwundert an, und sagte: „Wehe dem, der von Erinnerungen lebt! er lebt von Gift, wie Mithridates, und versteht nicht die gesunde Speise der Gegenwart zu brauchen."

„Zu etwas bin ich entschlossen! rief Ida plötzlich; nie, nie, unter keiner Bedingung heirathe ich einen kreuzbraven Mann."

Ulrich lachte. Gräfin Erberg war etwas scandalisirt über die gar nicht zu bezwingende Freimüthigkeit ihrer Pflegetochter und erwiderte die banale Phrase, die man mit geringen

Variationen zu jedem jungen Mädchen sagt, wenn es sich einmal einfallen läßt, vom Heirathen zu sprechen:

„Liebe Ida, Du bist noch viel zu jung und hast an viel nothwendigere Dinge zu denken, als an das Heirathen."

Im Allgemeinen bewirkt solche Ermahnung, daß die Ermahnte dennoch daran denkt, und nur nicht mehr davon spricht — was mir, beiläufig gesagt, kein großer Fortschritt scheint; — doch Ida entgegnete unverzagt:

„Verzeih' mir, liebe Tante! mir däucht, ich bin nicht zu jung, um über etwas so Wichtiges nachzudenken."

„Mein Gott, Ida, rief Unica ganz ungeduldig, sei doch froh, wenn ein kreuzbraver Mann Dich einmal wird heirathen wollen."

Wieder eine ganz banale Phrase, welche das junge Mädchen fein bescheiden und anspruchlos machen soll; ihm aber statt dessen beibringt, geheirathet müsse werden, gleichviel wer.

„Nein, sagte Ida sehr bestimmt, ich werde weder froh sein noch ihn heirathen; denn ein kreuzbraver Mann ist langweilig, und ich will mich nicht langweilen."

„Ich muß gestehen, sagte Ulrich, daß Du wie die Vernunft selbst sprichst, meine kleine Ida, und uns beweisest, Du habest vollkommen Recht über diesen wichtigen Gegenstand nachzudenken."

Gräfin Erberg sagte ein wenig unzufrieden: „Ihre Scherze bestärken Ida immer mehr in ihrer übeln Gewohnheit von allen Dingen mitzusprechen, die sie doch gar nicht versteht, lieber Ulrich. — Es ist über elf Uhr, Ida! Dein Zeichenlehrer kommt."

Ida ging und dachte: Ulrich spottet, die Tante ist böse, Unica ist gradezu ungezogen .... denn warum sollte ich wol

froh sein einen kreuzbraven Mann zu heirathen? und ich thue es doch nicht. — —

Beim Speisen sagte Unica: „Ich habe heute den Besuch von Clotilde Ostwald verfehlt! sie muß gestern gekommen sein, denn sie wurde Ende November von ihren Eltern erwartet. Ich fand ihre Karte zwischen einem ganzen Päckchen von Besuchern, und auch eine, die wahrscheinlich für Dich ist, Ulrich."

„Und von wem?" fragte Ulrich.

„Von einem Grafen Vaudemont."

„Ich kenne keinen Grafen Vaudemont."

„Sollte die Karte für Dich sein, liebe Mama?" fragte Unica ihre Mutter.

„Ich habe nie den Namen gehört, mein Kind."

„So muß sie aus Versehen bei uns abgegeben sein."

Sie fuhr am Abend zu Clotilden. Beide hatten sich seit jenem Aufenthalt in Ems nicht gesehen, denn Clotilde lebte fast immer in Paris. Jetzt zwang sie ein ausdrücklicher Befehl ihres Vaters zur Rückkehr; ein Befehl, dem sie unbedingt gehorchen mußte, denn er schickte ihr kein Geld mehr. Er fand ihre Verschwendung allzu übertrieben. Clotilde war ganz so geworden, wie ihre Anlagen es verhießen: eitel, intrigant, gefall- und vergnügungssüchtig, klug genug, um sich mit der Welt ins vollkommenste Gleichgewicht zu setzen und ihr alle Zugeständnisse zu machen, die sie begehrt, wenn man ihrer Nachsicht gewiß sein will; ohne jene geistige Ueberlegenheit, die oft junge Frauen verlockt keine Rücksicht auf die Welt zu nehmen, weil sie meinen, die Nachsicht derselben entbehren oder ihr trotzen zu können; eiskalten Herzens, wie alle eitle Menschen, folglich geschützt gegen jede Aufwallung, jede Unbesonnenheit, jede Schwäche der Leidenschaft; mit einer

eisernen Stirn, um die tausend Kränkungen, denen Eitelkeit und Gefallsucht beständig ausgesetzt sind, hinter lächelnden Lippen und einem impertinenten Wort zu verbergen; so war Clotilde. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, lief Clotilde zu einer Thür, öfnete sie und rief hinein:

„Willst Du nicht der Gräfin Unica Erberg Dein Compliment machen, lieber Valerian?"

„Dein Bruder ist auch hier?" fragte Unica überrascht.

„Freilich! wir sind den ganzen Herbst bei ihm in seinem schönen alten Schloß Vaudemont an der Maas gewesen, und jezt wird er den Winter mit uns hier zubringen."

Valerian Marana, oder wie er jezt hieß, Graf Vaudemont — war seiner Schwester auf dem Fuß gefolgt. Unica betrachtete ihn mit einiger Spannung, die aber weit mehr der Neugier als der Theilnahme gehörte; sie war wirklich neugierig, ob er in den gehörigen Takt fallen werde. Als er es mit dem vollkommensten Aplomb that; als es der schärfsten Beobachtung nicht möglich gewesen wäre eine andre Huldigung als die, welche der Augenblick begehrte, bei ihm wahrzunehmen; dachte Unica im ersten Moment: Ist es möglich? er hat mich in der That ganz vergessen! — aber im zweiten: Gottlob! — und ihre Spannung hörte gänzlich auf. Von nun an betrachtete sie Valerian wie jeden andern liebenswürdigen Mann in der Gesellschaft, und gestand unbefangen vor sich selbst ein, daß er es im hohen Grade sei, mehr noch als dazumal in Ems. Der schöne Jüngling war ein schöner Mann geworden, und die Anmuth seines Benehmens war durch die Ruhe und Sicherheit erhöht, die ihm damals noch fehlten. Wie tief oder wie wahr seine Gefühle auch früher für Unica gewesen sein mogten, welche Verlezung sie auch

erlitten, als er erfuhr, daß sie sich verheirathet habe, jezt war das längst niedergekämpft, und keine Spur mehr von Trauer, Sehnsucht oder Wehmuth in seinem Herzen. Die einzige Empfindung, die er hatte, als er sie so schön, glänzend und unbefangen vor sich sah, war dieselbe wie bei ihr, eine flüchtige Regung gekränkter Eitelkeit; und wenn die Menschen aufrichtig sein wollten, so würden wir von manchen hören, daß dies auch bei ihnen das einzige Ueberbleibsel ihrer ersten Liebe gewesen ist.

Graf Ostwald kam zuletzt auch herein, noch hüstelnder, matter und langweiliger als sonst, und Unica kehrte endlich mit seltner Zufriedenheit von diesem Besuch heim und sagte zu ihrer Mutter:

„O Mama! welch Glück für mich, daß ich nicht Valerian heirathen durfte! er ist sehr hübsch, sehr gescheut, sehr liebenswürdig, er sieht sogar tüchtig und zuverlässig aus — Du wirst ihn sehen und es finden! — aber Ulrich ist anders."

„Wol Dir, meine liebe Unica, wenn das Deine aufrichtige Meinung ist" — antwortete Gräfin Erberg gerührt.

„Ja warlich, ganz aufrichtig!" rief Unica, und sie sagte die Wahrheit. Ulrich war ihr lieber, troz seiner Kälte, seiner Abgeschlossenheit, seiner freundlichen Gleichgültigkeit; und sogar jezt, wo das neue fremdartige Element in ihm, ihn innerlich noch mehr von ihr entfernte, obgleich es ihn äußerlich ihr näherte, sogar jezt sagte sie sich, daß die schwache Hofnung dereinst die Schranken der Entfremdung zu überwinden ihr eine höhere Befriedigung gewähre, als alle Liebe, die sie je mit Valerian getheilt haben könne.

Clotilde hätte nichts auf der Welt charmanter gefunden, als ihren Bruder und Unica wieder in dem alten Liebesnetz gefangen zu sehen. Für sie war, nächst der Toilette, die Liebe die angenehmste Unterhaltung, und sie fehlte ihr nicht, denn die meisten Männer theilen Clotildens Ansicht. Sie besaß Alles, was eine solche Unterhaltungsliebe erregen kann. Sie war ungewöhnlich schön, wie eine ächte Tochter Genua's; tausend Männer verlieben sich nur in die schönste Frau. Sie war sehr elegant, sehr reich, sehr verschwenderisch; zehntausend verlieben sich nur in eine Elegante; endlich war sie Gräfin, und es giebt Männer, z. B. Künstler und solche, deren Geburt sie diesem Kreise fern stellt, die sich in einen Wappenschild verlieben; und das ist gewiß nicht seltsamer, als sich in Sammet und Spitzen zu verlieben.

Valerian war aber viel zu stolz, um sich anders als mit der vollkommen gleichgültigsten Huldigung einer Frau zu nähern, die ihm einen andern Mann vorgezogen hatte. Sich ganz entfernt von ihr zu halten hätte vielleicht wie eine unbesiegliche Empfindlichkeit ausgesehen, und er wollte ihr beweisen wie fremd ihm die sei. Ueberdas gefiel ihm Ulrich sehr gut, und Ida noch besser. Er ging täglich zu Unica. Clotilde ebenfalls, denn die eigentliche Wintergesellschaft beginnt überall erst nach Weihnachten, und bis dahin muß man suchen in kleinen Kreisen die Zeit hinzubringen. Clotilde war gewiß bei Unica immer einige Menschen zu finden, denn da Gräfin Erberg nicht mehr, und Ida noch nicht in die Gesellschaft gingen, und da Ulrich sonst immer seine eigenen Allüren gehabt, so hatte Unica sich und Andere daran gewöhnt viel zu Hause zu sein.

„Du hast ja eine wahrhaft innige Freundschaft mit Graf

Erberg geschlossen, sagte Clotilde eines Tages zu ihrem Bruder, ich gratulire Dir von Herzen dazu."

„Er gefällt mir sehr gut, sagte Valerian, aber ich glaubte nicht, daß er sich Deines Beifalls genug zu erfreuen habe, um Dich zu einer so feierlichen Gratulation zu veranlassen."

„Das geschieht Deinetwegen, mein guter Valerian! meinst Du, ich wisse nicht, daß die Freundschaft des Mannes Glück von einer andern Seite bringt?"

„Liebe Clotilde, sagte Valerian sehr ernst, Du plagst mich bereits seit einer Reihe von Jahren mit Voraussetzungen und Folgerungen, zu denen ich Dir meines Wissens nie Veranlassung gegeben. Sollte es dennoch früher der Fall gewesen sein, so bitte ich Dich jezt herzlich es zu vergessen, denn ich bekenne Dir, daß meine Heidelberger Studentenjahre sehr dunkel vor meiner Erinnerung schweben."

„So warst Du von je her! rief Clotilde, ohne sich abschrecken zu lassen; — die Verschwiegenheit, die Zurückhaltung selbst! das ist eine vortrefliche Eigenschaft; wenn nicht in den Augen einer Schwester, doch .... in schöneren."

„Ich habe nichts zu verschweigen, entgegnete Valerian, und Du weißt das sehr gut; denn hätte ich — so könntest Du unmöglich Vergnügen an diesen Neckereien finden, die mir überhaupt etwas nach der Pension zu schmecken scheinen und die Du doch längst solltest vergessen haben."

„Nun weshalb gehst Du denn täglich hin? fragte Clotilde etwas empfindlich; doch warlich nicht, um mit Graf Erberg über Politik und Pferde zu sprechen! Das amüsirt Dich nicht lange, mein guter Valerian! Die Frauen haben Deine Conversation zu gern, als daß Du nicht daran Vergnügen finden solltest sie ihnen zuzuwenden."

„Das ist wahr!" sagte Valerian.

„Siehst Du! rief sie triumphirend; warum plaudert man so charmant? um zu gefallen! — Warum mögte man gefallen? weil Eine darunter ist, von der man mehr begehrt!" —

„Darin hast Du vollkommen Recht!" entgegnete er lächelnd.

„Nun dann sind wir ja einverstanden! rief sie, und ich bleibe dabei Dir zu gratuliren."

„Wie Du willst, liebe Clotilde! sagte Valerian, und Du sprichst vielleicht mit Wahrheit, daß Erbergs Freundschaft mir nützen kann."

„Bah! Valerian! ich beziehe das immer nur auf den einen Gegenstand. Was könnte Erberg Dir sonst wol nützen! Du bist reicher als er, unabhängig wie er" .... —

„Aber grade bei dem gewissen Gegenstand," sprach er lächelnd.

Clotilde war selig; dies schien ihr ein halbes Geständniß. Für ihr Leben gern hätte sie ein ähnliches von Unicas Lippen gelockt, denn zwei halbe machen ein ganzes, rechnete sie. Doch das gelang ihr nicht. Unica sprach nie anders als mit unerschütterlichem Gleichmuth von Valerian, sobald Clotilde das Gespräch auf ihn brachte, und fragte sogar einmal:

„Warum heirathet Dein Bruder nicht?"

„Das frag' ich Dich!" erwiderte Clotilde lachend.

„Willst Du mich für seine Handlungen verantwortlich machen, sagte Unica ebenfalls lachend, weil er mir einmal den Hof gemacht, wie das wol jungen Leuten geschieht? Das hieße doch einem jugendlichen Einfall zu große Wichtigkeit beilegen! — Nein, liebe Clotilde, glaube mir: in dem Leben

Deines Bruders bin ich keine Triebfeder mehr.... wenn ich es überhaupt je sollte gewesen sein."

Clotilde war ganz desorientirt. „Liebst Du Deinen Mann sehr?" fragte sie.

„O, sehr!" rief Unica lebhaft.

„Und er Dich auch?"

„Ich denke wir werden selten so geliebt wie wir lieben," sagte sie verlegen.

„Gewiß! der Eine übertrift immer den Andern! Valerian hat Dich mehr geliebt als Du ihn, und jezt liebst Du dafür mehr."

„Das wär' eine zu harte Strafe!" rief Unica wieder ganz unbefangen, weil die Rede nicht mehr von Ulrich war.

Es war der letzte Tag des Jahres, kaum zehn Uhr Morgens. Ulrich war wie auf Flügeln durch diese ganze, sonst so finstre Winterzeit gegangen. Heute sollte Margarita kommen. Als er mit diesem Gedanken, mit dieser Gewißheit erwachte, schien ihm das Glück so unermeßlich, daß er es für unmöglich hielt. Der Weg konnte schlecht — sie oder Tony konnte erkrankt sein! oder der Himmel konnte zwischen jezt oder heut' Abend einfallen! — Es überfiel ihn eine vernichtende Unruhe. Er war aufgestanden, ehe der Tag dämmerte. Er ließ ein Pferd satteln und sprengte auf der Chaussee nach Darmstadt fort, um zu untersuchen, ob der Weg gut oder schlecht sei, und ihre Ankunft darnach zu berechnen. Er hatte Lust ihr ganz entgegen zu reiten. — Seit seiner Rückkehr von Ambrach pflegte er pünktlich um neun Uhr mit den Damen zu frühstücken. Zum ersten Mal fehlte er, und Unica erfuhr mit Schreck, daß seine Manie von Neuem erwacht sei, denn seit zwei Stunden war er fortgeritten. Plötzlich wurde

Valerian gemeldet. Die ungewöhnliche Zeit ließ vermuthen, daß er vielleicht eine Botschaft oder Bitte von Clotilden bringe, daher nahm sie ihn an und ging in den Salon, ganz zerstreut, immer an Ulrich denkend. Allein ihre Zerstreuung wich, als er sie um Idas Hand bat. Die kleine Rache sich an sie zu wenden, hatte Valerian sich nicht versagen können, obgleich es eine viel größere war, daß er eine Person zu heirathen wünschte, die er nur einen Monat, und beständig in Unicas Gesellschaft gesehen. Ihr Erstaunen war zu groß, um ihm nicht einige Freude zu machen; aber sie erstaunte nur, weil Ida ihr bisher noch durch und durch kindisch vorgekommen war und plötzlich in die Reihe ernster Menschen treten sollte. Das sagte sie ihm auch, und fügte hinzu, er müsse sich lieber an ihre Mutter, oder an Ida selbst, oder an Ulrich, der ihr Vormund sei, wenden — denn sie könne nichts annehmen und nichts versprechen. Valerian bat um die Erlaubniß sogleich zu Gräfin Erberg gehen zu dürfen und Unica ließ ihn hinführen.

Gräfin Erberg machte es grade so wie ihre Tochter: sie war außer sich vor Erstaunen. Beide hatten wol bemerkt, daß Valerian sehr aufmerksam für Ida war, aber Beiden war Ida ein Kind, weil sie noch den ganzen Tag Lehrstunden nahm. Indessen fand Gräfin Erberg doch diese Partie zu gut, um sie nicht sehr in Erwägung zu ziehen; nur bat sie um Zeit.

„Wozu, gnädige Gräfin? fragte Valerian; ich habe die Ehre seit Jahren von Ihnen gekannt zu sein; meine Familie gleichfalls; was meine äußern Verhältnisse betrift, bin ich in einer ganz unabhängigen Lage, denn mein guter Vater hat mir ein selbständiges Vermögen gegeben, und statt es im

Handel anzulegen, für den ich keinen Beruf habe, oder es in einer diplomatischen oder andern Carriere zu verschwenden, die vor der Hand für einen jungen unbedeutenden Mann nicht anders als untergeordnet sein kann — habe ich eine große schöne Besitzung gekauft, die meine Thätigkeit und mein Interesse in Anspruch nimmt, weil meiner Meinung nach ein solcher Besitz sich auf edle und erfreuliche Weise an die Zukunft knüpft, während die Triebfeder des Ehrgeizes uns häufig in egoistischen Bestrebungen vereinzelt und vertrocknet."

„Nicht Ihretwegen wünschte ich Zeit zur Ueberlegung," unterbrach ihn Gräfin Erberg; aber meine Pflegetochter ist noch so jung".... —

„Wenn sie mir aber nicht zu jung scheint, um meine innigste Theilnahme zu wecken, gnädige Gräfin?"

„Vielleicht zu jung um sie zu erwidern!" sagte die Gräfin bedachtsam.

„Fürchtete ich das, so würde ich nicht den Muth haben, Ihnen meine Bitte vorzutragen."

„Da sitzt nun das Kind im Nebenzimmer, sprach die Gräfin lächelnd, nimmt englische Sprachstunde unter der Obhut ihrer Gouvernante, und hat keine Ahnung, daß man sie heirathen will."

„Sind Sie dessen gewiß, gnädige Gräfin?"

„Sie würde es mir gesagt haben, sie ist die Offenherzigkeit selbst".... —

„Diese liebliche Eigenschaft hat die Seltsamkeit, daß sie grade bei diesem Punkt aufzuhören pflegt. Werden Sie die Gnade haben den englischen Unterricht zu unterbrechen?"

Gräfin Erberg nickte ihm freundlich zu und sagte: „In zwei Stunden dürfen Sie Sich die Antwort holen."

Das war so viel wie ein Ja! und Valerian küßte dankbar ihre Hand. Kaum war er fort, so trat Unica ein und sagte:

„Eine Deiner Töchter hat der Himmel nun einmal für Valerian bestimmt, Mama! bist Du damit zufrieden?"

„Wir wollen hören, was Ida dazu sagt," erwiderte die Gräfin, und da der Lehrmeister eben fortging, so wurde sie hereingerufen, und Gräfin Erberg theilte ihr Valerians Antrag mit.

„Das dachte ich!" rief sie vergnügt.

„Wie? Du dachtest von Anfang an, Graf Vaudemont wolle Dich heirathen?" rief Gräfin Erberg erschrocken.

„Nicht grade von Anfang an.... aber seit einiger Zeit — seit acht Tagen".... —

„Und hast mir keine Sylbe davon gesagt, Ida!"

„Liebe Tante, vor einiger Zeit machtest Du mir einen Vorwurf wegen einer ähnlichen Aeußerung; da meinte ich, es sei besser zu schweigen und es abzuwarten."

„Und hast Du wirklich Liebe für Graf Vaudemont?"

„Liebe?" fragte Ida überrascht.

„Oder Neigung? oder Vorliebe? mein Kind, man heirathet nicht einen Mann, den man nicht wenigstens etwas lieber hat, als alle übrigen."

„Als alle übrigen! wiederholte Ida; nein, dann kann ich ihn freilich nicht heirathen."

„Ums Himmels willen, Ida, giebt es denn überhaupt einen Mann, der Dir besser gefällt?"

„Allerdings, gute Tante!.... Ulrich!"

„Ulrich?" rief Unica sehr unangenehm überrascht.

„Ulrich! sagte Gräfin Erberg gleichgültig; der kommt für Dich nicht in Betracht."

„Außer ihm kenne ich Niemand, der mir so gefiele wie Graf Vaudemont."

„Du kennst überhaupt erst wenig Menschen; Du bist so jung"....

„Heute bin ich grade fünfzehn Jahr und acht Monat alt; ist das wirklich so sehr jung?"

„Sehr jung, um sich unauflöslich zu binden, mein armes Kind."

„Liebe Tante, sagte Ida entschlossen, ich werde doch am Ende Jemand heirathen. Da ist es besser früh als spät: man weiß, woran man ist, und ich lerne doch schon lieber englisch und italienisch und Gott weiß was! um einem liebenswürdigen und klugen Mann zu gefallen, als so ins Blaue hinein."

Die Lehrstunden waren dermaßen mit ihren Ansichten verwebt, daß sie sie gleichsam wie eine Würze des Brautstandes betrachtete.

Ulrich kam noch immer nicht. Unica wollte eben in seine Zimmer hinunter gehen, da begegnete sie Louis, der geschäftig umherlief, und sie fragte ihn, ob sein Herr vielleicht unten sei. Louis entgegnete, er sei bereits seit einer Viertelstunde heimgekehrt und oben.

„Nein oben ist er nicht, weder bei mir noch bei meiner Mutter," sagte Unica. Und sie erfuhr mit Verwunderung, er sei im zweiten Stock, in den Gastzimmern. Sie ging auch hinauf, und ihre Verwunderung wuchs, als sie ihn friedlich auf einem Sopha etablirt fand, vor ihm auf dem Tisch eine

Menge Spielzeug, und einen Bedienten dirigirend, der die schönsten Blumen in Jardinieren stellte.

„Alles für meinen Liebling, die kleine Tony," sagte Ulrich auf das Spielzeug zeigend.

„Ich hatte bereits Blumen für diesen Salon bestellt," sagte Unica.

„Die Hyazinthen schienen mir so schön, daß ich sie kaufte, entgegnete er; wenn die Blumen kommen, die Du bestellt hast, so erlaubst Du mir wol sie in mein Zimmer zu nehmen."

„Gern, erwiderte sie; aber Du siehst, hier ist Alles aufs Beste geordnet und die Ankunft der Gäste erwartend; ich bitte Dich, komm herunter, Ida wünscht Dich zu sprechen."

„Ida? und Du lächelst so geheimnißvoll? mögte sie sich etwa majorenn erklären lassen?"

„Ungefähr so etwas! komm' nur, sie will es Dir selbst sagen."

Bei Ulrichs Eintritt wechselte Ida die Farbe; sie wurde glühend roth und Thränen traten ihr in die Augen. Bis jezt hatte sie bei der ganzen Verhandlung weder ein Zeichen von Verlegenheit noch von Rührung gegeben; nun war sie gerührt und mit zitternder Stimme sagte sie:

„Ulrich, wenn Du nichts dagegen hast — da Du doch mein Vormund bist — so werde ich Graf Vaudemont heirathen."

„Meine kleine Ida! was? Du bist schon Braut! rief Ulrich. Und noch dazu von einem vernünftigen Menschen! von keinem Elf, von keinem Poltergeist!.... sei glücklich, Kind!" setzte er gerührt hinzu und küßte Ida auf die Stirn.

„Wenn Du es wünschest, werd' ich's gewiß!" rief sie mit funkelnden Augen.

„Legst Du mehr auf Ulrichs, als auf unser Aller Wunsch Gewicht?“ fragte Unica scharf, denn Idas Ausdruck und jener doch ganz väterliche Kuß berührten sie höchst unangenehm, und der Gedanke war ihr sehr angenehm, daß Ida nur noch kurze Zeit in ihrem Hause leben werde.

Ida nahm Unicas Hand und sagte mit einer Weichheit, die nie ein Mensch an ihr wahrgenommen: „Unica, sei mir nicht böse, weil ich das gesagt habe, denn sieh.... es ist Wahrheit! ich bin nicht undankbar für die himmlische Güte Deiner Mutter und für Deine schwesterliche Liebe; aber ich verdanke sie ja nur Ulrich. Seinetwegen habt Ihr mich aufgenommen! Ja ja! rief sie noch lebhafter, als Ulrich sie unterbrechen wollte, Deinetwegen, Ulrich! laß mich's doch sagen! glaubst Du, es demüthige mich, daß ich so unter Deinem Schutz und Deiner Fürsprache stehe?.... Ich war ein kleines, ungezogenes, verwildertes, garstiges Geschöpf, dazu ein armes verlassenes Kind, Niemand war mir gut! da kamst Du, Ulrich, und erbarmtest Dich meiner, wie ein Bruder, wie ein Vater — nein, mehr! denn Du hattest keine Verpflichtung dazu! also.... beinah wie Gott! und von dem Augenblick an hab' ich nichts mehr vermißt, weder Eltern noch Geschwister! weder Liebe noch Güte! bei Dir oder durch Dich bin ich so glücklich geworden, wie ich jezt bin. Darum hab' ich auch nichts auf der Welt so lieb wie Dich, und wenn Dir meine Heirath mißfällt, so sag' es nur; dann geb' ich sie auf und bleibe bei Dir.... bei Euch.“

Ulrich war erschreckt über diesen gar so tiefen Ausdruck von Dankbarkeit und er sagte hastig: „Niemand kann sich mehr über Deine Heirath freuen, als ich, denn Niemand hat sich mehr mit Graf Vaudemont beschäftigt und mehr Gele-

genheit gehabt seine guten und angenehmen Eigenschaften kennen zu lernen. Darum will ich nicht blos sagen: werde glücklich! sondern: Du wirst glücklich sein, wenn Du in Deine neuen Verhältnisse Deine gute unbefangene Seele hineinträgst.“

Valerian trat ein. Idas Rührung verschwand spurlos; sie war nur herzlich verlegen. Unica dachte heimlich: Das hätte noch gefehlt! eine solche Dankbarkeit ist das erste Gewand, worin sich die Liebe hüllt! aber was ist denn Ulrich für ein Mensch, daß keine Frau in seiner Nähe leben kann, ohne ihn zu lieben — jede in ihrer Weise! ich, Ida!.... und ich bin überzeugt, daß meine Mutter ihn mehr liebt als mich. Was thut er denn dafür? welche bezaubernde Eigenschaften hat er? fehlt ihm nicht viel, um vollkommen zu sein? Bah, vollkommen! als ob man je einen vollkommnen Menschen geliebt hätte! — —

Ist dies vielleicht das einzig richtige Lösungswort des Räthsels, das gewiß Jedem von uns aufgestoßen ist: warum manche Menschen mehr als andre geliebt werden, ohne durch besondre Gaben und Eigenschaften oder durch einen ungewöhnlichen Charakter sich auszuzeichnen? — Man begegnet ab und an Personen, bei denen thut man nichts weiter, als daß man sie liebt. Sie überwältigen keineswegs durch ihren Geist oder ihre Vortreflichkeit — das scheucht zurück und gedemüthigte Eitelkeit ist kein Präludium für die Liebe. Man lernt in ihrer Intimität all' ihre Schattenseiten, ihre Härten und Fehler kennen; man leidet durch sie; man zergliedert mit dem Verstande ihre Wesenheit und überzeugt sich, daß deren Bestandtheile ungefähr die aller Welt sind; man mißbilligt, man tadelt, man haßt sie sogar momentan; aber man sieht sie

wieder und liebt sie mehr als zuvor. Ist es etwa, weil man weiß oder ahnt, daß man ihretwegen leiden muß? hat der Mensch etwa einen Abglanz von göttlicher Macht bekommen, der sich über die Schmerzen hinweg, die er verhängt, dennoch lieben läßt? ist etwa diese göttliche Macht, gleich dem Genie, das ähnlichen Ursprungs ist, so verdunkelt von unsrer Schwäche, so gehemmt durch unsre Beschränktheit, so zersplittert durch unsre Bedürftigkeit, daß sie im Grunde weder dem, der sie übt, noch dem, den sie beherrscht, in den irdischen Verhältnissen zum Heil gereicht? ist etwa eine solche Seele, ursprünglich von himmlischen Geistern für himmlische Thaten auserwählt und ausgestattet, mit einer wärmeren Atmosphäre von Liebe auf die Welt geschickt? und setzt sich diese etwa auf der dicken Erde in Glut der Leidenschaft und Lebendigkeit der Gefühle um — zwei Dinge, die so sicher anziehen und so sicher verbrennen, wie das Licht den Schmetterling? Faustine ist eine solche Frau, Ulrich ein solcher Mann.

Idas Verlobung gab Ulrich Veranlassung den Tag wenigstens äußerlich anders als in stumpfer Erwartung hinzubringen. Valerians Eltern, Graf Ostwald und Clotilde kamen — letztere etwas verletzt durch ihres Bruders unerträgliche Geheimnißkrämerei, wie sie es nannte. Es regnete Glückwünsche und Zärtlichkeiten, und als Valerian sich so mit ofnen Armen von der Familie Erberg empfangen sah, fühlte er eine geheime Genugthuung für die schroffe Zurückweisung, die er einst von dem alten verstorbenen Grafen erlitten. Er erfuhr nun auch, daß Ida ein ziemlich bedeutendes Vermögen habe, und es freute ihn, weil er daraus sah, er werde nicht wie eine Versorgungsanstalt geliebt — was viele reiche Männer, und mit Recht, fürchten.

Man blieb den Abend zusammen, und Alle warteten mehr oder weniger auf Margaritas Ankunft. Ulrich ward zuletzt von einer so leidenschaftlichen Ungeduld befallen, daß er die heftigsten Kopfschmerzen bekam und sich am Ende selbst fragte: Welcher Wahnsinn packt dich? was kümmert dich diese fremde Frau?.... die Frau deines Freundes — deines Gastes! — — Unfähig länger gegen die körperliche und geistige Qual zu kämpfen, wollte er eben unbemerkt aus dem Salon schlüpfen; da ertönte ein Posthorn, und nach einigen Minuten stand Margarita in der Mitte aller auf sie gerichteten neugierigen und theilnehmenden Augen.

„O Margarita, rief Unica, wie bist Du unverändert! noch ganz die Alte, mit Deinen Sammetaugen und Deinem guten herzigen Gesicht!" sie nahm Margaritas Kopf in ihre Hände und küßte ihre Wangen.

„Ganz Dein Gesicht von sechszehn Jahren!" rief Clotilde mit einem Anflug von Bedauern, denn sie hatte diese wundervolle Jugendfrische nicht mehr.

Auch Valerian nahte sich ihr mit dem Gruß eines alten Bekannten, und Margarita empfing fast gerührt, alle Ausrufe der Erinnerung und der Freude.

„Aber dies Engelchen! wird es nicht erdrückt zwischen all den großen plumpen Leuten!" sagte Ida, nahm Tony auf den Arm und stellte sie, wie eine Weihnachtspuppe, auf den Tisch.

Nun wurde die Kleine besehen, bewundert, geliebkos't! Von den drei jungen Frauen war Margarita allein Mutter, und Clotilde rief:

„Du mußt in besondrer Gnade beim lieben Gott stehen, Ita, denn sonst seh' ich wahrhaftig nicht ein, weshalb nur Du mit einem so lieblichen Creatürchen beschenkt bist."

„Jezt ist Tony müde, blöde und verschlafen! wenn Du sie munter und aufgeweckt sehen wirst, liebe Clotilde, wirst Du sie mir noch mehr beneiden," sagte Margarita mit einem reizend triumphirenden Lächeln.

„O, sie ist stolz, die Margarita!" rief Clotilde.

„Nein, sagte Fürst Anton ernsthaft, da irren Sie Sich, Frau Gräfin! Niemand ist weniger stolz als meine Frau."

Clotilde machte große Augen und flüsterte in Idas Ohr: „Das ist ein wunderlicher Kauz."

Ulrich allein hielt sich schweigend und fern von Margarita. Er hatte sie die Treppe heraufgeführt und nichts sagen können, als: „Willkommen! sein Sie mir tausendmal willkommen!" — Nun ruhte er aus in dem Glück, sie da zu wissen. Er hörte Andere zu ihr sprechen, ihren Namen nennen; er hörte ihre liebliche Stimme; vor der Hand war ihm das genug. Er sah sie nicht einmal an! er hatte geistig die Empfindung, welche man leiblich hat, wenn man lange im finstern Zimmer gewesen ist und in ein hell erleuchtetes tritt: man schließt ein wenig die Augen. Als Clotilde den Ausruf von Margaritas Stolz machte, blickte er sie zum erstenmal an, denn er wollte etwas wissen, was ihr Auge allein, ihr unbefangenes unbewachtes Auge, ihm sagen konnte; denn ihr Mund oder ihr Wort würden es ihm wol ewig verschweigen! Er wollte wissen, ob Margarita nicht mitten in dieser stolzen Freude an ihrem Kinde einen Gedanken, nur einen einzigen blitzschnellen Gedanken an den Vater dieses Kindes haben würde; ob ihr Blick nicht unwillkürlich ihn suchen, nicht ein

Sekunde auf ihm ruhen und ihn fragen würde: Aber freust Du Dich denn auch, daß die Leute unser Kind anbeten? — ob nicht wenigstens der Vater ihrem Herzen nah sei, wenn es auch der Mann nicht war. Aber kein Gedanke an Fürst Anton kam in Margaritas Seele! für sie war ihr Kind vom Himmel gefallen, und ihr Herz hatte es noch nie unser, sondern immer nur mein Kind genannt, und in ihrem Herzen stand sie mit ihrem Kinde der Welt nicht einsamer und nicht fremder gegenüber, als ihrem Mann.

Sie sucht ihn nicht in der fremden Umgebung! sprach Ulrich zu sich selbst mit einem so unerhörten innern Freudentumult, daß er, um ihn zu dämpfen, auf der Stelle hinzusetzte: Wahnsinn! Wahnsinn! was geht's mich an? was darf es mich angehen?

Margaritas Stimme brachte ihn zur Besinnung. Sie sagte:

„Sie sehen leidend aus, Graf Erberg, und gar nicht mehr so wol wie in Ambrach! waren Sie krank?"

„Unser einfaches Jägerleben bekam Dir vortreflich," sagte Fürst Anton.

„So gut, daß wir uns bei Ulrichs Rückkehr Alle darüber verwundert und gefreut haben," sagte Unica.

„Wirklich? fragte Margarita; nun das freut auch mich. Und ich sehe Sie vielleicht heute mit von der scharfen Luft fatiguirten Augen an."

Ulrich wußte aber sehr gut, daß alle heftigen Emotionen, die er unterdrücken mußte, ihm ein leidendes Ansehen gaben. Warum soll ich unliebenswürdig vor ihr erscheinen? dachte er; und was thut es denn, wenn ich ihr und Anderen meine Freude zeige? Margarita saß zwischen Unica und Clotilde; er

setzte sich hinter sie und hörte zu, wie alle drei zusammen plauderten, traulich und munter, als kämen sie eben aus der Pension. Am Kamin saßen Fürst Anton, Graf Ostwald und der alte Marana und unterhielten sich angelegentlich über den wichtigsten aller Gegenstände: ob es vortheilhafter sei ein Vermögen in Staatspapieren oder im Grundbesitz anzulegen; und nicht minder angelegentlich besprachen Valerians Mutter und Gräfin Erberg Einrichtungen und Hochzeit des Brautpaars, welches seinerseits bereits die Rolle des tête-à-tête in der Gesellschaft übernahm, die man nun einmal die Gewohnheit hat einem Brautpaar aufzudringen. Ich meines Theils kenne nichts Unbehaglicheres und Ungeschickteres als diese Gewohnheit! man will liebenswürdig für diese zwei Menschen sein, und man behandelt sie wie Pestkranke, und man flieht sie, als wären sie nicht mehr im Stande einen allgemein verständlichen Gedanken zu haben oder zu fassen. Keine Frau wagt den Verlobten in ein Gespräch zu verwickeln; kein Mann hat für die Braut einen andern als einen stummen Gruß. Sie sind durch ihr Glück gleichsam in den Bann gethan, und es muß eine tüchtige Neigung sein, die der Langenweile des Brautstandes widersteht. Einige mögen wol aus liebender Ungeduld dessen Verkürzung wünschen; aber die Meisten sehnen sich in den Hafen der Ehe einzulaufen, um von ihrer Quarantaine erlös't zu werden.

Uebrigens war ein Friede, eine Anmuth, ein Wolsein, ein Glanz von Allem, was das Leben schmückt, erleichtert und adelt, über das Zimmer, die Umgebungen und die Menschen ausgegossen, die sämtlich durch Stand, Erziehung und scheinbar glückliche Verhältnisse zu den Begünstigtsten des Himmels gehörten. Keiner war krank, arm, vernachlässigt, unterdrückt

Keiner hatte zu ringen mit dem eisernen Druck des materiellen Lebens. Dennoch — war Einer in dem Kreise glücklich? Ja! — Da auf dem Sopha lag ein schlafendes Kind! Tausend selige Geheimnisse in der Zukunft — tausend unbestimmte Wünsche und strebende unermeßliche Freuden in der Gegenwart — darüber der heilige Schlaf der Unschuld mit seinen Träumen von Engeln gebreitet — ja, das ist Glück! Von zwölf lebenden Wesen war also Eines glücklich — und dies Eine wußte es nicht! —

Indessen, wenn Manche finden werden, Valerian sei doch glücklich mit all seinen reichen Aussichten, oder Margarita mit ihrem stillen Herzen, oder Fürst Anton mit seiner unzerstörlichen Selbstzufriedenheit, oder gar Ulrich in dem Erwachen einer hohen Leidenschaft: so geht daraus hervor, daß jene Französin ganz Recht hatte zu sagen: „Le bonheur est là où on le met."

Als in der Mitternachtsstunde der Champagner mit den Gratulationen, Händedrücken und Umarmungen um die Wette strömte, sagte Valerian:

„Wenn Jeder von uns sagen müßte welche bestimmte Form er den allgemeinen Glückwünschen, die er empfängt, ertheilt, so würden wir vielleicht hinter liebliche Geheimnisse kommen."

„Bravo! so spricht ein Verlobter — aber kein Ehemann," sagte Graf Ostwald trocken.

„Nun, wie spricht der Ehemann?" fragte Clotilde unverzagt herausfordernd.

„Er spricht: man würde hinter nichts kommen, denn die Frauen würden das Gegentheil von dem, was sie wünschen, sagen" — erwiderte Ostwald.

„Vorurtheil der Männer! rief Clotilde; wir sind aufrichtiger als Ihr seid! Es ist nur ein Unglück, daß wir es nicht immer sein dürfen."

„Das seh' ich nicht ein! sagte Ida, ich z. B. wünsche nach zwanzig Jahren Graf Vaudemont so gut zu gefallen wie heute."

„Und ich, ein Töchterchen zu haben — niedlich wie Tony, sagte Clotilde. Sind dies etwa keine ganz aufrichtige durch ihre Natürlichkeit verbürgte Wünsche?"

„Ja wol, ja wol! sagte Fürst Anton, sehr brave redliche Wünsche! ich meines Theils, wünschte drei Söhne zu haben."

„Drei!" rief Ostwald ganz verblüfft über den kolossalen Wunsch.

Clotilde begann dermaßen über die beiden Männer zu lachen, daß Alle einstimmen mußten, obgleich nicht Alle dazu Lust hatten. Fürst Anton lachte so gut wie die Uebrigen; plötzlich fragte er ganz ernsthaft:

„Ueber wen und was ist denn eigentlich gelacht worden?"

„Ueber mich — weil ich lustig und ehrlich bin," rief Clotilde schnell.

„Zwei liebenswürdige Eigenschaften — sehr liebenswürdige, Gräfin Ostwald! versicherte Fürst Anton; dann fuhr er fort: Nun, Ita, sag' uns, was Du wünschest." Er hatte keine Ahnung davon, daß man einen Scherz nicht bis zur Langenweile verfolgen dürfe. Er würde auch an den alten Marana dieselbe Frage gerichtet und andächtig der Antwort zugehört haben.

„Ich wünsche, sagte Margarita, daß es uns Allen immer so gut gehen möge wie heute Abend!" Damit stand sie auf, und gab das Signal des Aufbruchs.

„Das ist ja gar kein vernünftiger Wunsch, sondern eine Redensart, brummte der Fürst; Jeder muß seine Privatkasse von Wünschen haben! laß doch die Uebrigen für sich selbst wünschen.“

Ein Carneval.

Ulrich hatte nicht vergessen, daß Margarita in Wildingen den Wunsch ausgesprochen einem glänzenden Ball beizuwohnen. Die 20,000 Personen und Peterhof konnte er ihr freilich nicht schaffen; allein er machte sich ein Fest daraus ihr gleich am ersten Tag einen eleganten Ball zu geben und sie auf diese, für sie die heiterste Weise, in die Gesellschaft einzuführen. Unica war, wie immer, vollkommen mit diesem Vorschlag zufrieden gewesen.

Der Abend kam, das Portal war erleuchtet, die Treppe mit Orangenbäumen garnirt, der Tanzsaal stralend; Ulrich und Unica gingen darin auf und nieder, die Gesellschaft erwartend. Da trat Margarita ein.

„O! rief sie, ich kann nicht sagen, wie gut mir dies Alles gefällt! es kommt mir vor wie ein Märchen.“

„Dessen Fee Sie sind,“ konnte Ulrich sich nicht enthalten zu sagen.

„Sieh die übrigen Zimmer doch auch an, sagte Unica Margarita unter den Arm fassend; die Tapeten sind aus Lyon, die Möbeln aus Paris.“

Sie gingen neben einander — Beide durch und durch verschieden, und Jede in ihrer Art so schön! Unica vollendet in der Form, die Gestalt einer Diane chasseresse, der Kopf einer Camee, nichts an demselben zu tadeln als die Stirn, die in ihrer zu starken Wölbung das untrügliche Gepräge des Eigensinns trug; Margarita weicher, geschmeidiger, nymphenhaft, ein Kopf mit unbestimmten Zügen, die aber in ihrer Zartheit und Beweglichkeit Momente der höchsten Schönheit verheißen. Unica hatte an Farbe und Feuer die herrlichsten dunkelblauen Augen, mit dem beherrschenden, ich mögte sagen absoluten Blick, der denjenigen Augen eigen ist, welche wie ein Spiegel die Gegenstände auffassen und zurückwerfen, und gleichsam mit polirtem Stahl gefuttert sind; Margaritas Augen hatten nicht diese bestimmte Farbe; allein sie waren schön durch ihre Größe, ihren Schnitt, ihren Glanz, und hauptsächlich durch den langen tiefen Blick, der dem Meer und nicht dem Spiegel gleicht, der zwar auch die Gegenstände auffaßt und wiedergiebt, aber sie zugleich überhaucht mit dem geheimnißvoll zitternden Schimmer seiner Eigenthümlichkeit. Unica war gekleidet in Weiß und Gold, ruhig, prächtig, edel, ein goldner Kranz lag auf ihren dunkelbraunen Locken wie eine Königskrone. Margarita trug rosenfarbenen Flor und einen Rosenkranz, einfach wie ein Kind oder wie eine Göttin. Unicas Haltung, ihre Art zu sein, zu sprechen, sich zu bewegen, war ganz gut, ganz ungezwungen und vornehm — aber es war darin jener conventionelle Hauch, den die Gewohnheit in und für die Gesellschaft zu leben, gleichsam als Fassung

für den Edelstein verleiht. Ihre Manieren waren vortreflich, eben weil keine Eigenthümlichkeit sie beherrschte und weil sie das Produkt der Erziehung, des Beispiels und der Uebung waren. Denn das muß man überhaupt als ein Merkmal unsrer Zeit betrachten, daß sie durchgehends Produkte liefert, aber keine originellen Werke erzeugt, daß ihre Maschinen-Tendenz sich weit über den Kreis der Industrie hinaus, durch alle Zweige des Lebens erstreckt hat. Begehrt man vielleicht ein Beispiel, um das deutlich zu verstehen, was ich den conventionellen Hauch nenne? Man betrachte den Tanz: von zehn zu zehn Jahren verändert sich die Art, wie man tanzt. Der Walzer bleibt derselbe, allein bald wird er gehüpft, bald geschleift; heutzutag tanzt man gehend, in zehn Jahren wird man es wol so weit gebracht haben sitzend zu tanzen. Oder die Art das Compliment zu machen: bald steif, bald nachlässig, bald verbindlich. Jede dauert ihre Zeit, und so lange sie dauert, gilt grade nur sie für elegant oder von gutem Ton. Diesem Einfluß kann Niemand sich entziehen, der in der Gesellschaft lebt. Er grassirt unwiderstehlich wie die Grippe, nur unschädlicher. Er vernichtet wenig und bringt in die Massen einen Anstrich von Ordnung und Geschmeidigkeit.

Von diesem Einfluß konnte Margarita in der Einsamkeit ihres Waldschlosses, in dem engen Kreise ihrer Familie und ihrer Untergebenen keine Ahnung haben. Ihr fehlte das, was man Form nennt; dafür hatte sie denn freilich den Vortheil, daß sie nie die hohle Form für das Wesen gab. Damit ist aber den wenigsten Menschen gedient. Zum Glück hatte sie Takt, diesen Fühlfaden der Seele, und damit ersetzte sie den Mangel an Uebung. Indessen fanden doch viele Personen sie unter ihrer Erwartung, und gar nicht zu vergleichen mit

Unica, nicht einmal mit Ida. Der Eine tadelte ihre nachlässige Haltung, der Andere sagte, sie habe keine Augenbrauen, der Dritte fand ihren Mund zu groß.

Unica wollte ihren Augen nicht trauen, als sie Ulrich den ersten Walzer mit Margarita tanzen sah. Er hatte nie getanzt, so lange sie verheirathet waren, und früher war ein halber Walzer in Ems die einzige Probe seines Talents gewesen, die er je vor ihr abgelegt. Sie war dermaßen erstaunt, daß sie aus der Reihe heraustrat um sich zu überzeugen, ob es wirklich Ulrich sei, und als sie die Ueberzeugung gewonnen, hätte sie viel darum gegeben nicht seine Frau zu sein, um auch mit ihm tanzen zu dürfen. Uebrigens theilte alle Welt ihre Verwunderung, und da ihn diese schon aus einigen Augen ansah, und von einigen Lippen anlächelte, und da Niemand weniger als Ulrich Lust hatte eine Neigung zur Schau zu tragen: so tanzte er noch ein Paar Contretänze mit andern Frauen, und glaubte jetzt mit der unbegreiflichen Verblendung, die allen Liebenden eigen, daß Keiner die geringste Ahnung von seinem Herzenszustand haben könne. Ob jene bekannte Fabel vom Strauß bei diesem Vogel wahr ist, weiß ich nicht; aber bei Liebenden ist sie keine Fabel; weil sie die Welt nicht mehr sehen, so bilden sie sich steif und fest ein, die Welt sähe auch sie nicht, während nur sie beobachtet werden, indem nur sie durch ihre tausend Unvorsichtigkeiten, Zerstreuungen, Thorheiten, Unbegreiflichkeiten, der Beobachtung einen unterhaltenden Gegenstand bieten.

Für Margarita begann ein, wie sie selbst es nannte, märchenhaftes Leben. Zum erstenmal lebte sie — wenn man den Gebrauch aller Fähigkeiten für leben allein gelten läßt. Sie war unter Menschen, unter Fremden und Freunden; sie

lernte die Unterhaltungen, die Kleinlichkeiten, die Interessen der eleganten Welt kennen; sie machte die Feste mit, tanzte auf den Bällen, lernte sich kleiden für die verschiedenen Tagesstunden, für den Morgen- und Abendbesuch; sie ging ins Schauspiel, lachte in den Possen, weinte im Trauerspiel, war selig in der Oper; sie nahm eifrig mit Ida zusammen Gesang- und Sprachunterricht; sie verbrauchte die Zeit, sie amüsirte sich immer und überall; denn immer und überall — war Ulrich da. Hätte er gefehlt, so würde all die Neuheit, der Glanz, der Wechsel sie oberflächlich unterhalten — nicht innerlich befriedigt haben. Diese Befriedigung schrieb sie auf Rechnung ihres bunten reichen Lebens, weil sie weder dies Leben, noch die Liebe kannte.

In der Zeit, die auf Ulrichs Abreise von Ambrach gefolgt war, hatte sie zwar immer an ihn gedacht, aber die Aussicht ihn wiederzusehen, war so nah, und war von so freundlichen Umständen begleitet, daß sie sich sorglos den süßesten Hofnungen hingab, und ohne die Exaltation, welche hofnungslose Sehnsucht erzeugt, sich mit seiner Erinnerung beschäftigte. Er war in alle Bilder ihrer Zukunft verwebt, sie schmückte sich ein liebliches Leben mit ihm und Unica aus, und oft bedauerte sie, daß er keinen Sohn habe, der einst Tony heirathen könne. Zuweilen dachte sie an gewisse Augenblicke, in denen sie sich, ihm gegenüber, unsäglich beklemmt gefühlt; an gewisse Aeußerungen voll Melancholie und Muthlosigkeit, die ihr wie Schwerter durch die Seele gegangen; aber ertappte sie sich nicht selbst auf Momenten der Schwermuth ohne Grund, der Trauer ohne Gegenstand? weshalb sollten nicht Andere denselben unterworfen sein? und wenn sie es waren, warum sollte sie nicht mit ihnen sympathisiren oder ihnen helfen die

Melancholie zu überwinden? — Daß sie sich am vorletzten Tage seiner Anwesenheit, damals in ihrem Zimmer, gesagt hatte: Er liebt dich! — war ihr eine peinliche Erinnerung. Sie sprach beruhigend zu sich selbst: Severin hatte mich so verdrießlich, scheu und reizbar gemacht, daß ich wol alle Männer im Wiederschein seines unerträglichen, zudringlichen Benehmens betrachtet habe! Das darf mir da draußen nicht begegnen! es wär' doch zu albern mir einzubilden, daß jeder in mich verliebt sei, der gern mit mir spricht.

Darin hatte sie freilich vollkommen Recht! nichts ist alberner, als so eine permanente Voraussetzung. Da es aber um einer Person näher zu kommen kein besseres Mittel giebt als viel mit ihr zu sprechen, so ist das eine ganz alltägliche Allüre im Anfang einer Leidenschaft, ehe man ihren Einfluß bekämpfen oder ihren Ausbruch vermeiden will: man spricht mit einander. Während der Gespräche kommt man allmälig zu der Ueberzeugung, daß jene Voraussetzung keine Albernheit ist, allein man beharrt bei ihr, zuweilen aus Furcht, zuweilen aus Bequemlichkeit, oft aus Liebe. — Genau so machte es später Margarita.

Severin war ihr aber so unerträglich worden, daß sie sich kaum entschließen konnte mit ihm zu sprechen. Freundlich wie sonst war völlig unmöglich! sie hatte nur noch zerstreute, gleichgültige Worte für ihn. Ihre Theilnahme ging andern Schritten nach! Sie mogte auch nicht mehr mit ihm singen; sie that es wol, wenn er selbst oder Fürst Anton sie dazu auffoderten, doch sie schlug ihm nie mehr ein Duett vor, und um ihn doch nicht augenscheinlich zu kränken, passionirte sie sich scheinbar für eine Menge Lieder und Romanzen, die sie sich von Gräfin Friedrich hatte geben lassen. Der Fürstin entging

diese Veränderung nicht. Sie beobachtete genau Margarita und Severin, und speicherte vorsorglich die Frucht ihrer Beobachtungen für künftiges Bedürfniß auf.

War Margarita Anfangs in Frankfurt glückselig, so waren Ulrich und Unica es nicht minder; er, weil er wieder in ihrer Nähe lebte, und sich von ihr erwärmen und umstralen ließ wie der Mond von der Sonne; sie, weil Ulrich für sie war, was Margarita für ihn. Ja, er war freilich anders als sie ihn je gekannt, und diese fremdartige Glut und Kraft seines Lebens hatte sich nicht an ihrem Herzen entzündet; das mußte sie sich wol eingestehen. Aber daß ihre Vermuthung über das Erwachen seiner ersten Liebe völlig grundlos gewesen, erkannte sie bald, theils aus dem Umstand, daß er wirklich drei Wochen in Ambrach zugebracht, theils aus der Art, wie er die Gegenwart behandelte. Die Gegenwart war ihm wichtig, er genoß sie, er freute sich ihrer, er wollte sie leben — nicht blos durchleben, wie der, welcher in ihr kein wahres inniges Interesse hat. Er war beständig in dem Familienkreise, beständig in den großen Zirkeln der Gesellschaft; er sonderte sich nicht mehr ab, er rührte keine Karte an, er ritt nicht mehr einsam spazieren; er ritt mit ihr und Valerian, mit Fürst Anton und Clotilden, während Margarita und Ida von ihrer Kalesche aus die Reiter und Reiterinnen verglichen und kritisirten, und hinter ihrer lauten Bewunderung eine stille versteckten.

„Graf Vaudemont sitzt ungemein elegant zu Pferde,“ sagte Margarita.

„Finden Sie wirklich nicht, daß die Haltung meines Vetters noch sicherer ist?“ fragte Ida.

Fürst Anton machte herzhaft Clotilden den Hof. Erst fand sie ihn sehr plump, hernach sehr drollig, zuletzt ganz originel. Sie behauptete, ihr wären nie zwei so vollkommen natürliche Menschen vorgekommen, wie Fürst Anton und Margarita. Das war auch ganz richtig: er, ein Repräsentant der gewöhnlichen — sie, der edlen Natur. Clotilde hatte nie einen Mann zurückgeschreckt; ihr funkelndes Irrlichtwesen fand im Anlocken den höchsten Reiz; und Fürst Anton, als schwerer Nachtfalter, der er war, ließ sich blenden und wurde tout bonnement verliebt. Verliebte langweilen sich nicht! er amüsirte sich so außerordentlich gut, wie er davon in seinem Leben keine Ahnung gehabt; und Margaritas Zufriedenheit ward dadurch noch erhöht, denn sie hatte für ihren Mann im Stillen die Langeweile gefürchtet.

Unica war die Erste, die aus der allgemeinen Freude zum Schmerz erwachte. Alle saßen plaudernd und lachend eines Abends um den lieben runden Tisch, für den Alle erklärten, trotz Bälle und Feste, eine entschiedene Liebhaberei zu haben. Bald war das Gespräch allgemein, bald zerfiel es zwischen einzelne Gruppen. Eben besprach man die Abdication eines Monarchen: der Eine lobte, der Andre mißbilligte sie; Dieser nannte bewundernswerth, was Jener erbärmlich fand. Unica sagte:

„Ich begreife keine Abdication, weder der Krone noch von sonst etwas. Was mein ist, das halte ich fest, bis in den Tod, bis in den Untergang.“

„Aber wenn es Ihnen zu entschlüpfen droht, gar wirklich Ihnen entschlüpft?“ fragte Valerian.

„Nun, wenn ich bei der ersten Drohung abdizire, so gesteh' ich frühzeitig meine Schwäche ein; thue ich es nicht, so bleibt

mir doch wenigstens bis zum letzten Augenblick Hofnung und Kampf."

„Was man mir streitig macht, sagte Margarita, was nicht mein ist von Gottes Gnaden, das tret' ich ab, sei es eine Krone oder eine Stecknadel."

„Nein! sagte Unica; ich würde nicht den Besitz der Welt begehren. Hätte ich sie aber einmal, so behielte ich sie, und regierte fort."

„Das wär' mir zu mühselig, sagte Ida, wäre die Welt mein, ich gäbe sie dem lieben Gott zurück."

„Ich thäte dasselbe! rief Clotilde, über die der Geist ihrer Vorältern kam; doch umsonst gäbe ich sie ihm nicht zurück. Der liebe Gott müßte mir statt der Welt allerlei Dinge geben, die mich mehr freuen."

„Für die Welt ließe sich schon ein kleiner Tauschhandel machen, sagte Ulrich lachend; aber was würde die Fürstin mit ihr anfangen?"

„Ich? sagte Margarita; o ich würde sie dem Mann schenken, den ich liebe."

„Ich würde mich ganz gehorsamst für ein so lästiges Geschenk bedanken, sagte Fürst Anton, als ob Margarita zu ihm gesprochen hätte. Ich habe der Plage genug mit Ambrach! ich weiß, was das heißt."

Ulrich antwortete nichts. Margarita sah ihn an, während sie seine Frage beantwortete. Als sie schwieg und während ihr Mann sprach, fragte er sie mit einem einzigen Blick nach dem Commentar ihrer Worte; aber sie wendete den ihren so schnell fort, als scheue sie die Frage oder die Erklärung. Ulrich fühlte sich zur Gewißheit eines unendlichen Glückes emporgerissen. Er hätte sein Leben darum gegeben nur einen

Moment mit Margarita allein sein — nur einen Moment ihr Auge festhalten zu dürfen. Das Herz gleicht jenen nervenzarten Organisationen, die es empfinden, wenn sie über Metalladern fortgehen: es fühlt die Liebe aus dem fremden Herzen heraus, wenn sie auch noch so tief versteckt und vergraben wird. Er war zu glücklich, um sprechen zu mögen; er nahm zerstreut Margaritas Arbeitskörbchen, besah es, nahm ein Paar Kleinigkeiten heraus und rief plötzlich:

„Ah!" mit einem so freudigen Ton, daß Unica, welcher schon die vorige stumme Szene nicht entgangen war, jezt sehr lebhaft rief:

„Welch einen erfreulichen Gegenstand hat Ulrich da gefunden? darf er ihn uns zeigen, Margarita?"

Den Boden des Körbchens bildete ein Blatt von weißem Velinpapier, auf das eine Aster, von einer zierlichen Arabeske umrankt, gemalt war. Ulrich hatte die Aster erkannt, die er in Margaritas Zimmer vollendete. Margarita sagte:

„Sehr gern, liebe Unica;" aber sie sah mit einiger Befangenheit Ulrich an, und er übernahm für sie eine kleine Lüge und sagte, indem er das Körbchen an Unica gab, ziemlich gleichgültig:

„Ich habe die Fürstin an dieser Blume nach der Natur zeichnen sehen, und freue mich, daß sie ihr so gelungen ist."

Margarita war tödtlich verlegen — theils weil Ulrich ihr kleines Geheimniß entdeckt, theils weil er nicht die Wahrheit gesagt hatte; am meisten aber, weil es ihr selbst unmöglich gewesen wäre sie zu sagen. In Unicas Seele war der erste Lichtstral gedrungen, grell, scharf, unleugbar, wie in das Aug' eines Blinden, dem der Staar gestochen ist; die Ueberzeugung drang sich ihr auf, daß ein anderes Interesse mit

dieser Blume verknüpft sei. Daher sagte sie in dem scharfen Ton, den sie früher so oft ihrem Mann gegenüber brauchte:

„Ich habe die Blumenmalerei immer etwas insipid gefunden.“

„Da hast Du ganz Recht! bei ihr werden wir am meisten gewahr, welche Pfuscher wir sind,“ erwiderte Margarita demüthig, denn ihr schien, als habe sie ein Unrecht gegen Unica begangen, und als müsse sie Ulrich für seine Freude und seine Unwahrheit strafen.

Allein Ulrich blieb glückselig, denn statt auf Margaritas Worte zu achten, hörte er nur ihre liebliche Stimme, die doppelt anmuthig neben Unicas Härte klang, und als er später allein in seinem Zimmer war, warf er sich mit vollen Segeln in den Sturm seines Glückes hinein, denn er begann ihrer Gegenliebe gewiß zu werden, und damit begann für ihn die neue Aera, die er so glühend erhoft, und an die er seit Jahren nicht mehr geglaubt hatte. Er liebte wieder ein schönes, edles Geschöpf, das die Melusine seiner Träume war, das die holdselige Gestalt angenommen, in welcher er einst all' seine Begeisterungen, seine Idole und seine Wonnen verkörpert gesehen, und das nicht gleich Jener wie eine Phantasmagorie im Finstern bezaubernd, und im Tageslicht eine hohle Larve war. Eben so trüb' und vernichtend, als seine Gedanken glänzend und fliegend, waren Unicas. Ach, sie erkannte, daß es für sie sich jezt nicht mehr darum handle mit der Schattenwelt der Vergangenheit zu ringen, sondern mit einer frisch aus dem Herzen und aus dem ewigen Frühlingstrieb der Liebe entsprungenen Gegenwart. Seit sie Ulrichs Geschichte von ihm selbst erfahren, hatte sie eine große

Beruhigung in dem Gedanken gefunden, daß seine Leidenschaft ihn zu elend gemacht, als daß er je einer zweiten sein Herz öfnen werde. Kein feindliches Heer kann sich in dem Lande erhalten, das bereits einmal verwüstet worden ist. Aber sie vergaß, die Kraft und Glut des Gefühls in Anschlag zu bringen, die in dem Mann schlummern mußte, welcher Jahre lang von der Exaltation der Liebe getragen, nur für die ferne Geliebte gelebt — und als er ihren Unwerth erkannt, wiederum Jahre lang in unheilbarer Schwermuth vegetirt hatte. Lebendigkeit des Geistes, Adel der Seele und Glut des Herzens — das sind drei Flammen, die sich nicht ersticken lassen. Oft scheinen sie todt, allein dann brennen sie nach innen hinein! sie brennen wie Naphtha unter der Erde, wie griechisches Feuer unter dem Wasser — so unter dem Druck des äußern Lebens, unter der Gemeinheit der Umgebung, unter dem Mangel an Erwiderung fort. Sie darben oft, vielleicht fast immer, in der erstickenden Atmosphäre der Welt, sie glühen wie Kohlen ohne Nahrung, und graue Asche äußerlicher Gleichgültigkeit bedeckt sie. Doch ein Luftzug — und ein Strohhalm zur Nahrung — so lodern sie auf, die alten, ewigen, heiligen Flammen; — und das sah jezt Unica mit unnennbarem Schmerz. Sie hatte die Gewißheit von Ulrichs Liebe, als er kaum selbst sie hatte, und als Margarita noch dagegen rang. Denn das that Margarita. Sie ergab sich nicht ohne Schwertstreich diesem Gefühl, das sie überschauerte wie ein Blütenregen im Winter, süß und fremd, und so berauschend, daß die wenigsten Menschen Stärke genug haben, um nur einen Schritt aus dem Zauberkreis hinaus — oder einen Blick darüber hinweg zu thun. In ihren tiefen Einsamkeiten war ihre Seele rein geblieben und stark geworden. Ihr

schienen alle Verhältnisse einfach und klar, denn sie betrachtete alle von oben herab. Darum — wenn sie auch nichts von ihrer oder Ulrichs Liebe wissen wollte: — Eines wußte sie, nämlich daß es unmöglich sei, Verrath an ihrem Mann und an ihrer Freundin zu begehen. — So hatte doch jene geheimnißvolle Stimme in Ambrach Recht! sprach sie ihrerseits zu sich selbst in der stillen Nacht; Er liebt mich! Er würde meinetwegen die Welt nehmen und tragen, die ich ihm geben mögte! O mein Gott .... und ich! Sie kniete nieder und betete mit den Worten des heiligen Augustin: „Gieb mir Kraft, o Herr, zu thun, was Du gebietest, und dann gebiete, was Du willst.“ Eine wort- und namenlose Traurigkeit überstürzte sie. Er wird zu Grunde gehen und ich werde auch zu Grunde gehen, wenn Gott mein Gebet erhört, dachte sie, und vielleicht wünschte sie, er möge ihr die Kraft versagen, um die sie ihn angefleht. Aber sie nahm sich vor, nicht mehr so viel mit Ulrich zu sprechen, nicht mehr vorzugsweise an ihn das Wort zu richten, nicht mehr so tief in seine Eigenthümlichkeit einzudringen, nicht mehr mit ihm den einen Walzer zu tanzen, um den er sie auf jedem Ball regelmäßig bat, ohne weder vorher noch nachher mit irgend einer andern Frau zu tanzen.

Und sie brachte ihren Vorsatz sogleich zur Ausführung. Es war am andern Tag ein glänzender Ball. Sie hatte sich sehr dazu gefreut und einen zierlichen, frischen Anzug gewählt. Als sie beim Ankleiden dachte, daß sie heute nicht mit Ulrich tanzen würde, kam ihr der Ball, die späte Toilette, die Hitze und das Gedränge eines Festes langweilig vor, und sie sann über einen Vorwand nach, um daheim zu bleiben. Sie fand keinen; sie mußte hin und tanzen wie sonst. Aber sie lang-

weilte sich. Nach ein Paar Tänzen kam Ulrich und fragte wie gewöhnlich:

„Welchen Walzer haben Sie die Gnade gehabt mir zu bestimmen?"

„Keinen," antwortete sie verlegen.

„Also einen andern Tanz.... etwa den Cotillon?"

„Gott behüte! rief sie hastig; ich bin zu allen Tänzen versagt und habe.... Ihren Walzer vergessen."

„Weil Sie ihn vergessen wollten?" fragte Ulrich lächelnd. Denn er wußte sehr gut, daß, wenn eine Frau wirklich dergleichen vergessen hat, so macht sie einen Scherz daraus und wird nicht unruhig — wenigstens nicht einem wolerzogenen Mann gegenüber.

„Dazu hätte ich ja durchaus keinen Grund," antwortete sie.

„O, rief Ulrich, Sie werden mich nie überreden, daß Sie etwas vergessen können, was einem Andern Freude macht."

„Sie tanzen so wenig, daß man Ihre Freude am Tanz bezweifeln darf."

„Sie wollen wahrscheinlich behaupten, ich tanzte aus Mitleid mit Ihnen, da es Ihnen so sehr an Tänzern fehlt? sagte Ulrich neckend. Indessen, das Unglück ist geschehen, Sie haben meinen Walzer — das ist Ihr Ausdruck, nicht der meine — vergessen; versprechen Sie mir dafür den ersten auf dem nächsten Ball."

„Ich versage mich nicht so lange vorher," erwiderte Margarita."

„Für welch Verbrechen strafen Sie mich?" fragte er, plötzlich ernst.

„Strafen! wer denkt daran! entgegnete sie. Ich sag' Ihnen ja, ich werde mit Ihnen tanzen, sobald ich sehe, daß es Ihnen wirklich Vergnügen macht."

„Und woran werden Sie das sehen?"

„Wenn Sie mehr als bis jezt tanzen werden."

Ein junger Mann holte sie ab zum Contretanz, und in demselben Augenblick trat Ida zu Ulrich heran und sagte fast traurig:

„Ich bin noch gar nicht recht in der gehörigen Ballübung, lieber Ulrich! ich verwechsle die Tänzer, ich mache Confusion und so kommt es denn, daß ich diesem Contretanz zusehen muß."

„Diesen Schmerz sollst Du nicht haben, meine kleine Ida, wenn Du mich zum Tänzer annehmen willst," sagte Ulrich ganz erfreut; Ida gab ihm noch erfreuter die Hand, und er stellte sich mit ihr grade Margarita gegenüber hin. Sie lächelte, als sie ihn gewahr wurde. Nach dem Tanz fragte er sie fröhlich:

„Haben Sie Sich jezt genugsam von meinem Eifer überzeugt?"

„Sie scherzen, erwiderte Margarita gedankenvoll, und mir ist es Ernst."

„O mir auch!" rief Ulrich feurig.

Keiner fragte den Andern, was ihm Ernst sei.

Margarita versuchte, auch in dem täglichen kleinen Zirkel ihre Aufmerksamkeit weniger Ulrich zuzuwenden. Aeußerlich gelang ihr das, denn man kann sich genug beherrschen, um Jemand weder anzureden, noch anzusehen; allein sie war zu wenig darin geübt, ihren Seelenzustand zu verbergen und ihre Empfindungen waren zu tief und zu wahr, um sich nicht

tausendmal zu offenbaren. Margarita sah nicht mehr von ihrer Arbeit auf, wenn Ulrich in die Thür trat; sie hatte auch gar nicht mehr nöthig, sich durch den Blick von seiner Anwesenheit zu überzeugen. Ihr Auge suchte ihn nicht mehr, wenn sie sprach. Dennoch war ihr Ton inniger, ihr Ausdruck lebhafter, ihr Lächeln freundlicher in seiner Gegenwart und in seiner Nähe. Ulrich beobachtete sie zu aufmerksam, um nicht einen großen Unterschied zwischen der Margarita zu finden, die da sprach, wenn er am andern Ende des Saales Schach spielte oder ein Journal las, oder sich mit Männern unterhielt — und der, welche sprach, während er hinter ihrem Stuhl oder neben ihr saß. Daß sie seine Unterhaltung vermied oder abkürzte, bewies ihm, mit jenen Umständen verbunden, nicht sowol ihr zu geringes, als ihr zu großes Interesse an derselben. Aber sie glaubte sehr viel gethan zu haben und in die nothwendige Entfernung von ihm getreten zu sein! Das Erkenntniß dieser Nothwendigkeit und die Anstrengung, um sie beständig im Auge zu behalten, gab ihr einen schwermüthigen Ernst, der ihre natürliche Lieblichkeit erhöhte. Edelsteine glänzen nirgends so schön, als auf schwarzem Sammet.

„Ich mögte wissen, Valerian, was Du von unsern Freunden urtheilst," sprach Clotilde eines Morgens zu ihrem Bruder.

„Liebe Clotilde! rief er schnell, ich beschwöre Dich, sei vorsichtig! Du bist so lebhaft, daß Dir bisweilen eine kleine Unbesonnenheit entschlüpft und ich versichere Dich: Manche von uns stehen auf einer Pulvermine, die ein Wort, ein Blick in die Luft sprengen kann."

„Siehst Du denn nicht, Valerian, welche Mühe ich mir gebe, um Fürst Anton unausgesetzt zu beschäftigen?" fragte sie.

„Großmüthige Freundin!“ sagte er etwas spöttisch.

„Nun ja, er amüsirt mich mit seiner derben Naivetät, entgegnete sie achselzuckend; doch warlich, ich hab' immer dabei ein Auge auf Margarita! ich mögte sie warnen“.... —

„Ums Himmels willen nicht! wie lange wird sie denn noch bleiben! sobald sie fort ist, wird Ulrich sich besinnen, sich fassen“..... —

„Aber Unica ist in einem so überreizten Zustand, daß sie jeden Augenblick irgend eine gewaltsame Szene herbeiführen kann! Dann, welch eine Lage für Margarita!“

„Margarita benimmt sich himmlisch, liebe Clotilde! überlasse sie ganz sich selbst, störe sie nicht, sie könnte durch Rath oder Warnung in Schwankung gerathen“.... —

„Sie benimmt sich himmlisch? rief Clotilde. So seid Ihr Männer! immer parteiisch, immer bestochen! Weil sie ein Gesicht hat wie Sainte N'y touche, so findest Du ihr Benehmen himmlisch, und kannst Du leugnen, daß ihr die Liebe für Ulrich auf der Stirn geschrieben steht?“

„Nein! aber es steht so ernst, so einfach, ich mögte sagen, so unschuldig da, und sie ist so entfernt von Gefallsucht, Eitelkeit und Triumph, daß ich den sehen mögte, der ihr einen Vorwurf daraus macht.“

„Unica nimmt sich denn doch diese Freiheit!“

„Unica sollte sich an ihren Mann wenden! dem dringt die Leidenschaft für Margarita gleichsam aus allen Poren und er giebt sich so wenig Mühe, es vor Unica zu verbergen, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre.“

„Sie ist es wirklich nicht für ihn! glaube mir, Valerian: zwischen den Beiden ist ein Geheimniß! Er mag sie nicht!“

„Du wirst Dir Fabeln ersinnen, Clotilde! warum sollte er sie geheirathet haben?"

„Sie ist sehr reich" .... —

„Nimmermehr! passionirte Charaktere wie Ulrich heirathen nicht aus Spekulation."

„Er war ihrem verstorbenen Vater viel Dankbarkeit schuldig!"

„Und das lohnt er der Tochter so schlecht?"

„Vielleicht heirathete er sie, um eine Andre zu kränken! denn, lieber Valerian, passionirte Menschen sind zwar nicht der Berechnung, aber etwas stark der Thorheit unterworfen. Ich habe nicht gern mit ihnen zu thun; sie treiben das Schiffchen des Lebens beständig mit vollen Segeln im Sturmwind, und so wird es auf Klippen oder Sandbänke gejagt. Margarita müßte durchaus Vorsicht von Ulrich verlangen — ihretwegen, Unicas wegen und der Welt wegen. Was würde aus der, wenn sich Jeder so unbefangen seiner Neigung hingeben wollte? Er tanzt nur mit ihr" .... —

„Das hat seit einiger Zeit aufgehört."

„Er spricht zwar mit uns allen, aber nur zu ihr! er hat nur Augen, nur Seele, nur Gedanken, nur Leben für und durch sie! Wenn sie fortreist, was wird aus ihm werden?"

„Das kommt darauf an, wie sie sich trennen! — Ich wünschte, ich hätte erst Ida aus all dem Wirrwarr heraus und in Sicherheit gebracht."

„Auf wann die Hochzeit, Valerian? definitiv."

„Den ersten Mai, nicht früher noch später! dann ist Ida sechszehn Jahr alt. Gräfin Erberg will nicht anders."

Unica hatte in der That allen Frohsinn, alle Unbefangenheit gänzlich verloren. Beständig erbittert und gereizt, be-

ständig Ulrichs Huldigung für Margarita vor Augen, setzte sich ein tiefer Haß gegen die ehemalige Freundin in ihrem Herzen fest, und es mißfiel ihr Alles an derselben. Ulrich gewahrte mit Erstaunen, daß Unica unausgesetzt, direct und indirect, Margarita tadelte und ihr widersprach, daß sie überhaupt an der Grenze der Unart gegen sie hinstreifte. Er hielt das für Eifersucht — nicht in Bezug auf seine Person, sondern im Allgemeinen, und er wunderte sich über den Mangel an Takt, dem alle Frauen verfallen, sobald sie sich beeinträchtigt glauben. Daß Unica ihn lieben könne, fiel ihm nicht ein. Er hielt sie für kalt, stolz und launenhaft, und überhaupt nur für fähig, aus Grille und Eigensinn zu lieben. Sie war ihm zu gleichgültig, um ihren Charakter zu studiren. Er war nicht sowol für sie erkaltet, als von Anfang an kalt für sie gewesen. Früher gefiel sie ihm, weil sie ihm Vertrauen einflößte. Er hatte Glück von ihr erhoft. Als er das nicht fand, zog er sich zurück, ohne eigentlichen Schmerz um sie, nur mit dem Schmerz seiner Enttäuschung. Es blieb ihm nichts als die Achtung für ihre guten Eigenschaften. Das und die Dankbarkeit für ihren verstorbenen Vater genügte, um ihn zu dem freundlichsten und rücksichtvollsten Benehmen gegen sie zu veranlassen, so lange er in seiner gleichgültigen, herzensmatten Seelenstimmung verharrte; aber diese Empfindung konnte schwerlich in die Schranken gegen eine Leidenschaft treten und unmöglich sie bekämpfen. Er wollte sie auch gar nicht bekämpfen! er wollte auf Margaritas Frieden, auf ihre Verhältnisse, auf ihren unangetasteten Namen die strengste Rücksicht nehmen und keinen Schritt thun, der sie im Geringsten compromittiren oder in eine falsche Stellung zu ihrem Mann bringen mußte; er wollte Alles

ehren und schonen, wodurch sie gebunden war; aber lieben wollte er sie! in ihrer Nähe wollte er leben! Heftige Leidenschaft begehrt ihre Freiheit — durchaus. Der Schatten einer Fessel, welcher ihn an Unica knüpfte, mußte schwinden — dazu war er entschlossen. Unica selbst mußte es wünschen. Er nahm sich vor, es freundschaftlich bei gelegener Zeit mit ihr zu besprechen, und ihr wie einer Schwester, wie einer bewährten Freundin sein ganzes Vertrauen zu schenken. Aber Unica vermied geschickt ein solches Vertrauen. So lange Margarita da war, wollte sie nichts sehen, noch wissen, noch verstehen. Sie fürchtete sich vor dem Ausbruch ihrer eigenen Gefühle, sobald Ulrich diesen Punkt berühren würde, und sie mogte nicht in Margaritas Gegenwart gedemüthigt und vernachlässigt erscheinen, und vielleicht deren Mitleid erregen.

Und so folgte denn auf die rosenrothe Frühlingszeit einer allgemeinen Ruhe und Zufriedenheit eine Epoche dumpfer Schwüle und Beklemmung, die immer dem Ausbruch des Gewitters vorhergeht, und sich dem ganzen Kreise fühlbar machte. Wäre nicht Ida mit ihrer unbefangenen — und Clotilde mit ihrer absichtlichen Munterkeit immer da gewesen, so hätte diese Stimmung nicht so lange dauern können; jezt wurde sie unterwirbelt. Fürst Anton hatte nur Augen für Clotilde. Er brachte alle Zeit bei ihr zu, die sie nicht im Erbergschen Hause zubrachte. Clotilde verstrickte ihn, so tief sie konnte, theils zu ihrem eigenen Vergnügen, denn es hatte sich wol nie ein Mann so ehrlich und so gründlich in sie verliebt! theils weil sie aus Liebhaberei für Intriguen Ulrich und Margarita etwas Freiheit verschaffen wollte. Sie glaubte, sobald nur Fürst Anton nicht da sei, würde Ulrich sehr leicht Margarita allein sehen können, und wäre das der Fall, so

würden sich Beide über die zu nehmenden nothwendigen Rücksichten verständigen. Das geschah aber nicht. Ulrich sah Margarita nie allein. Er isolirte sich mit ihr in der Gesellschaft, aber einsam, wie in Ambrach ein Paar Mal, sah er sie nicht. Sie brachte die Morgenstunden mit Ida und mit den Lehrern zu, und die übrige Zeit ward von dem häuslichen oder dem geselligen Kreise in Beschlag genommen. Diese Morgenstunden waren ihm fürchterlich, denn er befand sich mit Margarita unter einem Dach, und sah sie nicht! denn: sich sehen! ist die Hauptsache für Liebende; wenn auch beobachtet, bewacht, von neugierigen oder feindlichen Augen gehütet, mit Angst vor Verrath — Alles ist besser als sich nicht sehen! Das fand auch Margarita. Gedachte sie der Zukunft, die doch unerbittlich näher und näher rückte, wo Tage, Wochen und Monate verstreichen würden, ohne einen Blick und ein Wort von Ulrich, so legte es sich ihr eiskalt um das Herz, und sie glaubte ernstlich sie würde es nicht überleben. Fiel ihr dann vollends ein, daß sie die Frau eines Andern, daß sie Mutter sei, daß etwas Sündhaftes, etwas Verbrecherisches in diesem Gefühl für den Mann einer andern Frau liege, daß sie alle göttlichen und menschlichen Gebote verletze: so warf sie sich vor Gott nieder, mit jenem Schrei des unsäglichen Schmerzes, den Gott allein von Menschenlippen hört, weil er allein ihn in Menschenseelen versteht. Und erhob sich dann Margarita aus ihren Thränen, ihren Gebeten und ihren bittern Qualen, mit dem festen Entschluß ihre Gefühle stumm zu vergraben, so versank sie wieder in die süße Qual, die das ewige Erbtheil einer erwiderten aber verschwiegenen Liebe ist; und nur wenn sie Ulrich sah, hörten alle Qualen, süße wie bittre, auf.

Ida sagte eines Abends: „Ich werde etwas unbeschreiblich Komisches erzählen, was Graf Vaudemont mir vorhin ganz ernsthaft erzählt hat.“ — Es war ihr Vergnügen, Valerian zu necken; dann mußte er sich vertheidigen, dann wurde er lebhaft, und dann gefiel er ihr ganz besonders gut.

„Ich bin wirklich recht neugierig auf meine eigne komische Geschichte,“ sagte er.

„Als Graf Vaudemont mich zum ersten Mal gesehen hat, hier in diesem Salon, an diesem Tisch, friedlich Tapisserie nähend, hat er eine Art von elektrischer Commotion empfunden, eine Freude, eine Glücksverheißung, einen Schreck.... was war es eigentlich, lieber Valerian?“

„Lassen wir es beim Schreck,“ sagte er neckend.

„Gut! — also: er hat einen gewaltigen Schreck bei meinem Anblick gehabt, und behauptet nun, so müsse sich die Liebe ankündigen.“

„Ich erlaube mir eine kleine Erläuterung, nahm Valerian das Wort; der Sinn meiner Behauptung war der: zwei Menschen, die in eine wichtigen Beziehung zu einander treten werden, wissen bei der ersten Begegnung, bei dem ersten, aus der Seele heraus, gewechselten Worte, daß sie entweder ein Schicksal haben werden — und das ist Liebe — oder daß sie einen gegenseitigen, mittelbaren, aber mächtigen Einfluß Einer über des Andern Leben üben werden. Fehlte uns diese Wahrnehmung, so könnte uns ja nichts zu Verbindungen der Liebe und Freundschaft bewegen, als Ueberlegung, Gewohnheit und Berechnung, und wer mag von einer andern Liebe wissen, als von der, die unwillkürlich das Herz überwältigt.“

„Wer liebte je, und nicht beim ersten Blick! — spricht irgend ein berühmter Dichter," rief Clotilde mit possirlicher Emphase.

„Ich glaube wirklich, daß der Mann Recht hat, wenn er auch nur ein Dichter ist," sprach Fürst Anton ganz nachdenklich.

„Nun, sagte Ida, wenn ein berühmter Dichter und Fürst Thierstein, wenn zwei solche Polaritäten... wie Poesie und Prosa, mein' ich — Ihrer Meinung sind, so bin ich freilich überstimmt, lieber Valerian."

„Ida, ich bin Deiner Meinung! rief Unica. Nehmen Sie mir es nicht übel, Graf Vaudemont, aber die Behauptung von der Seelen=Erkenntniß beim ersten Blick, scheint mir nichts als eine poetische oder verliebte Floskel, die nur von diesen beiden Menschenklassen gebraucht, aber sonst von Niemand ernsthaft angewendet werden dürfte. Wie? das Herz, diese verschwiegene, geheimnißvolle Gottheit, sollte offenbar vor dem ersten, besten Blick sein, der darauf fällt?"

„Nicht vor dem ersten, besten Blick, gnädige Gräfin! erwiderte Valerian. Ich habe wol mit hundert Damen getanzt und geschwatzt, ohne auch nur die entfernteste Ahnung von ihrem Herzen, ja, ob sie überhaupt eins besitzen — zu haben. Allein, wenn mein Blick nichts als das Innerste gesucht hat, so hat sich auch dieses offenbart."

„Sie sprechen von Ihren speciellen Erfahrungen, und die kann ich freilich nicht beurtheilen, sagte Unica etwas wegwerfend. Im Allgemeinen scheint mir Ihre Theorie den Fehler aller Theorien zu haben: sie ist gefährlich in der Anwendung. Es giebt Menschen, die beständig unter der Gewalt des Augenblicks erliegen, die nicht im Stande sind der flüchtigsten

Neigung zu widerstehen, die nichts haben als Sinne für den oberflächlichsten Reiz, die immer hingerissen und nie gefesselt sind: wenn die sich Ihres Axioms bemächtigen, und zu ihrer Bequemlichkeit oder ihrer Entschuldigung behaupten, sie hätten in dem Gegenstand ihrer momentanen Laune ein Wesen erkannt, das ihr Schicksal beherrschen soll: so kann man doch warlich keine Zuversicht zu einem Glauben behalten, der solcher Deutung fähig ist."

„Wenn die Deutung eines Glaubens Dich von dem Glauben selbst abschreckt, so mußt Du auch den christlichen fahren lassen, sagte Ulrich, denn er ist zu Mord, Verfolgung, List und Lüge gedeutet worden."

„Und dann, nahm Margarita das Wort, behauptete Graf Vaudemont ja auch, daß nur die Berührung von Seele und Seele, daß nur die Liebe eine solche Wahrnehmung zulasse. Die Kälte, der Leichtsinn, haben weder Grund noch Recht sich darauf zu berufen."

„Nur die Liebe? rief Unica spöttisch: meine gute Margarita, giebt es denn etwas Alltäglicheres, Allgemeineres, ich mögte sagen Gemeineres als die Liebe?"

„Es kommt immer darauf an, was man unter Liebe versteht, sagte Graf Ostwald, z. B. Chamfort .... hat sie so erklärt" .... —

„Ostwald! rief Valerian vorwerfend, Dein Cynismus gehört nicht hieher."

„Als Studenten sagten wir wol auch dergleichen Dinge in Gegenwart von Frauen, bemerkte Fürst Anton, aber immer auf lateinisch."

„Lieber, bester Fürst, belehrte ihn Clotilde, in Gegenwart von Frauen eine Sprache sprechen, die sie nicht verstehen, ist

der Gipfel schlechter Erziehung, und nur einem Studenten zu verzeihen."

„Fürchten Sie kein Latein von mir, erwiderte er lachend; ich spreche am liebsten mein ehrliches Deutsch."

Zwischen all' der Hin= und Widerrede sagte Margarita sanft und traurig:

„Lieben ist selten und schwer."

„O, sagen Sie nicht, daß es schwer sei," bat Ulrich ganz, ganz leise.

„So schwer, sagte sie noch melancholischer, daß die meisten Menschen nicht Kraft genug haben die Liebe zu tragen. Sie fallen mit ihr, oder lassen sie fallen."

Als Ida bemerkte, daß Graf Ostwald die Unterhaltung in ein etwas unstatthaftes Gebiet lenken wollte, hatte sie sich geschwind ans Piano gesetzt, und fragte nun Margarita, ob sie nicht ein wenig zusammen singen wollten. Ulrich ersehnte eine abschlägige Antwort von Margarita; aber sie stand auf und sang mit Ida. Er rückte seinen Stuhl zurecht, um ih=ren vollen Anblick zu haben, stützte den Arm auf die Lehne eines Sophas, und legte den Kopf so in die Hand, daß seine Augen beschattet waren. Auf diese Weise sah er nur sie; die Lichter, die auf dem Flügel standen, beleuchteten sie hell, und warfen auf ihr blaßgrünes Seidenkleid silberne Reflexe; es giebt Sterne, die einen solchen Glanz haben. So saß er lange, regungslos, stumm; sie hielt seine Seele in ihrer Sphäre fest. Ein Nachtwandler kann nicht peinlicher geweckt werden und zu Boden fallen, als plötzlich Ulrich bei Nennung seines Namens. Er ließ die Hand sinken und sah sich ganz bewildert nach der Störung um. Er hatte nicht beachtet, daß Clotilde auf dem Sopha neben ihm die ganze Zeit gesessen

und ihn beobachtet hatte. Nun hielt sie es für eine Pflicht der Menschlichkeit, ihn zu wecken.

„Was befehlen Sie?“ fragte er verstört.

„Mein Gott, ich glaube, Sie haben geschlafen!“ rief sie lachend.

„Vielleicht geträumt, erwiderte er; aber sagten Sie vorhin nicht etwas? Ida accompagnirt den Gesang gar zu rauschend.“

„Ich sagte, entgegnete Clotilde, daß dieser Nixengesang bezaubernd sei.“

„Bezaubernd ist das wahre Wort, Frau Gräfin!“ rief Ulrich lebhaft.

„Doch vielleicht mehr durch den Vortrag als durch die Composition.“

„Was die Composition betrift, so bin ich völlig unfähig sie zu beurtheilen. Ich verstehe nur die Musik, wenn sie mir durch den Vortrag erklärt wird.“

„Und an eine solche Erklärung glauben Sie blindlings? nehmen Sie Sich in Acht! setzte sie hinzu, scherzhaft mit ihrem schneeweißen Finger drohend; Sie würden nicht der erste Ritter sein, der sich von einer Nixe in ihre Krystallgrotte hinabsingen ließe.“

„Halten Sie das für gefährlich genug, um eine Warnung zu verdienen.“

„Mögen sich so viel Ritter da wollen verzaubern lassen! sie haben warlich nichts Besseres zu thun! rief Clotilde, und ich betrachte es wie ein großes Glück für Jeden, dem es begegnet. Nur hüte er sich, daß der Zauber, der um ihn gesponnen wird, sich nicht an einem Gegenzauber breche.“ Mit einer ganz feinen, mehr angedeuteten als ausgeführten Bewe=

gung blickte sie auf Unica, die sich so gesetzt hatte, daß sie zugleich Margarita und Ulrich im Auge haben konnte. Sie war todtenbleich, stützte ihren Kopf auf die Lehne ihres Fauteuils und hielt ihre Augen geschlossen, um ihre Thränen und ihren Schmerz zu verbergen. Ulrich verstand nur halb Clotildens Meinung, aber kaum gewahrte er Unicas Zustand, so saß er auch schon an ihrer Seite, und fragte so liebreich, was ihr fehle und ob nicht etwa die Musik sie angreife, daß sie ihrer Bewegung nicht Herr bleiben konnte und in Thränen ausbrach.

Die Musik verstummte, die halblauten Gespräche hörten auf; Alle drängten sich zu Unica — nur Margarita nicht. Sie hatte nichts gesehen von der ganzen Szene, aber sie fühlte, jedes Wort oder Zeichen der Theilnahme von ihrer Seite müsse Unica in diesem Moment verletzen. Sie liebt ihn und sie grämt sich! sprach sie heimlich zu sich selbst; und ihr Gram ist meine Schuld! — Sie sank auf den Sessel am Flügel, sie wollte fort, auf der Stelle weit fort; am liebsten.... ins Grab; ihretwegen sollte Niemand leiden.

„Anton!" rief sie. Sie zitterte so, daß sie nicht sprechen konnte.

„Nun bekommt meine Frau auch einen Weinkrampf! sagte der Fürst ganz verdrießlich; ist denn so etwas ansteckend? Ita, besinne Dich! Gräfin Unica wird sich gleich erholen, sie ist schon fortgegangen."

„Sie? nein, nein! ich will fortgehen!" rief Margarita hastig.

Ulrich, der mit seiner Schwiegermutter Unica nach deren Zimmer geführt hatte, kam jezt zurück und sah voll Entsetzen

Margarita noch bleicher, noch zitternder als Unica war. Bei ihr ward mehr als sein kühles Mitleid rege.

„Ich will fort!“ wiederholte Margarita, unfähig sich aufrecht zu halten.

Der Fürst statt sie fortzuführen, lief im Salon umher, rief abwechselnd nach Tony und nach Eau de Cologne, und klingelte aufs Gerathewol so heftig, daß er den Schellenzug in der Hand behielt. Ein Paar Bedienten stürzten herein. Ohne ein Wort zu sagen, nahm Ulrich Margarita in die Arme, ließ die Thüren öfnen und trug sie die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer.

„Das ist allerdings das Beste, sagte der Fürst, folgte mit Clotilden, und fragte sie: ob sie nicht die Cholera hat?“

„Warum nicht gar! solch ein Krampfanfall ist nichts Ungewöhnliches. Morgen sind Beide frisch und gesund,“ antwortete sie beruhigend.

„Margarita hat nie dergleichen gehabt.“

„Folge des Carnevals! sein Sie ganz unbesorgt.“

Ulrich hielt sorgsam Margarita auf den Armen. Er hing an ihrer Wimper, an ihren Lippen mit stummer, angstvoller Bitte um einen Blick oder eine Sylbe der Beruhigung. Als er sie endlich auf eine Chaise longue niederlegte, fragte er:

„Margarita?“ — Und er mußte wol seine ganze Seele in das eine Wort gedrängt haben, denn wie von einer Beschwörung erwachte sie und sagte:

„Nein, nein, o nein.“

„Aber ich liebe Sie, Margarita!“ flüsterte er.

Sie machte mit der Hand eine heftige Bewegung nach ihrem Herzen, und als Clotilde in demselben Augenblick diese Hand nahm, war sie starr und eiskalt.

„Sie ist ohnmächtig, sagte Clotilde; gehen Sie, meine Herren! wir sind genug, ich und die Kammerjungfer. Aber gehen Sie doch!" wiederholte sie ungeduldig, denn Ulrich stand noch immer, wie in eine Statue verwandelt da, während der Fürst bereits an der Thür war.

Er durfte nicht länger das Gebot überhören und ging.

„Was in aller Welt ist den beiden Frauen eingefallen! brummte Fürst Anton, seinen Arm nehmend. Ob sie sich nicht übernehmen beim Tanz? Margarita wenigstens ist nicht daran gewöhnt, Nacht für Nacht zu schwärmen. Oder ob sie sich erkälten in ihren Florkleidern? oder sich zu fest schnüren? Um eine Linie dünner zu sein, würden sie Judas Pein erdulden! sie sind so eitel und so unvernünftig .... die Weiber!"

Ulrich konnte nichts antworten, denn er hatte nichts gehört. Im Salon eintretend, wo nur Ida mit Valerian und Ostwald geblieben war, riefen diese drei ihnen entgegen:

„Wie geht's der Fürstin?"

„Schlecht!" sagte Fürst Anton. Er war verdrießlich über diese Störung der allgemeinen Behaglichkeit, die ihn obenein zu etwas Sorge und Theilnahme verpflichtete.

„Schlecht? wiederholte Ida; unmöglich! ich hole genaue Nachricht!"

Ulrich nickte ihr dankbar zu und sie lief hinauf.

„Wär' es nicht um die angenehme Gesellschaft hier im Hause, sagte Fürst Anton, so führ' ich morgen fort, denn der

Soireen ꝛc. bin ich von Herzen satt, und ganz gewiß, Erberg, sie bekommen weder Deiner noch meiner Frau."

„Du kannst unmöglich jezt reisen, erwiderte Ulrich beängstigt, die kalten Nachtquartiere, das unfreundliche Reisewetter würde der Fürstin noch mehr schaden."

„Es ist nicht unfreundlich, nur kalt, und frische Luft stärkt die Nerven."

„So wollen wir lieber auf ein Paar Tage nach Hochhausen gehen, sagte Ulrich, in fünf bis sechs Stunden sind wir da" .... —

„Topp! rief Fürst Anton; das ist ein excellenter Einfall! ich hab' schon lange gewünscht, Deine Einrichtung und Deine Anlagen dort und in Malans zu sehen. Laß uns gleich morgen hinfahren .... Alle zusammen!"

„Wir müssen doch erst die Genesung der Kranken abwarten," sagte Ulrich.

„Und morgen ist Mardi gras und Ball beim englischen Minister," bemerkte Valerian.

„Der Ballsaal wird auch ohne uns voll genug sein!" rief der Fürst.

„Die Fürstin befindet sich ganz gut, sagte die eben eintretende Ida; sie ist zu Bett gegangen, läßt Allen eine gute Nacht wünschen und sagen, der Nervenzufall wäre von zu großer Anstrengung beim Singen erzeugt."

„Ich werde ihr sogleich unser Project mittheilen," sagte der Fürst und ging hinauf.

„Uebermorgen meinetwegen, antwortete Clotilde, nachdem sie ihm zugehört; morgen nicht, denn wir Alle haben die Einladung zum Ball angenommen, und es wäre doch allzu wunderlich, statt dessen nach Hochhausen zu fahren."

„Ich führe am liebsten nach Ambrach, lieber Anton," sagte Margarita leise.

„Später, gutes Kind, später! entgegnete der Fürst. Erst laß uns sehen, wie Ulrich auf dem Lande lebt. — Und nun, Sie edle, barmherzige Schwester, geben Sie mir Ihren Arm, und lassen wir die Kranke ausschlafen!" Er bot Clotilden den seinen, und Margarita schöpfte Athem, denn sie war allein und ungestört. Sie wollte nachdenken, sich besinnen, sich entschließen — aber ach! sie hatte Alles vergessen, Schreck, Angst, Selbstanklage! sie hörte immerwährend eine süße, himmlische Musik, sie sah immerwährend goldne feenhafte Bilder! denn was sie hörte und was sie sah, hieß: — — „Aber ich liebe Sie, Margarita." — O wenn sie hätte antworten dürfen: „Und ich liebe Dich, Ulrich!" — Das schrie ihr Herz, das zitterte auf ihren Lippen; allein sie fühlte, daß der Himmel über ihr schwanken würde, wenn sie es je ausspräche. Wäre es nur die Erde gewesen, so hätte sie es doch gethan.

Während der Zeit küßte ihr Mann zärtlich Clotildens Hände und fragte:

„Hat meine Frau allein an Ihre Barmherzigkeit ein Recht?"

„Barmherzigkeit gegen Leute, die es nicht nöthig haben, ist Thorheit," entgegnete sie.

„Tigerin! holdselige Tigerin!" rief der Fürst entzückt, weil immer ihr Lächeln oder ihr Ton oder ihre Bewegungen etwas Anderes sagten, als ihre Worte. Er verstand es die Liebe leicht zu nehmen.

Gräfin Erberg brachte ihrerseits die Nachricht, daß sich ihre Tochter erholt habe, und am nächsten Morgen war nicht die Rede mehr von der gestrigen Störung, und dafür nur

vom Ball beim englischen Minister und von der auf morgen festgesetzten Fahrt nach Hochhausen.

Am Abend bat Ulrich Margarita um den letzten Walzer; sie hatte keinen Grund ihn zu versagen, aber sie sah ihn über die ungewöhnliche Bitte erstaunt an.

„Der Anfang und das Ende einer Epoche macht auf uns Eindruck; was in der Mitte liegt, nicht; antwortete er. Ich habe diese Zeit durch einen Tanz mit Ihnen begonnen und beendet, so scheint sie mir ein goldner Ring zu sein — ein Zauberkreis, aus dem ich nie heraustreten werde.“

„Wozu das Alles?“ fragte sie, traurig den Kopf schüttelnd.

„Wozu? um zu leben, Fürstin! um anders zu leben als bisher.“

„Anders? wird es besser sein?“

„Haben Sie so wenig Zuversicht zu mir?“

„Sagen Sie lieber: so viel! ich glaube, daß Sie immer gut und edel gelebt haben, und daß Sie daher fortleben sollten wie bisher — weil Sie auf dem Wege Ihr Glück finden, und das Glück Anderer machen werden;“ sagte Margarita leise, aber fest.

„Bis vor ungefähr drei Jahren, erwiderte Ulrich, lebte ich ungefähr wie alle jungen Männer: meine äußere Existenz wickelte sich in einer regelmäßigen Carriere ab, und Alles, was dieser an Farbe, Wechsel, Emotionen und Ueberraschungen gebrach: Alles das hatte ich in mir noch durch die extravagantesten Hofnungen und Wünsche und Gestaltungen meiner Zukunft. Uebrigens glaub' ich, daß mein Leben damals ein gutes zu nennen war; ich arbeitete fleißig, ich hütete mich vor verlockenden Thorheiten, ich hatte einen Zweck: ich baute

mir moralisch ein Haus für mein künftiges Glück. Da begab sich eine Katastrophe, die mich aus meinem Gleise schleuderte, indem sie mir das Ziel, für das ich gelebt, als ein nichtswürdiges enthüllte. Ich trug dabei keine andre Schuld als die der Leichtgläubigkeit; dennoch flößte mir meine ganze Vergangenheit, und was mittelbar und unmittelbar mit derselben zusammenhing, einen so tiefen Widerwillen ein, daß ich mich auf der Stelle in die friedliche Thätigkeit des Landlebens und an den häuslichen Heerd flüchtete. Seitdem ist mein Leben ein Gemisch von Trostlosigkeit und Absurdität."

Diesen Schluß hatte Margarita so wenig erwartet, daß sie sichtlich zusammenfuhr, ehe sie sagte: „Sie geben Ihren Launen einen allzu harten Namen."

„Meinen Launen? fragte er; dann sich besinnend setzte er hinzu: „Ah, Sie reden von meiner Leidenschaft für das Spiel, für die Einsamkeit, für die nächtliche Fledermaus- oder Uhu-Existenz! ja, ja! das ist absurd genug! aber sehen Sie: wenn in dem intimsten Getriebe unsers Wesens ein Rad oder eine Feder verbogen ist, so nimmt die ganze Maschine eine verschrobene Richtung an, wo eine Absurdität die Consequenz der andern wird, und wo alle nur dann gehoben werden können, wenn man das ganze Werk friedlich aus einander nimmt" ....—

„Und mit dem Material ein neues zusammensetzt," unterbrach Margarita.

„Das ist unmöglich! sprach Ulrich bestimmt, es hat sich abgenutzt, seine Untauglichkeit erwiesen und all seine Spannkraft verloren. Verhältnisse, die mich einmal gründlich elend gemacht, mir den Glauben genommen und die Hofnung geknickt haben — können mich nie mehr beglücken."

„Es kann Sie ebenso wenig beglücken sie zu zerstören."

„Zerstörung setzt einen festen Grund voraus. Durch einen Hauch auf eine Seifenblase wird nichts zerstört, kein Recht verletzt, kein Glück beeinträchtigt."

„Sie sprechen seltsam von .... Ihrem Leben, sagte Margarita, eigentlich wollte sie sagen: von Ihrer Ehe; — aber in allen Zuständen sind Geheimnisse, die einem Dritten räthselhaft sind. — Er braucht sie auch nicht zu errathen, fuhr sie lebhaft fort; denn Eins bleibt wahr und für Alle eine unwandelbare Richtschnur: Verhältnisse, in die wir freiwillig getreten sind, Pflichten, die wir übernommen haben, weil wir von ihnen Befriedigung erwarten, müssen wir fortführen und fortleisten, bis Gott sie von uns nimmt."

„Das heißt: so lange er uns Kraft giebt sie zu tragen."

„Das wäre eine gefährliche Probe, denn wir haben fast immer Lust, Mangel an Muth für Mangel an Kraft gelten zu lassen."

„O, rief Ulrich heftig, wir gestehen unsre Schwäche ein! aber Frauen verschanzen die ihre immer hinter Worte."

„Sie wissen wol, daß ich Worte nicht brauche, indem ich Ueberzeugungen habe," erwiderte Margarita, und ihr Blick legte sich klar und beruhigend wie Sternenlicht über Ulrich. Ihr war es Ernst um das, was sie sagte; sie wollte sich nicht Schritt um Schritt überwinden lassen; sie war nicht kokett. Aber ebenso wenig war sie exaltirt; sie wollte auch ebenso wenig das Schwerste thun, nur weil es schwer war, wie das manchen Personen begegnet, die voll Phantasie und ohne ächtes Gefühl, nicht sowol heiligen Ueberzeugungen als ihrer Eitelkeit huldigen, und sich immer als Opferlämmer drapiren.

Margarita wollte nicht fallen und nicht fliegen, sondern nur stehen.

Das fühlte er auch sehr gut und es erfüllte ihn mit einem Gemisch von Bitterkeit und Bewunderung, von Demüthigung für sich und von Stolz für sie. Er war zugleich selig und vernichtet, weil er sie so sehr anbeten mußte. Er lehnte den Kopf zurück und sagte mit der ihm eigenthümlichen, herzzerschneidenden Entmuthigung:

„Sie hatten Recht gestern Abend: lieben ist selten und schwer! — Die Liebe fehlt uns, oder täuscht uns, oder verläßt uns."

Margarita saß neben ihm. Sie wendete sich so zu ihm, daß sie ihm grade ins Gesicht sah, und mit tiefem Ernst sprach sie die Worte des indischen Dichters: „Wen hat Liebe je verlassen — kannst Du's sagen?"

„Margarita!" rief Ulrich beinah jauchzend und warf beide Hände vors Gesicht, um seine Bewegung zu verbergen.

„Still! o still! rief Margarita lebhaft und leise; nennen Sie nicht meinen Namen! mit solchem einzelnen Namen steht immer der Mensch einsam dem Menschen gegenüber und hört nur zu seinem Herzen reden!"

„Und das fürchten Sie so sehr?"

„Bin ich denn einsam? fragte sie mit sanftem Vorwurf; steht nicht mein Kind neben mir? O, Sie wissen ja, daß ich nicht einsam bin .... und es nicht sein darf. — Dies Alles ist unaushaltbar!" rief sie plötzlich, legte die Hand an die Stirn, stand auf und ging durch das Zimmer in den Tanzsaal.

Er folgte ihr nicht, er sah ihr nicht nach; er dachte nur: sie liebt mich. Alles Andre war ihm gleichgültig, vor der

Hand sogar ihre Gegenwart. Ihm war zu Muth, als müsse er sich in sein Glück begraben. Er ging in ein abgelegenes, durch Alabasterlampen matt erleuchtetes Cabinet, setzte sich in die Fensternische auf einen tiefen Lehnstuhl und zog den faltigen Vorhang zusammen, so daß Niemand ihn gewahr werden konnte, der nicht den Vorhang öfnete. Das Gewirr des Balles drang nicht bis hieher. Es war still und kühl, und Ulrich versank in Contemplation, wie ein Einsiedler in seiner Zelle. Ein leichter, rascher Schritt, und das Rauschen eines Ballkleides weckte ihn. Er blickte flüchtig durch eine Spalte im Vorhang, gewahrte Clotilde, die ihre aufgelösten Locken vor dem Spiegel zu ordnen strebte, und sah nicht weiter hin. Gleich darauf folgte ein Männerschritt und Ulrich hörte Fürst Anton sagen:

„Gräfin, Sie bringen mich um meine Besinnung! Sie wissen recht gut, daß ich Sie vergöttre“ .... —

Clotilde lachte, und strich ihr Haar mit beiden Händen glatt.

„Ja ja! warum soll ich Sie nicht vergöttern? Andre thun es doch, und ich thue es aufrichtiger als Andre. Warum also kokettiren Sie den ganzen Abend mit einem dummen Jungen, aus dem Sie Sich gar nichts machen? .... O, Tigerin Sie!“

Ulrich war sehr verdrießlich nicht von Anfang an gehustet oder genies't zu haben, denn das Gespräch nahm so schnell eine Wendung, die keinen Zeugen brauchte, daß er ein Stoßgebet zum Himmel schickte, um nicht entdeckt zu werden. Wären es andre Personen gewesen, so würde es ihn nicht sehr berührt haben; aber so gradezu in Fürst Antons Herzensangelegenheiten — wenn der Ausdruck hier anzuwenden

ist! — eingeweiht zu werden, war ihm unsäglich widerwärtig. Dabei fühlte er eine geheime Versuchung zur Freude, einen dämonischen Triumph, als ob sein Glück ihm jezt gewisser sei. Aber er brauchte nur in Gedanken vor Margarita hinzutreten, um zu wissen, daß sie nie durch ihn eine Sylbe von dieser Begegnung erfahren würde. Nein, sprach er zu sich selbst, ich liebe sie bis zum Wahnsinn.... bis zum Verbrechen vielleicht!.... aber nicht bis zur Nichtswürdigkeit.

Und so mußte er hören, daß Clotilde halb im Scherz, halb im Ernst, dem Fürsten ein Rendezvous in Hochhausen versprach und dann in den Tanzsaal mit ihm zurückkehrte. Ulrich hatte Lust die ganze Partie nach Hochhausen aufzugeben. Allein Margarita freute sich dazu, und es war ihm ein lieblicher Gedanke, die Stätten, die ihm gehörten, von ihrem Fuß betreten zu sehen. O, Himmel! das Amt eines Tugendwächters ist unerfreulich und ganz umsonst! sprach er halblaut. Seine Einsiedelei kam ihm entweiht vor; er verließ das Cabinet, suchte Margarita auf und fragte sie, ob noch nicht die Reihe an ihren letzten Walzer gekommen sei.

„Es wird der nächste sein, erwiderte sie, nicht für die eigentlichen Tänzer, aber für mich! Ich bin fast beschämt gestehen zu müssen, daß ich mich übersättigt fühle vom Tanz, von Musik, von Ballkleidern — von Allem, was ich mir wunderhübsch vorstellte, eh' ich es kannte.“

„Es hat Ihnen also nicht bei uns gefallen?“ fragte Ulrich, der häufig seine Worte so stellte, um ihren Widerspruch zu wecken; denn er wußte, daß die Frauen in der Lebhaftigkeit des Widerspruchs oft mehr sagen, als sie wollen. Uebrigens war dies keine berechnete Absicht bei ihm, sondern eine so alltägliche, ich mögte sagen, abgebrauchte Schlauheit

der Liebe, daß jede nur einigermaßen erfahrene Frau sich nicht darauf eingelassen hätte, ihn ernsthaft zu widerlegen.

Margarita ließ sich aber auch nicht weiter darauf ein, als daß sie Ulrich ansah mit einem jener Blicke voll heiligen Erstaunens, die ihn schon früher so sehr frappirt hatten. Denn es gehört wesentlich zum guten Ton über nichts zu erstaunen, Monstrositäten mit kühlem Achselzucken, himmlische Mirakel mit kühlem Lächeln abzufertigen, und überall die vollkommenste Gleichgültigkeit an den Tag zu legen; das soll die Ruhe der Superiorität bedeuten. Da Margarita sich öfter die Erlaubniß nahm, über das, was sie sah und hörte, zu erstaunen — z. B. über die faden Urtheile der Welt, und über die Gesetze, nach denen die Welt Huldigung oder Verdammung spendet — so hatte sie sich dadurch den Ruf seltner Beschränktheit erworben. Sie weiß von nichts! hieß es; sie versteht nichts! — Vielleicht wußte Ulrich allein, welch ein tiefes Verständniß der Dinge sie hatte, denn in der Gesellschaft äußerte sie sich wenig und sprach mit wenig Worten. „Ich bin nicht auf gleichen Ton mit der Gesellschaft gestimmt, hatte sie früher einmal zu Ulrich gesagt; darum klingt, was ich sage, zu hoch oder zu tief in der allgemeinen Symphonie. Ich muß Solos exekutiren .... oder Duetts mit Ihnen.“ Das kränkte sie nicht, und betrübte sie nicht; sie suchte weder sich umzustimmen, noch die Meinung Anderer zu gewinnen. Sie hatte die Gleichgültigkeit der ächten Superiorität, nämlich die allervollkommenste gegen den Beifall der Menge. Man macht bisweilen gewissen Personen in der Gesellschaft eine unerhörte Reputation von Geist und Liebenswürdigkeit, oder in der Kunst und Literatur von Talent und Genie. Im Allgemeinen bedeutet das weiter nichts, als daß diese Liebens-

würdigen und Genialen grade das Maß haben, welches sie im Niveau zu der Menge stellt: sie sind im Gleichgewicht mit derselben, was sie sind, was sie leisten, entspricht deren Forderungen. Wären sie mehr oder leisteten sie mehr, so würden sie augenblicks dies selige Gleichgewicht verlieren, außer allen Proportionen zu dem Maßstab sein, den man an sie legt, und nur durch foudroyante Beweise die Anerkennung ihrer Suprematie erzwingen können. Der Künstler, der Autor kann diese Beweise schaffen; aber das tägliche Leben und die Sphäre der Gesellschaft bietet den schönen oder edeln Charakteren nicht immer den Raum zu ihrer Entfaltung. Sie müssen sich begnügen nach innen zu blühen, wie die Feigen. Das that Margarita.

„Aber hat es Ihnen genug bei uns gefallen, um wiederzukommen?“ fragte Ulrich, nachdem jener Blick ihm Antwort und Vorwurf auf seine erste Frage geworden war.

„Das hängt nicht von mir ab,“ erwiderte sie.

„Aber werden Sie es wünschen?“ fuhr er fort.

„O Himmel! rief sie, spielen wir denn das Frage- und Antwortspiel!“

„Sie erzürnen Sich über die ungeschickte Weise, in der ich Sie zu unterhalten wage, oder über deren Gegenstand?“ fragte Ulrich gelassen.

„Ueber Alles, sagte sie, denn ich will mit Ihnen tanzen, nicht sprechen.“ Sie zwang sich zu einer Munterkeit, von der sie sehr fern war. Sie hätte gern geweint bei dem Gedanken, daß sie zum letzten Mal mit Ulrich tanze.

Am Schluß des Walzers behielt er vielleicht eine Sekunde länger, als es nöthig war, ihre Hand in der seinen, und sagte:

„Nun gehen Sie, wohin sie wollen, wohin Sie müssen .... ich folge Ihnen.“

Margarita blieb vor ihm stehen, sah ihm fest ins Auge und erwiderte:

„Darüber wollen wir sprechen.“

Nach fünf Minuten verließ sie den Ball. Am andern Morgen um elf Uhr fuhr man nach Hochhausen. Einige Männer von Ulrichs nähern Bekannten waren dabei; Graf Ostwald nicht. Eine Fahrt aufs Land bei der scharfen Märzluft war ihm äußerst unbehaglich; die Vorstellung, in Hochhausen Promenaden durch Pferdeställe, Gewächshäuser, ꝛc. machen zu müssen, noch mehr. Seine Frau war in der besten Gesellschaft; er dankte dem lieben Gott, wenn ein Anderer ihm die Mühe abnahm, sich um sie zu bekümmern. Ulrichs Versicherung, daß er in Hochhausen Alles so bequem und comfortable finden werde, als er es in Frankfurt verließe, fand ihn ganz ungläubig.

„Seit vier Monaten ist das Schloß ja unbewohnt, erwiderte er; ich kann wirklich nicht meine Gesundheit daran wagen.“

Ulrich überließ ihn seinem Schicksal. Uebrigens hätte er ruhig mitfahren können, denn es gab weder feuchte Luft, noch kalte Zimmer, noch widerspenstige Oefen und rauchende Kamine in Hochhausen, weil Unicas Vater es auch im Winter nicht verlassen, und es mit Allem ausgestattet hatte, was die Behaglichkeit mehr noch auf dem Lande, als in der Stadt erheischt. In der Landschaft selbst sah es auch nicht so ganz winterlich todt aus. Es lag kein Schnee, die Sonne schien frühlingverheißend, die Lerchen sangen, die Hähne krähten, in den Gärten zeigten sich die ersten Blumen, Schneeglöckchen

und Anemonen; die Bäume knospeten noch nicht, allein die dürre Rinde schien vom Triebe belebt zu werden. Wiesbaden sah sehr verlassen aus, wie alle Badeorte im Winter. Der Park von Biberich war auch noch nicht in dem Moment seiner Schönheit. Aber der prächtige, stolze Rhein wälzte so majestätisch seine Flut einher, als freue er sich die Fesseln der Eisschollen abgestreift zu haben.

Margarita ward wehmüthig gestimmt während der Fahrt. Sie erinnerte sich ihrer Kindheit, die sie bis zu ihrem neunten Jahr in Rosenheim, dem Landgütchen, welches Ulrich der Frau von Ringoltingen abgekauft, zugebracht hatte. Nach dem Tode ihres Vaters, nach dem Verlust ihrer ältern Schwester, war ihre Mutter mit ihr nach Heidelberg gegangen, und seitdem hatte Margarita diese Gegend nicht wiedergesehen.

„Warum rührt uns Alles so sehr, was auf unsre Kindheit Bezug hat? fragte Clotilde, die mit Ulrich, Margarita und Tony in einem Wagen fuhr; was bedauern wir so sehr an ihr?"

„Ich glaube nur der Contrast rührt uns, daß wir damals nichts — und jezt so viel zu bedauern haben," antwortete Ulrich.

„O, rief Margarita, ich hatte schon als Kind viel zu bedauern! ich kann nicht sagen, daß mich der Verlust meines Vaters sehr geschmerzt hätte; aber der meiner Schwester so, daß ich ihn bis zu dieser Stunde noch nicht überwunden habe, und wenn mir bisweilen eine Thräne ins Auge tritt, und ich nicht weiß, wohin oder woher sie kommt, so ist das, weil Melusinens Erinnerung an meiner Seele vorüber geht."

„Melusine!" stammelte Ulrich; doch seine Bewegung ging unbemerkt vorüber, weil Clotilde in demselben Augenblick fragte:

„Du hattest eine Schwester, Ita? warum sprachst Du nie von ihr? woran starb sie?"

„Ach, sagte Margarita, das ist eine traurige Geschichte! Melusine war zehn Jahr älter als ich, und schön und gut, wie ich nichts weiter auf der Welt gekannt habe. Sie liebte einen Mann, den meine Mutter ihr zu heirathen verbot; mein Vater war schon seit zwei Jahren todt, er würde es ihr gewiß erlaubt haben. Gott, wie weinte Melusine! aber sie wollte nicht lassen von dem Mann, den sie liebte, sie ging fort mit ihm — nach Paris" .. —

„Und da starb sie?" fragte Clotilde.

„Da muß sie wol gestorben sein, sagte Margarita, denn wir hörten nichts mehr von ihr."

„Und wurden keine Nachfragen, keine Forschungen gemacht?"

„Ja, doch umsonst! sie blieb verschollen."

„Aber dann kann sie ja leben!"

„Wenn sie lebte, würde sie mir ein Zeichen ihres Lebens gegeben, und mich nicht so ganz vergessen haben! rief Margarita. Meine Mutter nennt freilich seit langen Jahren nicht mehr ihren Namen, und hat ganz und für immer mit ihr gebrochen; aber ich nicht! o nein, nein! ich nicht! mich hat sie nicht beleidigt, nicht gekränkt! für mich war sie immer zärtlich und liebevoll. O wie sie mich küßte und ans Herz drückte, am Tage vor ihrer Flucht! Ich weinte sehr, aber ich ahnte nichts .... armes Kind, das ich war! O wenn ich sie aufzufinden wüßte — zu Fuß wollt' ich sie suchen gehen, diese unvergeßliche Melusine."

„Du solltest durch Deinen Mann Nachforschungen bewerkstelligen lassen, Ita," rieth Clotilde.

Margarita machte die eigenthümliche Bewegung, mit der sie den unwillkürlichen Widerwillen zu unterdrücken strebte: sie schloß momentan die Augen und sagte dann:

„Mein Mann hat unüberwindliche Vorurtheile. Er macht Folgerungen, die mir das Herz zerreißen. Ich hab' es erfahren, als ich einmal mit ihm über Melusinen sprach. Das thue ich nie wieder. Und dann hab' ich auch die Ueberzeugung, daß es umsonst sein würde. Sie ist todt — sonst hätte ich von ihr ein Lebenszeichen, einen Liebesgruß, irgend eine noch so leise, noch so ferne Mahnung erhalten. Aber nie! nie!"

Ulrich hatte den Hut auf die Augen gedrückt und den Mantel über das Gesicht geschlagen. Ach, er wußte, weshalb Margarita kein Lebenszeichen von Melusinen erhielt, und wußte, daß für Margarita der Glaube an den Tod der Schwester besser sei, als die Ueberzeugung von deren Leben; dennoch kam ihm Melusine gereinigt und seine frühere Liebe zu ihr geadelt vor, durch den Kultus, den Margarita ihr weihte.

Clotilde bemühte sich Margarita von diesen Erinnerungen abzuziehen, und bald langten sie in Hochhausen an. Die übrigen Wagen folgten, und Fürst Anton sprang im höchsten Zorn aus dem seinen.

„Wie? rief ihm Clotilde lachend entgegen, Sie sind mutterseelenallein gefahren, Fürst? Das ist nicht amüsant."

„Wer anders ist schuld daran als Sie! rief er erzürnt; hatten Sie mir nicht versprochen, mit mir zu fahren, und klammerten Sie Sich nicht an meine Frau und sahen mich spöttisch an, als Erberg ihr seinen Wagen anbot? mit wem sollt' ich also fahren? und warum sahen Sie mich spöttisch an?"

„Weil Sie die größten Augen machten, die je in einem menschlichen Antlitz Platz fanden, erwiderte Clotilde; und ich bin nicht mit Ihnen gefahren, um zu prüfen, ob Sie im Stande sind, Ihren Verdruß zu verbergen. Sie sind es nicht.... und das ist mir eine Warnung."

„Eine Warnung, um mir nicht wieder solchen Schmerz und Schreck zu machen, Sie liebenswürdige Tigerin?" fragte er besänftigt.

„Nein! sondern um Ihnen weder zu Verdruß noch Zufriedenheit die geringste Veranlassung zu geben. Ich spreche im Ernst, fuhr sie fort, als er sie verblüft anstarrte. Daß ein Mann schweigen könne, setzt man immer großmüthig voraus, und dennoch irrt man häufig! bis zu dem Glauben, daß er sich beherrschen könne, geht aber die Großmuth nicht! dafür will man Beweise, und Sie sehen.... Sie haben sie nicht liefern können."

Sie kehrte ihm den Rücken.

Welch eine Frau! murmelte der Fürst Anton heimlich. Welch eine Schlauheit, welch eine Feinheit! ganz wie eine Katze.... — wie eine Katze im großen Styl, d. h. wie eine Tigerin. Sie packt einem das Herz an, und zerfleischt es gelassen und zierlich. Aber besänftigen muß ich sie! ich muß! ich muß! — Gott, was sind Taubenseelen, wie meine Frau, langweilig und fade gegen solche reizende Tigerin!

Unica machte die Wirthin mit aller Anstrengung, deren sie fähig war. Sie sah ein, daß während Margaritas Anwesenheit jede Erklärung mit Ulrich nur eine gewaltsame und vielleicht ihr nachtheilige Katastrophe zur Folge haben könne, denn es war ihr unmöglich sich über Ulrichs Liebe zu täuschen

und über die Unhaltbarkeit des Bandes, das sie mit ihm verknüpfte. So demüthigend es auf der einen Seite für sie war, um ein Herz zu ringen, das sich von ihr abgewendet: so reizte es doch auf der andern ihren Stolz, diesen Kampf zu wagen. Denn Ulrich kannte sie ja noch gar nicht! er wußte noch gar nicht, welche Liebe, Anhänglichkeit und Treue für ihn sie beseele! wenn er erfahren würde, wie sie ihn seit zwei Jahren heimlich geliebt und heimlich um ihn gelitten — würde, müßte ihn das nicht rühren! rühren zur Liebe, nicht zum Mitleid? — So suchte sie sich zu beschwichtigen, um nicht wieder vor Aller Augen kläglich aus der Fassung zu kommen, und das Leben in Hochhausen war munter genug, und scheinbar friedlich.

Ulrich hatte nicht Margaritas Verheißung: „wir sprechen darüber," vergessen; allein er konnte nicht zu einem ungestörten Gespräch, wie es auf einem Ball durch Musik, Tanz und Tumult begünstigt wird, in diesem engen Zirkel gelangen. Es überfiel ihn zuweilen eine brennende Ungeduld, daß er beständig unter der Bewachung von Unicas scharfen Augen stand, daß sie es ihm unmöglich zu machen wußte eine fortgesetzte Unterhaltung mit Margarita zu haben. Sie ist erfinderisch in Störungen wie die Eifersucht selbst! dachte er. Aber schnell und erschreckt ließ er diesen Gedanken fallen, und bemühte sich dem Zufall, diesem Lastthier unsrer Thorheiten, die Schuld beizumessen. Hätte Margarita so sehnlichst wie Ulrich dies Gespräch gewünscht, so würden sie es ohne Zweifel trotz aller Hindernisse schnell herbeigeführt haben; aber sie wünschte es nicht, sie ängstigte sich davor. Ihr war zu Muth, als ob sie in demselben ihr eigenes Todesurtheil aussprechen werde; denn sie liebte ihn, und wollte ihm doch keine

Hofnung lassen. Sie war nicht gewiß, ob ihr Herz seine Zustimmung zu dem Gebot der Pflicht geben würde.

So verstrichen die Tage! sie brachten für Niemand eine Erklärung, und nur für Clotilde und Fürst Anton eine Versöhnung, die sein Noviziat beendete. Am Tage vor der Rückkehr nach Frankfurt gab Ulrich in Malans ein Diner. Man war schon früher ein Paar Mal da gewesen, um die Gemälde und den Garten zu besehen, und es gefiel wegen seiner eleganten Einrichtung im Grunde Allen besser als das ernsthafte Hochhausen. Jezt grade blühte im Gewächshause eine wunderschöne Strelitzia, und man ging hin, um die seltne Blume zu bewundern. Es war überhaupt die Blütenzeit der Pflanzen des südlichen Climas; der Gärtner zeigte noch verschiedene merkwürdige Exemplare; aber es herrschte eine drückende Hitze in dem Treibhause, und Margarita verließ es, nachdem sie die Strelitzia betrachtet hatte, mit Tony. Ulrich folgte ihr. Es war herrliches Wetter, hell und frisch, aber sonnenwarm.

„Wollen Sie einen Gang durch den Park machen? fragte Ulrich; hier draußen ist gesunde Luft.“ Er bot ihr den Arm, sie nahm ihn, und Tony sprang voran. Ihr schlug das Herz so gewaltsam, daß ihr Arm, der auf dem seinen lag, zitterte. Sie gingen rasch und schweigend einige hundert Schritt. Endlich fragte Margarita:

„Werden Sie noch lange in Frankfurt bleiben?“

„Das weiß ich nicht! rief Ulrich; von dem, was auf Ihre Abreise folgen wird, weiß ich nichts, gar nichts! ich weiß nicht einmal, ob dann überhaupt noch eine Existenz möglich sein wird! denkbar ist sie nicht.“

und über die Unhaltbarkeit des B...
verknüpfte. So demüthiaer...
war, um ein Herz zu ri...
reizte es doch auf der a...
wagen. Denn Ulrich ka...
noch gar nicht, welche Lie...
ihn sie beseele! wenn er erfä...
Jahren heimlich geliebt und
würde, müßte ihn das nicht r...
zum Mitleid? — So suchte si...
nicht wieder vor Aller Augen ...
kommen, und das Leben in Hoc...
und scheinbar friedlich.

Ulrich hatte nicht Margaritas
darüber," vergessen; allein er kon...
ten Gespräch, wie es auf einem ...
Tumult begünstigt wird, in die...
Es überfiel ihn zuweilen eine ...
beständig unter der Bewachung
stand, daß sie es ihm unmöglich
gesetzte Unterhaltung mit Marga...
finderisch in Störungen wie die
Aber schnell und erschreckt ließ er
bemühte sich dem Zufall, diesem
die Schuld beizumessen. Hätte
Ulrich dies Gespräch gewünscht,
fel trotz aller Hindernisse schnell
wünschte es nicht, sie ängstigt...
Muth, als ob sie in demselben ...
sprechen werde; der...

sie mit ihm
Seite für
bge
'n
)r!
) T
)n sei
jelitten
iebe, m
igen, u
ffnung zu
r genug,

prechen
gestör-
rz und
angen.
daß er
Augen
fort-
t er-
e ne

mir immer folgen — o,
n! — da nahm ich mir
chaus, um jeden Preis
rer und meiner ganz,
icht dazu geschaffen, um
blagen."

gte Ulrich melancholis

sie. Nimmermehr!
inen vor Gott auf
rknickt in meiner
— nur wenn ich g
fühle ich, daß wi
nn stolz sein, um

len, Margarita.
mit einem subli

mir nicht gest
Füßen hinzub

ch sein würd
utter zu erf
ist wahr:
Ich sage
er Sie
von
wie
eundin

„Und Sie thun wol daran! denn Unica kommt bei dem Allen nicht soviel wie ein Strohhalm in Betracht!“ rief Ulrich heftig.

„Freveln Sie nicht! entgegnete sie sanft; diese Frau fordert ihr Glück von Ihnen.“

„Das hat sie nie gethan! Wir sind uns fremd, sie und ich. Vielleicht hat sie mich früher gehaßt.... ich weiß es nicht! aber vom ersten Augenblick an ist sie mir kälter und fremder als eine Fremde gegenüber getreten, und da sie mir kein Recht auf sich gegeben hat, so hat sie keins auf mich. Ich bin frei!“

„Wol Ihnen! sagte Margarita mit verzweiflungsvoller Trauer. Aber, fuhr sie gefaßt fort, vergessen Sie nicht, daß ich nur von meinen Verhältnissen redete. Was Sie in den Ihren zu thun haben, um zu schonen, zu lindern und zu heilen — das muß Ihnen Ihr Gewissen sagen. Doch, wenn Sie auch frei wären wie die Lerche, wie die Luft — was hilft es uns?.... ich bin es nicht.“ Ihre Arme sanken mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Trostlosigkeit schlaff herab, und ein Paar Thränen rollten langsam und schwer über ihre Wangen.

„Uns? Margarita, Sie sagen uns! rief Ulrich hingerissen und nahm ihre Hände; wissen Sie, daß dies Wort ein Balsam für all die grausam verwundenden Worte ist, die Sie vorher gesagt haben?“

„Ob ich das weiß? erwiderte sie mit einem jubelnden Lächeln; bilden Sie Sich denn ein, irgend etwas über uns zu wissen, das ich nicht wüßte? glauben Sie denn, daß zwischen Ihnen und mir Erklärungen und Geständnisse nöthig sind?.... — Sie unterbrach sich und fuhr ernst fort: sie sind

überflüssig und wir müssen sie [illegible] machen würden, und wir müssen [illegible]

„Nun endlich — was haben Sie [illegible] in Ihrer Hand liegt unsre Zukunft. [illegible] von uns Beiden.... also sprich!"

Sie wurde weiß wie Marmor, trat [illegible] an einen Baum, und sprach, ohne ihn [illegible] aufblickend: „Sie sollen fortleben, als [illegible] Margarita begegnet."

„Das ist unmöglich! entgegnete Ulrich [illegible] Sonne einmal aufgegangen, so kann man [illegible] begehren, daß sie den Tag in Nacht [illegible]."

„Aeußerlich ist es nicht unmöglich! [illegible] Ulrich, hier, gleich, auf der Stelle, und für [illegible] — Er schwieg athemlos.

„Nein, das thue ich nicht!" sagte Ulrich.

„Er thut es nicht!" sprach sie langsam.

„Denn ich liebe Dich, Margarita! ich [illegible] etwas eingehen, was ich nicht halten kann. [illegible] zu Dir zurückstreben, und früher oder [illegible] gewiß! auch zu Dir zurückkehren."

„Nie, Ulrich! rief sie. O merke Dir [illegible]

„Du liebst mich nicht, Margarita!" sagte er [illegible]

„Bah!" antwortete sie mit einer Gleichgültigkeit, [illegible] entzückte.

„Wenn Du mich so liebtest, wie ich Dich liebe, so [illegible] Du mir doch eine ferne Hofnung wenigstens lassen — [illegible] Ulrich trübe fort; ich begehre ja nicht, wie Andere, [illegible] lung glühender Wünsche, aber in dem Zauber [illegible] Hofnungen solltest Du mich doch ruhen lassen."



„O, sprich nicht so, Ulrich! rief Margarita weinend; mach' mir Vorwürfe, zürne mir.... aber sei nicht traurig! o, nicht traurig! sieh, wenn Du traurig bist, so flüstert mir mein Herz zu, ich hätte Unrecht, und dann mögt' ich, um dies Unrecht gut zu machen und um Dich lächelnd und heiter zu sehen.... mein Blut, mein Leben, meine Seele für Dich hingeben... denn ich liebe Dich, Ulrich." Es waren überirdisch süße Inflexionen in ihrer Stimme, ein unirdischer Glanz in ihrem Auge, in Blick und Bewegung eine Tiefe, eine Innigkeit, daß Ulrich urplötzlich wie von unendlicher Ruhe überströmt ward, den Arm um ihre Schulter legte und friedlich sagte:

„Du liebst mich! dagegen ist im Grunde Alles gleichgültig."

„Laß mich!" rief sie und machte sich hastig los. Sie glühte und zitterte. Sie war prächtig anzusehen mit dem demüthig flehenden Blick, mit der stolzen, scheuen Bewegung. Plötzlich rief sie mit einem sublimen Instinkt: „Tony! komm her, Tony!"

Die Kleine antwortete aus der Ferne.

„Du bist ein Engel, Margarita!" sagte Ulrich und küßte ihren Shawl, dessen Franse noch auf seinem Arm lag.

„Ich! o Herr und Gott!" rief sie und drückte ihre gefalteten Hände vor die Brust.

„Ja, ein Engel! und nicht so, Margarita, wie man tausendmal eine liebliche Erscheinung, die Grazie, die Schönheit oder die Güte, Engel genannt hat; sondern Du hast die Seele, die unbefleckte Reinheit eines Engels! Du hast die Jungfräulichkeit der Gedanken und ein Paar schneeweißer Flügel, welche

nie vom Staub der Erde berührt wurden, und welche Dich daher immer in den Himmel zurücktragen können."

Tony kam gelaufen; Margarita nahm sie an die Hand, und gab den andern Arm an Ulrich. So gingen sie nach dem Schloß zu, und Margarita gewann zuerst wieder Fassung, und sagte lächelnd:

„Wissen Sie wol, daß Ihre große Unthätigkeit mich beängstigt? Sie haben ja gar keine ernste Beschäftigung, und ein Mann ohne dieselbe kommt mir seltsam unfertig vor."

„Sagen Sie lieber untauglich," versetzte Ulrich.

„Das ist ein Vorwand! Sie hätten nie die positive Carriere verlassen sollen. Sie, niemals."

„Halten Sie mich für fähiger, als jeden Andern, darin mein Glück zu machen?"

„Ich lasse mich nicht darauf ein, Ihnen Complimente zu sagen! — ich meine, daß es kein besseres Gegengewicht für die Oscillationen der Gedanken und für die Vibration der Leidenschaft giebt, als eine ganz positive Sphäre, die Sie zwingen würde Sich mit den Realitäten zu beschäftigen."

„Dieser Zwang ist nur zu ertragen, wenn man entweder sein Leben dadurch fristen muß, oder Ehrgeiz besitzt, oder endlich eitel genug ist, um an seine besonders hohe Befähigung zu glauben. Ich habe keins dieser drei Motive."

„Sie würden Geschmack und zuletzt Interesse an einer Carriere finden, der Sie Ihre Zeit, Ihre Fähigkeiten, Ihre Anstrengung zuwenden."

„Und für welchen Lohn?"

„Für äußere Ehre und innere Befriedigung, welche beide einer nützlichen und thätigen Wirksamkeit nicht fehlen."

„Es ist ein allgemeines Vorurtheil der Frauen, daß ein Mann sein Leben am Schreibtisch verbringen muß wie ein Seliger; daß er unbeschreiblich glücklich sein muß, diplomatische Depeschen zu stylisiren, oder Prozesse zu schlichten, oder kaufmännische Speculationen zu machen, oder wissenschaftliche Hypothesen aufzustellen; daß es seine höchste Befriedigung ist, Stöße von Papier mit Buchstaben und Zahlen anzufüllen. Ferner: daß wenn er dies einige Jahre getrieben habe, so sei nichts auf der Welt leichter für ihn, als wenigstens Vicekönig oder Staatsminister, wenigstens ein Metternich, ein Newton, ein Rothschild zu werden. Sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie das nicht denken — wenn nicht für alle Männer, doch für den, der Sie interessirt."

„Versteht sich! das denk' ich sehr!" sagte Margarita lächelnd.

„Und das kommt daher, weil die Frauen diese Seite der Realitäten nur unvollkommen kennen! sie werfen nur dann den Blick auf eine dieser Sphären, wenn in derselben ein Stern erster Größe stralt, oder ein Komet sie durchzieht; daß außerdem eine Milchstraße darin wimmelt, bemerken sie gar nicht; die Masse und was aus der wird, ist ihnen vollkommen gleichgültig. Der Mann, für den sie sich interessiren, ist nach ihrer Meinung Stern erster Größe, wo möglich Komet."

„Ja, das ist wahr!" sagte Margarita.

„Der Mann soll sich nur eine Laufbahn erwählen, so wird er auch das höchste Ziel erreichen, so meinen die Frauen — fuhr Ulrich fort; aber ach! ein Genie in der Liebe ist darum noch keins in der Jurisprudenz oder der Diplomatie" .... —

„Männer sind aus Liebe, um sich einen glänzenden Namen oder Vermögen zu erwerben, Künstler und Spekulanten worden“.... unterbrach Margarita.

„Dann war die Geliebte ihr Lohn! erwiderte Ulrich; und das giebt freilich der Sache eine andere Wendung. Aber glauben Sie mir, die kahle Beschäftigung mit Akten oder Depeschen oder Staatspapieren, das öde Abhaspeln eines Pensums für die nächste Sitzung, die Lösung einer Aufgabe, nur weil sie gelös't sein muß, gleichviel von wem, unter Hunderten — das hat nie einen Mann befriedigt, so lange er Mensch geblieben und nicht zur Maschine herabgesunken ist. Eine solche Beschäftigung nun gar als Trost vorzuschlagen, als Balsam für blutende Wunden, als Ersatz für das unerfüllte Verlangen des Herzens — wäre Hohn von andern Lippen, von den Ihren — Verzeihung, daß ich es sage — ist es Unkenntniß.“

„Ich habe doch von Männern gehört, entgegnete Margarita, die sich in den unabweislichen Drang des thätigen Lebens warfen, um den Sturm der Leidenschaft zu betäuben oder die Schläge des Schicksals auf ihr Herz zu verschmerzen.“

„Betäuben und verschmerzen läßt sich viel, sogar Alles, wenn man es darauf anlegt. Es fragt sich nur, ob es ein Gewinn ist. Es fragt sich nur, ob das Gift, womit man sich gewaltsam heilt, nicht edlere Organe tödtet, als je unsre Herzenskrankheit gethan haben würde. In meinen Augen ist fühlen besser als stumpf sein; lieben besser als erkalten.“

„Aber man kann ja fühlen und lieben — und dennoch thätig sein.“

„Man kann allerdings, aber man mag nicht! der Pulsschlag des Gefühls geht so rasch und absorbirt dermaßen alle Kräfte, daß die Existenz uns matt erscheint, wenn wir ihn zu mäßigen versuchen.“

„Und so wollen Sie denn inkurabel sein?“

„Keineswegs.... denn ich bin nicht krank.“

„O warten Sie nur! rief sie schwermüthig; das Wundfieber bleibt nicht aus.“

Ihre Ankunft im Schloß unterbrach das Gespräch. Margarita blieb zerstreut. Sie überzeugte sich, daß ihre Explication mit Ulrich im Grunde zu keinem bestimmten Ziel geführt hatte, weil er auf ihren Vorschlag der Trennung nicht eingegangen war. Sie hatte nichts weiter gewonnen, als daß sie ihm ihre Liebe gestanden hatte. Zuweilen fühlte sie sich selig erleichtert, befreit von dem Druck des schweren Geheimnisses; zuweilen graute ihr vor ihrer eigenen unermeßlichen Schwäche, die ihr ein Liebesgeständniß abgelockt in dem Moment, wo sie ein Todesurtheil der Liebe sprechen wollte. Dann sah sie doppelt klar die Nothwendigkeit ein, um jeden Preis Ulrich von sich zu entfernen. Ulrich war glücklicher denn je; sie liebte ihn; er ruhte in der Gewißheit ihrer Liebe. Er fragte sich wol auch: Wie wird das enden? wie wird unser Schicksal sein? — Aber dann fügte er rasch hinzu: Jede andre Liebe weiß ihr Schicksal; diese weiß es nicht — denn sie hat keins, und daher hat sie auch weder Störung, noch Wechsel, noch Ende. — —

Am andern Tage kehrte man nach Frankfurt zurück. Der Fürst fand einen Brief von seiner Mutter vor, der ihm die Nachricht brachte, Severin sei durch eine tödtliche Krankheit seines Vaters an dessen Sterbelager gerufen, und habe

daher Ambrach auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer verlassen.

„Morgen wird gepackt und übermorgen gereis't," sagte Fürst Anton zu Margarita, nachdem er ihr den Brief mitgetheilt. — Er war in sehr übler Laune von Hochhausen zurückgekommen, denn er hatte die Eigenheit verdrießlich zu werden, wenn er sich etwas vorzuwerfen hatte. Vor acht Tagen würde er den Brief bei Seite gelegt und gesagt haben: Ambrach wird nicht untergehen! meine Mutter versteht gut zu regieren! — Jezt verging er vor Ungeduld, verwünschte die Reise nach Frankfurt, den Aufenthalt, die Langeweile, die Kosten, sich und Alles; und Margarita sah ein, daß Widerspruch unmöglich, daß die lezte Stunde ihres Glücks gekommen sei. Die Umstimmung ihres Mannes schrieb sie nur dem Brief zu; sie war nicht daran gewöhnt ihn zu beobachten, und wäre sie es auch früher gewesen, so würde sie es in dieser Zeit vergessen haben.

Für Ulrich war diese unerwartete Nachricht wie ein Hammerschlag vor die Stirn, wie etwas Unerhörtes, Undenkbares, Unmögliches. Acht — im besten Fall vierzehn Tage, hätte höchstens noch Margaritas Anwesenheit gedauert, und immer war die Trennung unvermeidlich! aber acht Tage sind für die Liebe, im Beisammensein mit dem geliebten Gegenstand, so lang wie das Leben, weil sie in jeder Sekunde das Leben vollständig genießt. Hingegen Unicas Herz zitterte vor Freude, und ihre Stimme verrieth es, obgleich sie sagte:

„Wie? schon so früh und so plötzlich?"

Der Tag vor einer Abreise ist unter gleichgültigen Umständen verdrießlich und beschwerlich; mischt das Herz sich hinein, so ist es vielleicht die ärgste moralische Folter. Es

und über die Unhaltbarkeit des Bandes, das sie mit ihm verknüpfte. So demüthigend es auf der einen Seite für sie war, um ein Herz zu ringen, das sich von ihr abgewendet: so reizte es doch auf der andern ihren Stolz, diesen Kampf zu wagen. Denn Ulrich kannte sie ja noch gar nicht! er wußte noch gar nicht, welche Liebe, Anhänglichkeit und Treue für ihn sie beseele! wenn er erfahren würde, wie sie ihn seit zwei Jahren heimlich geliebt und heimlich um ihn gelitten — würde, müßte ihn das nicht rühren! rühren zur Liebe, nicht zum Mitleid? — So suchte sie sich zu beschwichtigen, um nicht wieder vor Aller Augen kläglich aus der Fassung zu kommen, und das Leben in Hochhausen war munter genug, und scheinbar friedlich.

Ulrich hatte nicht Margaritas Verheißung: „wir sprechen darüber," vergessen; allein er konnte nicht zu einem ungestörten Gespräch, wie es auf einem Ball durch Musik, Tanz und Tumult begünstigt wird, in diesem engen Zirkel gelangen. Es überfiel ihn zuweilen eine brennende Ungeduld, daß er beständig unter der Bewachung von Unicas scharfen Augen stand, daß sie es ihm unmöglich zu machen wußte eine fortgesetzte Unterhaltung mit Margarita zu haben. Sie ist erfinderisch in Störungen wie die Eifersucht selbst! dachte er. Aber schnell und erschreckt ließ er diesen Gedanken fallen, und bemühte sich dem Zufall, diesem Lastthier unsrer Thorheiten, die Schuld beizumessen. Hätte Margarita so sehnlichst wie Ulrich dies Gespräch gewünscht, so würden sie es ohne Zweifel trotz aller Hindernisse schnell herbeigeführt haben; aber sie wünschte es nicht, sie ängstigte sich davor. Ihr war zu Muth, als ob sie in demselben ihr eigenes Todesurtheil aussprechen werde; denn sie liebte ihn, und wollte ihm doch keine

Hofnung lassen. Sie war nicht gewiß, ob ihr Herz seine Zustimmung zu dem Gebot der Pflicht geben würde.

So verstrichen die Tage! sie brachten für Niemand eine Erklärung, und nur für Clotilde und Fürst Anton eine Versöhnung, die sein Noviziat beendete. Am Tage vor der Rückkehr nach Frankfurt gab Ulrich in Malans ein Diner. Man war schon früher ein Paar Mal da gewesen, um die Gemälde und den Garten zu besehen, und es gefiel wegen seiner eleganten Einrichtung im Grunde Allen besser als das ernsthafte Hochhausen. Jezt grade blühte im Gewächshause eine wunderschöne Strelitzia, und man ging hin, um die seltne Blume zu bewundern. Es war überhaupt die Blütenzeit der Pflanzen des südlichen Climas; der Gärtner zeigte noch verschiedene merkwürdige Exemplare; aber es herrschte eine drückende Hitze in dem Treibhause, und Margarita verließ es, nachdem sie die Strelitzia betrachtet hatte, mit Tony. Ulrich folgte ihr. Es war herrliches Wetter, hell und frisch, aber sonnenwarm.

„Wollen Sie einen Gang durch den Park machen? fragte Ulrich; hier draußen ist gesunde Luft.“ Er bot ihr den Arm, sie nahm ihn, und Tony sprang voran. Ihr schlug das Herz so gewaltsam, daß ihr Arm, der auf dem seinen lag, zitterte. Sie gingen rasch und schweigend einige hundert Schritt. Endlich fragte Margarita:

„Werden Sie noch lange in Frankfurt bleiben?“

„Das weiß ich nicht! rief Ulrich; von dem, was auf Ihre Abreise folgen wird, weiß ich nichts, gar nichts! ich weiß nicht einmal, ob dann überhaupt noch eine Existenz möglich sein wird! denkbar ist sie nicht.“

„Sie haben Unrecht, Graf! Waffenstillstand ist nicht Friede! wir müssen immer bereit sein, die alte Fehde wieder zu beginnen."

„Gegen wen die Fehde?"

„Gegen uns selbst."

„Sie beschließen das so leicht, als koste es Sie keine Mühe. Ist das wirklich der Fall? wird Ihnen wirklich leicht, was mir unmöglich scheint, Margarita?"

„Leicht oder schwer — einerlei! es muß sein! wir werden nicht gefragt, ob wir sterben wollen und der Tod kommt dennoch."

„So komme er!.... doch vorher das Leben! hör' an, Margarita!" rief Ulrich und nahm ihre Hand in die seine.

„Barmherzigkeit! schweigen Sie! rief Margarita heftig; ich hab' Ihnen verboten meinen Namen zu nennen."

„O, ich nenne ihn ja nicht! entgegnete er sanft; ich mögte Ihnen nur mein Herz sagen, und da find' ich nichts als Ihren Namen.... oder Sie."

„O, schweigen Sie doch! rief sie außer sich, wollen Sie mich denn ganz elend machen?"

Er sagte sanft und traurig: „Elend? weil ich Sie".... —

„Sie kennen mich, unterbrach ihn Margarita, Sie wissen, wie ich denke, wie ich fühle.... o nein, nein! das Alles bedeutet nichts! — ich meine: Sie wissen, wie ich bin! Ich bin schwach und unbedeutend, ich habe gewiß tausendmal in meinem Leben gefehlt und Unrecht gethan, so, aus Unverstand, aus Gleichgültigkeit, aus Irrthum! aber, so lange mir ein Funken von Besinnung im Kopf — und ein Pulsschlag von Kraft im Herzen wohnt — thue ich nicht, was ich für Unrecht halte. Darum, als Sie mir neulich auf dem Ball

sagten, Sie würden mir immer folgen — o, Sie wissen wol noch, was Sie sagten! — da nahm ich mir vor, Sie davon zurückzubringen, durchaus, um jeden Preis! denn es wäre Unrecht, es wäre Ihrer und meiner ganz, ganz unwürdig. O! Ulrich! wir sind nicht dazu geschaffen, um die Augen vor den Menschen niederzuschlagen."

„Stolzes Herz!" sagte Ulrich melancholisch.

„Ist das Stolz? rief sie. Nimmermehr! denn nur wenn ich im Gebet und in Thränen vor Gott auf den Knieen liege — nur wenn ich ganz zerknickt in meiner Seele, ganz zermalmt in meinem Herzen — nur wenn ich ganz gedemüthigt und ganz demüthig bin — fühle ich, daß wir nicht dazu geschaffen sind. Muß man denn stolz sein, um kein Unrecht zu thun?"

„Um keins thun zu wollen, Margarita."

„Sophismen!" sagte sie mit einem sublimen Lächeln.

„Aber warum wollen Sie mir nicht gestatten mein Leben in Ihrer Nähe, zu Ihren Füßen hinzubringen?" fragte Ulrich dringend.

„Weil es mir dann unmöglich sein würde, meine Pflicht als Gattin, vielleicht sogar als Mutter zu erfüllen; — denn es ist fürchterlich zu sagen, aber es ist wahr: mein Kind füllt nicht mehr allein dies Herz aus! Ich sage das, weil ich keinen falschen Vorwand finden kann, der Sie mehr überzeugen dürfte, und Sie müssen Sich durchaus von der Unmöglichkeit überzeugen, neben mir fortzuleben wie bisher. Darum sprech' ich auch nicht von meiner Freundin, die Ihre Frau ist" .... —

„Und Sie thun wol daran! denn Unica kommt bei dem Allen nicht soviel wie ein Strohhalm in Betracht!“ rief Ulrich heftig.

„Freveln Sie nicht! entgegnete sie sanft; diese Frau fordert ihr Glück von Ihnen.“

„Das hat sie nie gethan! Wir sind uns fremd, sie und ich. Vielleicht hat sie mich früher gehaßt.... ich weiß es nicht! aber vom ersten Augenblick an ist sie mir kälter und fremder als eine Fremde gegenüber getreten, und da sie mir kein Recht auf sich gegeben hat, so hat sie keins auf mich. Ich bin frei!“

„Wol Ihnen! sagte Margarita mit verzweiflungsvoller Trauer. Aber, fuhr sie gefaßt fort, vergessen Sie nicht, daß ich nur von meinen Verhältnissen redete. Was Sie in den Ihren zu thun haben, um zu schonen, zu lindern und zu heilen — das muß Ihnen Ihr Gewissen sagen. Doch, wenn Sie auch frei wären wie die Lerche, wie die Luft — was hilft es uns?.... ich bin es nicht.“ Ihre Arme sanken mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Trostlosigkeit schlaff herab, und ein Paar Thränen rollten langsam und schwer über ihre Wangen.

„Uns? Margarita, Sie sagen uns! rief Ulrich hingerissen und nahm ihre Hände; wissen Sie, daß dies Wort ein Balsam für all die grausam verwundenden Worte ist, die Sie vorher gesagt haben?“

„Ob ich das weiß? erwiderte sie mit einem jubelnden Lächeln; bilden Sie Sich denn ein, irgend etwas über uns zu wissen, das ich nicht wüßte? glauben Sie denn, daß zwischen Ihnen und mir Erklärungen und Geständnisse nöthig sind?.... — Sie unterbrach sich und fuhr ernst fort: sie sind

überflüssig und wir müssen sie vermeiden, weil sie uns weich machen würden, und wir müssen hart sein."

„Nun endlich — was haben Sie beschlossen, Margarita! in Ihrer Hand liegt unsre Zukunft. Du bist die Mächtigere von uns Beiden.... also sprich!"

Sie wurde weiß wie Marmor, trat zurück, lehnte sich an einen Baum, und sprach, ohne ihn anzusehen, zum Himmel aufblickend: „Sie sollen fortleben, als wäre Ihnen nie eine Margarita begegnet."

„Das ist unmöglich! entgegnete Ulrich ruhig; ist die Sonne einmal aufgegangen, so kann man nicht mehr von ihr begehren, daß sie den Tag in Nacht verwandle."

„Aeußerlich ist es nicht unmöglich! laß uns brechen, Ulrich, hier, gleich, auf der Stelle, und für immer!" — Sie schwieg athemlos.

„Nein, das thue ich nicht!" sagte Ulrich.

„Er thut es nicht!" sprach sie langsam.

„Denn ich liebe Dich, Margarita! ich kann nicht auf etwas eingehen, was ich nicht halten kann. Ich werde immer zu Dir zurückstreben, und früher oder später, aber dereinst gewiß! auch zu Dir zurückkehren."

„Nie, Ulrich! rief sie. O merke Dir das: nie! nie!"

„Du liebst mich nicht, Margarita!" sagte er vorwurfsvoll.

„Bah!" antwortete sie mit einer Gleichgültigkeit, die ihn entzückte.

„Wenn Du mich so liebtest, wie ich Dich liebe, so würdest Du mir doch eine ferne Hofnung wenigstens lassen — fuhr Ulrich trübe fort; ich begehre ja nicht, wie Andre, die Erfüllung glühender Wünsche, aber in dem Zauber himmlischer Hofnungen solltest Du mich doch ruhen lassen."

„Und Sie thun wol daran! denn Unica kommt bei dem Allen nicht soviel wie ein Strohhalm in Betracht!“ rief Ulrich heftig.

„Freveln Sie nicht! entgegnete sie sanft; diese Frau fordert ihr Glück von Ihnen.“

„Das hat sie nie gethan! Wir sind uns fremd, sie und ich. Vielleicht hat sie mich früher gehaßt.... ich weiß es nicht! aber vom ersten Augenblick an ist sie mir kälter und fremder als eine Fremde gegenüber getreten, und da sie mir kein Recht auf sich gegeben hat, so hat sie keins auf mich. Ich bin frei!“

„Wol Ihnen! sagte Margarita mit verzweiflungsvoller Trauer. Aber, fuhr sie gefaßt fort, vergessen Sie nicht, daß ich nur von meinen Verhältnissen redete. Was Sie in den Ihren zu thun haben, um zu schonen, zu lindern und zu heilen — das muß Ihnen Ihr Gewissen sagen. Doch, wenn Sie auch frei wären wie die Lerche, wie die Luft — was hilft es uns?.... ich bin es nicht.“ Ihre Arme sanken mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Trostlosigkeit schlaff herab, und ein Paar Thränen rollten langsam und schwer über ihre Wangen.

„Uns? Margarita, Sie sagen uns! rief Ulrich hingerissen und nahm ihre Hände; wissen Sie, daß dies Wort ein Balsam für all die grausam verwundenden Worte ist, die Sie vorher gesagt haben?“

„Ob ich das weiß? erwiderte sie mit einem jubelnden Lächeln; bilden Sie Sich denn ein, irgend etwas über uns zu wissen, das ich nicht wüßte? glauben Sie denn, daß zwischen Ihnen und mir Erklärungen und Geständnisse nöthig sind?.... — Sie unterbrach sich und fuhr ernst fort: sie sind

überflüssig und wir müssen sie vermeiden, weil sie uns weich machen würden, und wir müssen hart sein."

„Nun endlich — was haben Sie beschlossen, Margarita! in Ihrer Hand liegt unsre Zukunft. Du bist die Mächtigere von uns Beiden.... also sprich!"

Sie wurde weiß wie Marmor, trat zurück, lehnte sich an einen Baum, und sprach, ohne ihn anzusehen, zum Himmel aufblickend: „Sie sollen fortleben, als wäre Ihnen nie eine Margarita begegnet."

„Das ist unmöglich! entgegnete Ulrich ruhig; ist die Sonne einmal aufgegangen, so kann man nicht mehr von ihr begehren, daß sie den Tag in Nacht verwandle."

„Aeußerlich ist es nicht unmöglich! laß uns brechen, Ulrich, hier, gleich, auf der Stelle, und für immer!" — Sie schwieg athemlos.

„Nein, das thue ich nicht!" sagte Ulrich.

„Er thut es nicht!" sprach sie langsam.

„Denn ich liebe Dich, Margarita! ich kann nicht auf etwas eingehen, was ich nicht halten kann. Ich werde immer zu Dir zurückstreben, und früher oder später, aber dereinst gewiß! auch zu Dir zurückkehren."

„Nie, Ulrich! rief sie. O merke Dir das: nie! nie!"

„Du liebst mich nicht, Margarita!" sagte er vorwurfsvoll.

„Bah!" antwortete sie mit einer Gleichgültigkeit, die ihn entzückte.

„Wenn Du mich so liebtest, wie ich Dich liebe, so würdest Du mir doch eine ferne Hofnung wenigstens lassen — fuhr Ulrich trübe fort; ich begehre ja nicht, wie Andre, die Erfüllung glühender Wünsche, aber in dem Zauber himmlischer Hofnungen solltest Du mich doch ruhen lassen."

„Du weißt, Unica war besorgt um ihn! drum benutzte er die stille, klare Nacht zur Rückfahrt — und ich rieth dazu,“ entgegnete Margarita.

Und Ulrich fuhr durch die stille Nacht! Er lag bewußtlos im Wagen, ohne zu denken noch zu fühlen. Es giebt Momente von Körper= und Seelenleiden, wo der Schmerz einen so hohen Grad erreicht, daß man nichts mehr von ihm weiß, weil man von sich selbst nichts mehr weiß. Man hat dermaßen das Gedächtniß von einem frühern bessern Zustand verloren, daß man nicht mehr Sonst und Jezt vergleichen kann. Man leidet mechanisch, ich mögte sagen stupid fort, und warlich! diese Stupidität erquickt, denn je geringer unsre Fähigkeiten sind, um desto weniger haben sie Schwung, und ein starker Schwung ist das sicherste Mittel, um Glück zu ersehnen und Leid zu erreichen.

Erst als Ulrich die Schwelle seines Hauses überschritt, fiel ihm ein, wie elend er in Zukunft ohne Margarita sein werde, hier, grade hier, wo er mit ihr und durch sie so glücklich gewesen. Sein Herz drohte zu brechen. Er legte die linke Hand darauf; das war die, in welcher er Margaritas Hand gehalten. Das Herz brach nicht und zwei Thränen drängten sich stürmisch aus seinen Augen.

Katastrophe.

Margarita wurde bei ihrer Heimkehr mit eisiger Kälte, durch welche eine Schattirung gehässigen Triumphes glitt, von ihrer Schwiegermutter empfangen. Die Fürstin hatte sich in ihrer Abwesenheit gewandt wie eine Schlange Severins zu bemächtigen gewußt. Anfangs aus Neugier und Langerweile später aus Groll und Schadenfreude beschäftigte sie sich mit ihm, behandelte sie ihn mit Herzlichkeit und Vertrauen, nahm sie eine mütterlich vorsorgende Theilnahme an. Der arme unerfahrne Mensch, gereizt und erbittert gegen Margarita, unzufrieden mit sich selbst, zu schwach und zu eitel, um sich selbst zu gestehen, daß er nur die Strafe seiner Thorheit trage, fühlte eine große Erleichterung darin, seine Schuld, d. h. seine Verkehrtheit, fremden Schultern als Schuld aufzubürden. Er sagte nicht geradezu, Margarita sei ihm mit Liebe entgegen gekommen und habe ihn darauf fortgestoßen, als Ulrich in Ambrach erschienen sei; aber er erzählte es in einer Weise, welche diese Deutung der Fürstin am wahrscheinlichsten machte, um so mehr, da Severin die heiligste Wahrheit zu sagen glaubte, und die Fürstin selbst eine Veränderung in Margaritas Benehmen gegen ihn deutlich bemerkt hatte. Um sich Severins Vertrauen zu bemächtigen, hatte sie damit begonnen, Sohn und Schwiegertochter mit Rührung und Zärtlichkeit zu

loben, und Furcht über den Einfluß zu äußern, den das Leben in der Welt und mit Weltmenschen auf Beide haben könne. Wenn diese Leute auch nicht alle verderbt wären, so wären sie doch sehr leichtsinnig und oberflächlich, wie Graf Erberg ein Beispiel liefere; und grade solche Männer wären am gefährlichsten, weil am blendendsten, für Frauen besonders. Dann fuhr sie fort von ihrem Sohn zu sprechen, wie er so gut und vertrauenvoll sei, und wie rathlos und unerfahren Margarita! sie sei zwar auch gut, sehr gut, aber doch etwas leichtsinnig, wenigstens leichtgläubig, und dabei von kaltem, egoistischem Herzen — daher gefallsüchtig. Und lieber Himmel! welche hübsche junge Frau ist das nicht! es thue ihr nur leid um ihren Sohn. — Dies Alles fein destillirt, und ihm tropfenweise und allmälig beigebracht, endlich überzuckert mit heuchlerischem Wolwollen, als versuche sie ihn zu trösten über Margaritas unredliches Verfahren — verfehlte nicht die gehörige Wirkung auf Severin zu machen. Seiner Eitelkeit ward jezt eben sowol durch die falsche Freundlichkeit der Fürstin, wie früher durch Margaritas wahre geschmeichelt; denn das unersättlichste Raubthier auf der Welt ist die Eitelkeit! sie nimmt mit jeder Nahrung vorlieb; sie verschlingt Steine, wie der Strauß, und Leichen wie die Hyäne; sie unterscheidet nicht, was gut und schlecht, was gesund und schädlich ist; sie begehrt nur Futter, um sich aufzublähen. Diese ungesunde Kost bewirkt denn auch, daß alle Menschen von großer Eitelkeit etwas Krankhaftes haben. Es wird uns nicht wol in ihrer Nähe; ihr Haschen nach Effect, ihr Streben, um bemerkt zu sein, ihre Todesangst, übersehen zu werden, die Ungewißheit über ihren Sieg, der bittre Haß gegen Rivale, ihre rastlose lauernde Unruh — das Alles beängstigt uns wie das

Treiben eines Fieberkranken. Man pflegt oft, gleichsam zur Entschuldigung der Eiteln zu sagen, auch große Menschen wären eitel, z. B. Napoleon auf seine kleine Hand, Lord Byron auf sein schönes Gesicht, Frau von Staël auf ihre brillante Conversationsgabe. Das mag sein; aber warlich, sie sind durch andre Mittel als durch ihre Eitelkeit groß geworden!

So klagte denn Severin der Fürstin sein Leid, und sie hörte mit scheinheiliger Trauer jedes Wort der Klage und des Tadels über die gehaßte Schwiegertochter an. Sie haßte sie instinktmäßig nach jenem uralten Prinzip, das den Ahriman zum Feind des Ormuzd, den Dämon der Finsterniß zum Feind des Dämons des Lichtes macht. Vielleicht überredete sie sich auch wirklich, daß Margarita all die Schuld begangen habe, welche sie entschlossen war, ihr aufzubürden. Hatte doch Severin gestanden, Margarita habe ihm, während Graf Erbergs Anwesenheit, Geld geboten, um ihn von Ambrach zu entfernen. Warum macht man einem Mann einen solchen Vorschlag? entweder um sein Schweigen zu erkaufen, oder um seine Aufmerksamkeit einzuschläfern. Ferner: Margarita besaß aber nicht Geld genug, um Severin eine Summe anzubieten, welche ihrem Vorschlag entsprechend sei; folglich mußte sie dieselbe von Jemand entlehnen, dem ebenso sehr wie ihr selbst an der Entfernung eines Wächters gelegen sei — folglich von Erberg. So war es denn sonnenklar erwiesen, daß Margarita ein sträfliches Verhältniß mit Severin abgebrochen hatte, um eins mit Ulrich anzuknüpfen. Dazu kamen Jeans Berichte, der Margarita mit dem Einen und dem Andern hatte spazieren gehen sehen; der einmal Ulrich am Fuß der kleinen Wendeltreppe begegnet war, welche zu Margaritas Zimmer

führte. Alles, was die Niedrigkeit voraussetzt und die Gemeinheit annimmt, sprach gegen Margarita.

Die schwere Krankheit und die versöhnliche Stimmung seines Vaters riefen Severin von Ambrach fort, als die Fürstin seiner nicht mehr bedurfte; darum trieb sie ihn zur Abreise. Bliebe er, so könnte er vielleicht ihre Plane durchkreuzen, und Verschiedenes erläutern oder widerrufen wollen. Er selbst ging gern. In tiefster Seele mogte ihm zu Muth sein, wie dem Judas, nachdem er den Herrn verrathen.

So fand denn Fürst Anton sein Schloß grade so einsam wieder, wie es jahrelang gewesen, und daß andere Geister darin eingekehrt waren, bemerkte er vor der Hand noch nicht. Die Fürstin wartete still auf einen günstigen Anlaß, um ihre Pulvermine springen zu lassen, und ihr verbissener Groll gegen Margarita äußerte sich nur durch die erhöhte Bitterkeit einiger Sticheleien. Doch Margarita war wo möglich noch gelassner als sonst, wie sie denn auch noch stiller war. Die Anstrengung, mit der sie ihr Herz festhielt, damit es nicht aufschreie vor Schmerz, ihr großes, tiefes, wahres Leid, in welches sich die Reue einer zarten Seele mischte, die ihr eine geheime Schuld gegen ihren Mann vorwarf, stimmten sie zu ernst und zu demüthig, um nicht kleinliche Neckereien zu übersehen. Tony war ihr Trost, ihre Erheiterung, beinah ihre Stütze; denn um des Kindes willen mogte sie sich nicht der Apathie hingeben, welche sich bei tiefem Gram so leicht in unsre Seele einschleicht. Von welchem Werth mußte dies Kind für sie sein, da sie ihm ein so hohes Opfer gebracht! Sie war noch zärtlicher, noch sorgsamer für Tony. Es mischte sich in ihre Liebe für die Kleine eine süße Erinnerung an die Zärtlichkeit, die Ulrich immer für sie gehegt. Tony

machte ihr mehr Freude, seitdem Ulrich sich über sie gefreut hatte.

In Frankfurt herrschte nicht diese äußere Ruhe. Kaum hatte Ulrich sich genug gefaßt, um nicht wie ein Geistesverwirrter vor Unica zu stehen, so ging er zu ihr und bat sie um ein ernstes Gespräch.

„Du kommst meinem Wunsch zuvor," sagte sie bebend.

„Das ist natürlich! entgegnete er; wir müssen uns Beide in dem Wunsch begegnen, eine Ehe zu lösen, die uns so wenig Befriedigung gewährt."

Diese unumwundene Erklärung fiel vor Unica nieder wie ein Donnerschlag. Sie rief entsetzt: „Nimmermehr, Ulrich! ich habe Dich geheirathet, weil mein Vater es wollte, und ich würde ihm ungehorsam sein, wenn ich mich scheiden ließe."

„Ich zweifle, ob Dein edler Vater mit einer Tochter zufrieden sein würde, die dem Buchstaben, nicht dem Sinn ihrer Pflicht gehorcht, entgegnete Ulrich eiskalt; ob ich es mit einer Frau sein kann, die zwischen mein und ihr Herz ich weiß nicht was für ein schneidendes Schwert ohne Grund, ohne Verschulden von meiner Seite gelegt hat — wirst Du Dir selbst beantworten können. Wenn ich die Scheidung begehre, so fühl' ich mich in meinem Recht."

„In Deinem Recht! rief Unica außer sich. Du hast mich geheirathet und liebtest dennoch eine Andere; Du willst Dich scheiden lassen, weil Du wieder eine Andere" ... —

„Vergiß Dich nicht, Unica! unterbrach Ulrich. Ehe ich Dich heirathete, habe ich Dir die Wahrheit über meine Herzensempfindungen gesagt; jezt brauch' ich sie nicht zu sagen, weil sie unsre Angelegenheit nicht fördern noch ändern kann."

„Aber eine Scheidung hilft Dir nichts für .... für andre Verhältnisse, Ulrich!... Du kommst dadurch um keinen Schritt einem Glück näher, das" .... —

„Das ich auch nicht suche! bei Gott nicht! — Ich will nur frei sein, um gehen, leben, denken, fühlen zu können, wo und was ich will, ohne die Galeerensclavenkette mit mir zu schleppen, die unsre Verbindung für uns Beide worden ist. Wenn sie es noch nicht ist für Dich, so wird sie's werden, unfehlbar! Einmal wirst Du doch lieben! Einmal wirst Du doch wünschen, einen Menschen durch das Geschenk Deines ganzen Wesens zu beglücken und von ihm ein gleiches Glück zu empfangen! Dann würdest Du den Schritt thun müssen, den ich heute thue; ich erspare ihn Dir. Ich begreife, daß Dir das Aufsehnerregende, das Gehässige, das in jeder Scheidung liegt, zuwider ist. Aber Niemand wird Dir deswegen eine Schuld, nicht einmal einen Tadel aufbürden! Jedermann kennt meine frühere Spielsucht, mein unzusammenhängendes Betragen, meine einsiedlerischen ungeselligen Launen. Mich wird man tadeln — Dich nicht. Morgen geh' ich fort" .... —

„Halt ein! rief Unica, die schon ein Paarmal umsonst versucht hatte, Ulrich zu unterbrechen. Nein, nein! Du kannst nicht fort, denn ich lasse Dich nicht fort, — denn ich liebe Dich! — Ja, fuhr sie fort, als Ulrich entsetzt einen Schritt zurück trat, ja ich liebe Dich, und Du .... Du erschrickst davor!"

Nichts ist übler für einen Mann, als wenn er sich um Liebe bitten läßt, oder die Frau dafür trösten will, daß er nicht der Erwiderung fähig ist. Sprödigkeit und Mitleid sind nicht im Charakter des Mannes; im Allgemeinen nimmt er jede Liebe an, auch wenn sie nicht in ihm geboren, sondern

nur ihm angeflogen ist. Wer davon eine Ausnahme machen will, verstoße hart die Liebe einer Frau, ohne Tröstungsversuche, ohne lindernde Gründe. Dann ist er in seinem Charakter, nämlich hart, und läuft nicht Gefahr, lächerlich zu werden. Ulrich sah das blitzschnell ein und sagte mit vernichtender Kälte:

„Ich kenne den Geist des Widerspruchs und Eigensinns, der Dich beherrscht. Es kann wol sein, daß Du mich jezt aus Trotz liebst, so wie Du früher aus Trotz meine Neigung für Dich im Keim erstickt hast. Dadurch wird aber mein Entschluß nicht geändert, sondern bestärkt; denn ich sehe daraus, daß Du keiner wahren Liebe fähig bist.“

„O Ulrich! rief Unica in Verzweiflung, Du bist unmenschlich! Du weißt nicht, wie lange und wie tief ich durch meine eigene Thorheit gelitten, nicht wie ich gewünscht habe, durch mein ganzes Leben diese drei bösen Jahre zu vernichten. Laß mir Zeit, Dir meine Liebe zu beweisen, zu bewähren — nur ein klein wenig Zeit! Verstoß mich nicht! es wird Dir leid thun .... dereinst, Ulrich! O die Zeit ändert so viel. Deine Gesinnung wird milder für mich werden! ... O Ulrich, laß Dich nicht von mir scheiden — ich überlebe es nicht!“

„Du bist in einem zu aufgeregten Zustand, um meinem Vorschlag Gehör zu geben, entgegnete Ulrich; erlaube mir mit Deiner Mutter zu sprechen.“ Er wollte gehen.

„Nur noch einen Augenblick hör' mich an! rief Unica und rang die Hände; dann sprich mit meiner Mutter und thue Alles, was Du willst. Ich weiß wol, daß Du mich jezt nicht liebst und, so gräßlich es für mich ist, ich suche mich nicht darüber zu täuschen, denn um jeden Preis mögte ich Deine freundliche Gesinnung gewinnen und das kann nur geschehen,

indem ich anders werde, als ich bisher war. Darum gehe fort, reise, entferne Dich für lange Zeit, auf Jahre, wenn Du willst — ich füge mich jeder Bestimmung! ich warte ein Jahrhundert!.... aber nur scheiden laß Dich jezt nicht. Durch eine Scheidung gewinnst Du jezt nichts als einen falschen Schein von Freiheit, und ich verliere Alles — nämlich die Hofnung. O sage nicht, daß meine Hofnung für die Zukunft ein Hirngespinnst sei! sieh, Ulrich! in diesen drei Jahren sind meine Gefühle neu geboren — oder vielleicht gar geboren denn ich mag bis dahin nur Phantasien gehabt haben; in abermals drei Jahren können sie wachsen, erstarken und fest werden; weißt Du, ob die Deinen während der Zeit dieselben bleiben? kannst Du der rastlosen innern Stürme nicht müde werden? nicht ein festes friedliches Schicksal allendlich wünschen?"

„War ich nicht der Stürme müde? brach Ulrich leidenschaftlich aus; ersehnte ich nicht ein friedliches Schicksal? lag nicht eine ganz schöne lächelnde Zukunft für Dich und mich in dem Vertrauen, womit ich Deine Hand erfaßte?.... Lassen wir die Vergangenheit! fuhr er gelassner fort; ich habe Dir nie gezürnt und Dir längst vergeben! Vielleicht hab' ich auch mehr Schuld als Du; ich bin noch nicht reif für ein stilles Glück."

Die alte Melancholie hatte sich wieder über seine Aufregung gelegt. Unica glaubte von seiner Milde Alles hoffen zu dürfen.

„Du erfüllst meine Bitte? rief sie jauchzend; Du wartest?"

„Ich warte, erwiderte er und legte die Hand auf ihre Schulter, ich warte drei Jahr, weil Du es wünschest, weil Du Dich während der Zeit leise und allmälig von mir los=

machen wirst — nur deshalb, Unica. Ich werde reisen, vielleicht in den Orient, vielleicht um die Welt! ich weiß noch nicht, wohin und es ist auch gleichgültig, denn ich suche im Grunde nichts, als ununterbrochene körperliche Bewegung. Ich kann's nicht aushalten zwischen den vier Wänden .... mir ist heiß, mir ist angst" .... —

„O Du wirst sterben!" rief sie trostlos.

„Dann wäre mir geholfen!" entgegnete er lebhaft.

„Wirst Dich tödten!"

„Niemals!" rief Ulrich.

„Nicht durch Deine Hand, das weiß ich! aber Dich aufreiben, Dich verzehren" .... —

„Nein, sagte Ulrich, das glaub' ich nicht. Der Mensch stirbt an seinem ersten Schmerz — wo nicht, so wird er durch denselben, wie Stahl durch Feuer und Wasser, gehärtet. In der ersten Jugend, wenn wir an kein Leid gewöhnt und noch im Reich unsrer vollen Illusionen sind, kann der Schmerz tödten. Dann ist es, als sei man plötzlich in ein fremdes Klima versetzt, man wird vom giftigen Fieber gepackt. Stirbt man aber nicht daran, so acclimatisirt man sich und kann uralt darin werden .... so wie ich. Ich bin zäh, ich werde nicht sterben. Doch Eins mußt Du mir versprechen!"

„Was Du willst, Ulrich! auch das Schwerste."

„Komm' ich früher zurück, als die drei Jahre abgelaufen sind, so ist das ein Zeichen, daß die Scheidung nothwendig auf der Stelle statt finden muß. Gieb mir Dein Wort, Dich ohne Zaudern der Nothwendigkeit zu fügen — so wie ich Dir das meine gebe, nicht früher wiederzukommen, wenn, wie vorauszusetzen ist, Alles im gegenwärtigen Gleise bleibt. Nur eine unvorhergesehene Revolution führt mich früher zurück —

bei meiner Ehre." Er reichte ihr die Hand, und sie legte die ihre als Unterpfand ihres Versprechens hinein. Dann fragte sie schüchtern:

„Und kommst Du später?"

„So werd' ich Dich wieder wie heute um meine Freiheit bitten, und vielleicht gewährst Du mir sie dann gern."

„Das Vielleicht wird nie eintreten!" sagte sie bestimmt.

„Ich wiederhole Dir, sprach Ulrich ebenso bestimmt, um meine Freiheit bitten werd' ich Dich immer; sie fodern werd' ich vielleicht .... doch dann unwiderruflich. — Jezt geh' ich zu Deiner Mutter und theile ihr unsre Uebereinkunft mit."

Er ging zu Gräfin Erberg. So verletzend auch dies Gespräch für Unica und so demüthigend ihr Schritt gewesen war, sich gewaltsam an einen Mann zu hängen, der sie nicht liebte; so geringer Erfolg auch die Ueberwindung krönte, mit der sie einem Gleichgültiggesinnten ihr Herz enthüllt hatte; dennoch fühlte sie sich erleichtert. Sie hatte nichts gewonnen, als die Aussicht auf frühere oder spätere Scheidung, und die Gewißheit, drei Jahre fern von Ulrich zu leben. Aber sie betrachtete diesen Zeitraum wie ein Noviziat, wie eine Prüfung. Sie hatte nicht den moralischen Muth, der einer Entscheidung entgegen tritt. Sie war so durstig nach Glück, daß sie darum bettelte, wie um Almosen, auf die Gefahr hin, eine abschlagende Antwort zu bekommen. Und dann — als ob sie sich gegen sich selbst rächen wollte für die zu tiefe Demüthigung — warf ihr Stolz wieder all ihre Vorzüge in die Wagschaale, die Ulrich hielt; war sie nicht schön, nicht klug, nicht gut, nicht liebend, nicht treu, nicht ergeben? sie rechnete sich genau all ihre guten Eigenschaften, ihre Talente und Fähigkeiten vor; sie vergaß nichts. Allein was bewies die

ganze lange Aufzählung denn weiter, als daß sie auf die Macht des Herzens nicht rechne? —

Gräfin Erberg rang wieder ihre schmalen Hände, nachdem Ulrich ihr seinen Entschluß mitgetheilt. Der stand fester als die Abreise von Hochhausen in jener verhängnißvollen Nacht: das sah sie ein. Sie weinte, sie bejammerte Unica, Ulrich, sich selbst, abwechselnd; zuletzt bat sie ihn, wenigstens nicht vor Idas Hochzeit seine große Reise anzutreten. Obgleich Ulrich keineswegs in der Stimmung war, die zu einem solchen Fest gehört, so gab er doch auf der Stelle dem Wunsch seiner Schwiegermutter nach, und sie konnte nicht anders, als bedauernden Unwillen gegen Unica empfinden, die nicht verstanden hatte, einen Mann zu gewinnen, der immer durch eine Bitte zu rühren war. Der Durst nach Einsamkeit stürzte sich mit erneuter Gewalt über Ulrich; um dem faden geselligen Treiben zu entgehen, fuhr er zwischen Frankfurt und Mälans hin und her, Geschäfte wegen Idas Vermögen vorgebend, das übrigens in der vollkommensten Ordnung war, so daß er nichts auf der Welt zu thun hatte, als ihr die darauf bezüglichen Papiere einzuhändigen. Er täuschte auch Niemand. Ende Aprils gingen Alle nach Hochhausen — die ganze Familie Marana inbegriffen. Ulrich fing an, Vorbereitungen zu seiner Reise zu machen. Er fragte seinen Kammerdiener, ob er ihn begleiten wolle nach Asien und Amerika auf drei bis vier Jahre. Louis entgegnete höchlichst erschrocken: wenn seine Braut nichts dagegen habe, würde er bis ans Ende der Welt mitreisen. Ulrich fragte, wer diese Braut sei. Minchen war es, das Kammermädchen Margaritas. Louis fügte diesem Geständniß die Bitte hinzu, Minchen persönlich befragen und im Fall ihrer Zustimmung von ihr Abschied nehmen zu

dürfen. Ulrich fand Louis so übermäßig glücklich, weil er von seiner Geliebten Abschied nehmen konnte, daß er ihm mit Freuden die Erlaubniß zur Reise gab; doch eilig mußte Louis sie machen, denn am 2ten Mai wollte Ulrich fort.

Jezt muß ich fragen: was ist es für eine unbegreifliche Schwäche, daß der Mensch nicht ein geringes Opfer bringen mag, nachdem er ein großes gebracht? Ulrich hatte sich entschlossen, Margarita ohne ihren Willen nicht heimlich, nicht öffentlich wieder zu sehen; er hatte sich fürs äußere Leben vollständig und auf immer von ihr getrennt. Dennoch konnte er nicht der Versuchung widerstehen, ihr durch Louis' sichere Hände einen Abschiedsgruß zu senden.

Ferner frag' ich: was ist es für ein böser Dämon, der unablässig Liebende antreibt, zu correspondiren? Sie wissen, es ist unvorsichtig, es kann sie in peinliche Verlegenheit, in bittre Angst, in die höchste Gefahr stürzen; es kann schmählicher Mißbrauch und Nichtswürdigkeit jeder Art mit diesen Briefen getrieben werden; es geschieht, man sagt es ihnen, sie sehen es bei Anderen; — dennoch setzen sie sich hin und schreiben mit so unbegreiflicher Gemüthsruhe, als sei nie dergleichen passirt. Höchstens bitten sie im Postscript, den Brief sogleich zu verbrennen; aber gerade das geschieht nie.

Ulrich machte es, wie alle Uebrigen. In der Nacht vor Louis' Abreise schrieb er:

„Ich gehe nun fort, Margarita, in die Welt hinein, auf „lange, auf immer! ich weiß nichts Bestimmtes darüber: „Du weißt es. Ich habe Dir auch im Grunde nichts zu „sagen, nichts, was Dich freuen oder erheitern könnte. Ich „schreibe Dir, wie ich Dich liebe — unwillkürlich; ich habe „nicht daran gedacht, es zu thun, es macht sich von selbst

„Aber vor Etwas wollt' ich Dich warnen, Margarita! Du
„hast bestimmt, daß nur Dein Ruf mich zu Dir heimführen
„dürfe: nun so hüte Dich, ihn jemals auch noch so leise aus-
„zusprechen, nicht in Gedanken, nicht im Traum .... denn ich
„würd' es hören. Wäre ich unterm Pol oder dem Aequator,
„oder auf der andern Hemisphäre, und Dein Herz riefe ein
„einziges Mal: Ulrich, komm her! — so käm' ich. Verlaß
„Dich darauf. Denn ich bin Dein und ich opfre Dir willig
„mein Leben, weil ich wol sehe, daß Dich verlieren, wie Dich
„besitzen, gleich unmöglich ist. Du zehrst mich auf, wie die
„Flamme den Gegenstand, den sie ergriffen hat; aber dafür
„wird er ihr Aliment. Wir gehören einander. Ich mögte
„Dir immer und immer wiederholen: ich liebe Dich, Mar-
„garita! — Die Worte sind mir nur zu schlecht! aber den-
„noch: ich liebe Dich! und wenn ich denke, daß ich leben und
„sterben soll, ohne es zu Deinen Füßen zu sagen — daß ich
„es nur ein einziges armseliges Mal von Deinen süßen Lip-
„pen gehört habe und es nie wieder hören soll: so mögt' ich
„weinen vor Trostlosigkeit. Ach, wer weinen könnte! mir
„liegt der Schmerz wie eine Geierkralle auf der Brust und
„greift krampfig hinein. Es ist kein Schmerz mehr, sondern
„Tortur. O mein geliebter Engel, ich quäle Dich wol sehr,
„indem ich Dir das Alles sage? Hör' nicht hin, sieh' nicht
„hin, denk' nicht an mich — das wird recht für Dich sein.
„Für mich ist's recht, immer an Dich zu denken, denn ich
„würde glauben, eine hohe Leidenschaft zu entadeln, wenn ich
„sie zu vergessen suchte. Aber Du? Wer Dich sieht, meint,
„Du seiest für die Liebe allein geschaffen; wer Dich kennt,
„weiß, daß Du stärker bist als sie. O Du bist stark; aber
„warum bist Du denn zugleich so lieblich? Eins oder das

„Andre sei die Frau! sie nehme unsre Verehrung, oder unsre
„Liebe hin. Doch Dir genügt nicht Eins oder das Andre,
„Du begehrst, wie Gott, den ganzen Menschen. Ich gehorche
„Dir, und gern. Eines so freudigen Gehorsams darf Gott
„selten gewärtig sein! — — O Margarita, bei Dir war es
„gut! da war ein andrer Himmel, eine andre Atmosphäre,
„eine andre Natur, Alles war warm, weich und blühend, und
„ich weiß nicht, was für eine Glorie über der Welt lag! Jetzt
„heißt es, der Frühling sei da; doch für mich liegt die Erde
„noch unter jener Schneedecke, die sie in jener Märznacht trug.
„Und in diesen ewigen Winter muß ich hinein! Du willst
„es; Amen. Liebe mich fort oder vergiß mich; thue, was
„Du willst, Du hast immer Recht. Aber ich weiß wol, daß
„Du mich nicht vergessen kannst! — O Du meine Meine! ich
„werde Dir nicht mehr schreiben, Dein Name wird nicht mehr
„über meine Lippen kommen, nur in meiner letzten Stunde
„nenn' ich Dich, Margarita."

Es war ein Frühlingsmorgen in Ambrach, kaum acht Uhr; doch Margarita war schon im Garten und ging langsam und gedankenvoll zwischen den Beeten voll Hyazinthen und Tulpen hin, an denen Thautropfen perlten und die der Morgenwind aufblätterte. Die Vögel jubelten und jauchzten, die Gesträuche prangten im frischen Grün und trieben Knospen, um die Bäume schwebte der grünliche Duft, der den jungen Blättern vorausgeht; es war ein Leben und eine Freudigkeit in der ganzen Natur, welche das trauernde Herz mit unsäglicher Melancholie erfüllt. Plötzlich eilte Minchen herbei, überreichte Ulrichs Brief an Margarita, und erzählte, daß und weshalb Louis auf einen Tag gekommen sei. Ihre Erzählung mogte eine Minute dauern, doch Margarita meinte,

sie dauere ein Menschenleben, ihr Leben. Endlich war Minchen fertig, und Margarita ging tief in den Garten hinein, eh' sie den Brief erbrach. War es Ueberraschung, Freude, Angst, Glück — sie zitterte so, daß sie sich an einen Baum lehnen mußte, als sie das Blatt entfaltete. Dann nahm sie sich zusammen und las mit einem Blick die zwei Seiten des Briefes herab. Dann war sie gleichsam beruhigt, weil nichts darin stand, was sie nicht schon wußte, und langsam las sie ihn wieder und wieder, und je öfter sie ihn las, um desto neuer kam er ihr allmälig vor. Sie glaubte neue Worte und eine neue Sprache zu hören, denn jede Zeile lieferte ihr Stoff zu einem bogenlangen Commentar. Sie antwortete auf jede Frage; sie erwiderte jeden Zuruf; sie schrieb in Gedanken auf die zwei leeren Seiten des Briefes eine Antwort. Dann suchte sie das Couvert; es war auf die Erde gefallen. Sie hob es auf, blies den Staub sorgsam herunter, betrachtete die Adresse, die Ulrich ruhiger, als den Brief selbst, mit seiner schönen, raschen Hand geschrieben, betrachtete sein Siegel und die Art, wie das Couvert gemacht war — aber dies Alles mit einem Gemisch von Andacht und Entzücken, das denjenigen lächerlich vorkommen wird, die nie einen ähnlichen Brief erhalten haben. Zuletzt entschloß sie sich, das Blatt ins Couvert zurückzulegen, auf ihrem Herzen zu verwahren, und nach dem Schloß zu gehen. Es schlug elf Uhr; sie hatte drei Stunden verträumt! Ab und an legte sie die Hand auf die Brust, um sich zu überzeugen, daß der Brief noch da sei, daß er ihr nicht eben so zauberhaft genommen werde, als er ihr gebracht sei. Das ging an, so lange sie allein war. Aber bei Tisch wurde es martervoll! sie konnte nicht immer die Hand auf dem Herzen halten, sie bildete sich ein, der Brief

könne ihre Kleider durchschimmern und Alle müßten ihn, oder wenigstens ihr Herzklopfen gewahr werden.

„Was ist denn das für ein wunderlicher Einfall von Graf Erberg? fragte die Fürstin sauer; er will nach China, spricht sein Kammerdiener, der wie ein treuer Schäfer zu seiner zärtlichen Braut gekommen ist."

„Nach China?" wiederholte Margarita gedankenlos.

„Da kann er uns guten Thee mitbringen," sagte Fürst Anton mit seinem kurzen Lachen.

„Die moderne Reisewuth ist wirklich äußerst absurd! fuhr die Fürstin fort; nach London und Paris mag man zu seiner Unterhaltung und Belehrung reisen, aber was hilft es einem vornehmen Mann, China gesehen zu haben!"

„Vielleicht geht Graf Erberg in den Orient, bemerkte Margarita schüchtern, und der Kammerdiener mag gehört haben, daß China in Asien liegt" ... —

„Ich glaube gern, daß Du genauer benachrichtigt bist, als ich," sagte die Fürstin spitz.

„Nein, entgegnete Margarita gelassen, ich weiß gar nichts über diese Reise."

„Ob die Gräfin mitgeht?" fragte Fürst Anton.

„Mein lieber Sohn! rief die Fürstin, das Hauptvergnügen einer solchen Reise besteht darin, daß man seine Frau nicht mitzunehmen braucht."

„Ich denke, es müßte zu beschwerlich für Frauen sein, sagte Margarita, als daß sie Vergnügen an einer solchen Reise finden könnten."

„Ich bewundre aufrichtig die Gräfin Erberg, sagte die Fürstin mit heftigem Aerger, daß sie ihr Vermögen einem

Mann hingiebt, der es im Spiel oder auf Reisen verschleudert."

„O liebe Mama, rief Margarita, was kann man denn Besseres mit dem Gelde anfangen, als es dem Mann geben, den man liebt?"

„Du bist also ganz entschlossen, eine Lanze für Graf Erberg zu brechen?" fragte die Fürstin mit Hohn.

„Mir scheint, es ist nicht sowol für ihn, als für Unica," sagte Margarita kalt.

„Und ich dächte, Mama, nahm Fürst Anton das Wort, daß Margaritas Gesinnung über das Vermögen der Frau recht verständig ist. Wollte Gott nur, sie hätte etwas, damit es nicht bei der kahlen Gesinnung bliebe!"

„Lieber Anton!" sagte Margarita mit trauriger Miene.

„Wer weiß denn, ob Margarita Dir ihr Vermögen geben würde, mein guter Sohn! sagte die Fürstin; ob sie es nicht verwenden würde zu Werken der Menschenliebe, zur Unterstützung armer junger Männer."

Margarita erröthete, denn sie dachte an Severin und daß sie ihn gewiß unterstützen würde, wenn sie könnte; sie schwieg. Die Fürstin glaubte, sie habe die Schwiegertochter durch diese Anspielung zum Schweigen gebracht, und warf ihr einen triumphirend verächtlichen Blick zu. Fürst Anton sagte:

„Das würd' ich mir verbitten."

Nach dem Essen ging Margarita in ihr Zimmer und verwahrte den Brief, der ihr in Andrer Gegenwart wie eine Kohle auf dem Herzen brannte, in einem Portefeuille, dessen Schlüssel sie mit andern kleinen Schlüsseln beständig bei sich trug. Er war dort sicherer, als bei ihr. Sie kämpfte den

ganzen Nachmittag mit sich, ob sie nicht ein Paar Zeilen der Antwort schreiben solle. Ulrich hatte nicht darum gebeten, aber aus ihrer unsäglichen Freude konnte sie die seine über eine Antwort ermessen. Dennoch hatte sie den Heroismus nicht, zu schreiben. Sie wollte nicht halb thun, was sie that. Sie wußte wol, daß drei Worte von ihr Ulrich zu einem zweiten Brief veranlassen würden, daß er vielleicht seine Reise aufgäbe, um in näherer Verbindung mit ihr zu bleiben, daß sie Beide im beständigen Fieber der Erwartung und Ungeduld harren, und am Ende alle Kraft des Willens darin zerreiben würden. Als Minchen am Abend sie zu fragen kam, ob sie für Louis Befehle habe, er müsse nun wieder fort, so sagte Margarita:

„Meinen Gruß an den Grafen und die Gräfin — weiter nichts." Sie war schon in ihrem stillen Zimmer, nahm Ulrichs Brief hervor und bat die lieben Zeilen mit Thränen um Verzeihung, daß sie keine andre Antwort, als eine stumme für sie habe.

Am nächsten Morgen, beim Frühstück der Fürstin, fragte diese:

„Nun, Jean, ist der Louis fort?"

„Gestern Abend um halb zwölf Uhr zog er ab, Ihre Durchlaucht, und nicht ganz zufrieden wie mir schien."

„So? hat Minchen die Spröde gespielt?"

„Was das betrift, Ihre Durchlaucht, so wird er wol keinen Grund zur Unzufriedenheit haben! rief Jean giftig; aber es muß wol wegen des Auftrags seines Herrn gewesen sein."

„Und was hatte sein Herr ihm aufgetragen, Jean?" fragte die Fürstin gespannt.

„Das ist nur meine Vermuthung, Ihre Durchlaucht, ich habe keine Gewißheit.... aber mir schien gestern früh, als habe Minchen, gleich nach Louis' Ankunft, der Frau Fürstin Tochter einen Brief eingehändigt. Sie lief so schnell, wie wenn man einen wichtigen Auftrag auszurichten hat. Aber wie gesagt, darüber fehlt mir die Gewißheit. Ganz wahr ist es aber, und mit meinen eignen Ohren hab' ich gehört, daß Louis zu Minchen sagte: „Und ich bekomme keine Antwort mit?" worauf Minchen versetzte: „Nein, Louis." — Da sagte Louis: „Das thut mir leid, mein liebes Minchen." — Und das dumme Ding antwortete, als ob sie ihn für etwas trösten müßte, was ihn doch gar nichts angeht: „Ihre Durchlaucht hat vielleicht heute nicht Zeit zu schreiben gehabt, und schreibt vielleicht morgen oder bald mit der Post." — Darauf sagte Louis: „Dann muß sie sich sputen; denn wir reisen gleich nach der Hochzeit der Comteß in die weite Welt." — So sprachen sie unten an der kleinen Thurmtreppe, von der Minchen eben herabgekommen war, während ich mich zufällig im Küchen-Corridor befand. Den Anfang des Gesprächs hab' ich leider nicht gehört. Da ich nicht den falschen Anstrich von Spion haben mogte, so kam ich unbefangen zum Vorschein, und bemerkte deutlich, daß Minchen bei meinem Anblick erschrak. — Dies ist aber auch Alles, was ich Durchlaucht berichten kann."

„Wann pflegt Fürstin Margarita spazieren zu gehen?" fragte die Fürstin.

„Morgens früh, bis gegen halb neun Uhr, und dann Mittags bis zum Speisen. Heute aber, weil so schönes Wetter ist, will sie schon um elf Uhr, mit der kleinen Comteß

und Minchen, nach der Thalmühle gehen. Ich hörte, wie sie es vorhin im Garten zu Seiner Durchlaucht sagte."

Die Fürstin verabschiedete Jean. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß Ulrich an Margarita geschrieben, und besann sich keinen Augenblick über das Mittel diesen Brief zu erlangen. Als sie wirklich, zur bestimmten Stunde, Margarita fortgehen sah, begab sie sich nach deren Zimmer. Ihr erster Blick fiel auf den Schreibtisch, und da sie in einem der Auszüge den Schlüssel ruhig stecken sah, sprach sie zu sich selbst, mit heimlichem Aerger: Sie hat den Brief mitgenommen! — Indessen war es doch der Mühe werth, die verschlossenen Portefeuilles auf dem Schreibtisch zu untersuchen. Eines besonders kam ihr verdächtig vor; es war von russischem Leder mit Stahlverzierung, und Margarita hatte es aus Frankfurt mitgebracht. Die Fürstin besaß eine unzählige Menge Schlüssel aller Art; sollte keiner es öfnen? Sie versuchte mit der höchsten Vorsicht — aber umsonst! je mehr sie sich vergeblich anstrengte, um desto gewisser glaubte sie den Brief hier verwahrt. Sie war fast entschlossen das Portefeuille zu erbrechen; da fiel ihr plötzlich ein, daß ihr Sohn ein ähnliches habe, daß sie noch gestern habe den Schlüssel darin gesehen, und daß es nicht unmöglich sei, mit jenem Schlüssel das Portefeuille zu öfnen, denn dergleichen Fabrikwaaren werden gewöhnlich alle nach einem Muster gemacht. Der Fürst ritt beständig um diese Stunde aus; sie ging also dreist in sein Zimmer, fand sogleich den Schlüssel, kehrte athemlos vor Erwartung zu Margaritas verdächtigem Portefeuille zurück.... und schloß es auf! — Es war nichts darin, als Ulrichs Brief! Margarita hatte nicht gewagt, ihn auf den Spaziergang mitzunehmen, aus Furcht, ihn durch irgend einen ver=

rätherischen Zufall zu verlieren; unter ihrem Schlüssel hielt sie ihn für unantastbar. Die Hände der Fürstin zitterten vor Freude, als sie das Blatt entfaltete, und sie las es mit keinem geringeren Grad von Aufmerksamkeit, als gestern Margarita. Was sie eigentlich gesucht haben mogte, schien sie nicht darin zu finden, denn nachdem sie ihn beendet, zuckte sie die Achseln und murmelte: Ein verschrobener Brief! — Jedoch war sie eingedenk des Ausspruchs vom Cardinal Richelieu, der nur zwei Zeilen von der Hand eines Individuums begehrte, um dasselbe unfehlbar an den Galgen zu bringen; sollte dieser ganze Brief, der zwar nicht von, sondern an Margarita war, nicht genug enthalten, um sie aus dem Hause zu bringen? Margaritas Sünden bestanden in den Augen der Fürstin darin, daß sie weder einen Sohn, noch Vermögen hatte. Unter der schweigenden Bedingung einer zahlreichen Nachkommenschaft hatte Fürst Anton das arme Mädchen geheirathet; es erfüllte nicht diese Bedingung, folglich sah die Fürstin nicht ein, welche Verpflichtung ihr Sohn für eine so unnütze Frau habe. In der letzten Zeit hatte diese erst Gelegenheit gehabt, ihren wahren Charakter zu entfalten: ihre Vergnügungs- und Verschwendungssucht bei der Reise nach Frankfurt, und ihre tiefe Demoralisation durch ihr Verhältniß zu Severin und Erberg. Weshalb sollte Fürst Anton nicht einem wahrscheinlichen, vollkommnen Skandal durch Scheidung vorbeugen? sie hatte schon eine Frau für ihn bei der Hand: Graf Heinrichs Schwester, ein wolhabendes Mädchen, in Paris erzogen, deren Vermögen alsdann hübsch in der Thiersteinschen Familie bliebe. — Mit einem Gefühl tiefer Befriedigung legte die Fürstin den Brief ins Portefeuille zurück, verschloß es, brachte Alles genau in die frühere Ordnung,

und war so froh über ihren Fund, daß sie den ganzen Tag von ungewöhnlicher Freundlichkeit für ihre Schwiegertochter war.

Erst am andern Morgen, ohne Uebereilung, ohne Aufbrausen des Zorns, ging sie zu ihrem Sohn, und fragte ihn, ob er von dem Brief wisse, den Ulrich an Margarita geschrieben? und auf seine erstaunte Verneinung erwiderte sie:

„Das fürchtete ich, mein armer Anton!" und sah ihn mit zärtlichem Mitleid an.

„Warum? was ist geschehen?" fragte er verstört.

„Das frag' ich Dich, erwiderte sie, Du bist in Frankfurt gewesen — nicht ich! Du hättest die Augen offen haben sollen über Deine Frau."

„O, die Frauen!" murmelte er grimmig.

„Sie correspondirt mit Graf Erberg; sein Kammerdiener war der Postillon d'amour."

Mit einem Sprung war der Fürst aus dem Zimmer. Die Fürstin rief ihm nach:

„Hör' mich doch, Anton! übereile Dich nicht!"

Aber er stand schon vor Margarita, in deren Zimmer, blaß, mit blauen Lippen, dermaßen aus der Fassung, daß er keine Worte fand.

„Um Gottes willen! was ist Dir widerfahren, Anton!" rief Margarita entsetzt, und eilte ihm entgegen.

„Schlange! wo ist der Brief?" sagte er tonlos.

Margarita fühlte, daß ihre Stunde gekommen sei, und daß sie Rechenschaft ablegen müsse.... und wolle. Sie sagte zu Tony:

„Geh' wieder in den Garten, mein Engel! ich komme auch bald!" setzte ihr das Hütchen auf, öfnete ihr die Thür

zur Thurmtreppe und ließ sie hinaus. Dann sagte sie zu ihrem Mann, der mit heftigen Schritten auf und ab ging:

„Ich leugne nicht, einen Brief von Graf Erberg bekommen zu haben, und ich werde ihn Dir geben, wenn Du ihn durchaus verlangst; aber es wär' mir lieb, Anton, wenn Du ihn nicht verlangtest.“

„Das glaub' ich!“ rief er mit einem grimmigen Lachen.

„Und wenn ich ihn Dir nicht geben könnte.... weil ich ihn vernichtet habe?“

„Du widersprichst Dir .... Du lügst!“ rief er immer heftiger.

„Du siehst also, ich könnte lügen und Du wärst außer Stande, mir das Gegentheil zu beweisen; aber ich mag nicht. Dafür nun vertraue mir, und begehre nicht den Brief.... wenigstens nicht jezt, nicht in dieser fürchterlichen Aufregung!“

„Den Brief! den Brief! auf der Stelle den Brief!“ schrie Fürst Anton und schlug donnernd mit der Hand auf den Schreibtisch.

„Anton! sagte sie mit gerungenen Händen, Du bist außer Dir! in dieser Stimmung wird Dich der Brief — weiß Gott wie! aufregen; warte bis morgen, Anton.... oder nur bis heute Abend! ich schwöre Dir, dann sollst Du ihn haben.“

„Margarita! rief er außer sich und faßte ihre Hände hart an, gieb mir in diesem Moment den Brief, sonst sprenge ich den Schreibtisch.“

„Das hast Du nicht nöthig, entgegnete sie gelassen, hier ist er.“ Sie zog ihn aus dem Busen, und gab ihn dem Fürsten. Er stürzte sich darauf, riß ihn an sich, und las. Während der Zeit setzte sich Margarita, und legte ihren

Kopf in beide Hände, theils um nicht die Entheiligung des geliebten Briefes durch profane Augen anzusehen, theils um nachzusinnen, wie der Fürst zu dieser Entdeckung gekommen sei.

„Ein verrückter, abgeschmackter Brief — das! rief Fürst Anton, nachdem er ihn gelesen, und warf ihn vor Margaritas Füße. Wie kannst Du Dich unterstehen ihn anzunehmen! wie darf man sich unterstehen, Dir in diesem Ton zu schreiben!"

„Es ist allerdings sehr schwach von mir, den Brief angenommen zu haben, versetzte Margarita, aber sein trauriger Ton versöhnt Dich vielleicht mit meiner Schwäche. Du siehst.... es ist ein Abschied, und zwar nicht auf heut' und morgen — sondern auf immer."

„Und der betrübt Dich so übermäßig, daß ich Deiner Trauer wegen, Dir Verzeihung schenken soll?" fragte er spöttisch.

„Ich bitte um Deine Nachsicht, nicht um Deine Verzeihung," entgegnete sie sanft und stolz. Wäre sie kriechend gewesen, so hätte sie ihn viel leichter versöhnt. Seelenadel gilt in niedrigen Augen für Trotz.

„Was? ein Weib, das einen Andern liebt, bedarf keiner Vergebung von ihrem Mann? rief er. Oder liebst Du ihn etwa nicht? sprich! liebst Du ihn nicht?"

„Anton! erwiderte sie, frage mich nicht! wir Alle haben in unsern Herzen ein Geheimniß mit Gott."

Er wurde dadurch auf sehr unangenehme Weise an das Geheimniß, das er nicht eben mit Gott hatte — und überhaupt an Clotilde erinnert, die beständig von der Nothwendigkeit des tiefsten Geheimnisses sprach. Er glaubte, alle

Geheimnisse müßten von einer Art sein, sobald sie die Liebe betreffen, und im höchsten Zorn rief er:

„Das nenn' ich die Frechheit zu weit treiben."

„Gebrauche keine Worte, die ich nicht hören darf und will! entgegnete sie lebhaft. Ich habe nichts Erniedrigendes gethan. Ich kämpfe redlich gegen mein Gefühl. Habe Nachsicht mit mir, damit ich Muth zu diesem Kampf behalte."

„Nichts Erniedrigendes! aber Du liebst einen Andern, aber Ihr gesteht es Euch, aber Ihr correspondirt".... —

„Das Geständniß geschah im Moment, der die Trennung beschloß, und dieser Brief ist ohne Antwort geblieben. Wenn es Dich beruhigt, kann ich einen Schwur darauf ablegen; Du weißt, ich lüge nicht."

„Und kannst Du schwören, daß er auch künftig ohne Antwort bleibt?"

„Ich hoffe es zu können."

„Gieb mir den Brief! ich muß da heraus lesen können, wie groß oder wie klein Deine Schuld ist."

Mit einem namenlosen Schmerz reichte ihn Margarita dem Fürsten, und er wollte damit fortgehen. Da hielt sie ihn am Arm fest und rief:

„Lies ihn hier, Anton! lies ihn so oft und so lange Du willst — aber hier bei mir. Ich werde Deine Fragen beantworten, Deine Zweifel heben. Bleib hier."

„Ah! rief er, Du hoffst mich zu bethören und scheust den klaren Blick meiner Mutter!"

„Sage nicht den klaren, sondern den befangenen, Anton! Deine Mutter liebt mich nicht! — Und überdas beschwöre ich Dich, keinen Dritten in eheliche Mißverständnisse zu mischen er ist immer störend, er verwickelt immer! mit Dir allein

werd' ich mich verständigen können! Anton, lieber Anton! bleibe hier mit dem Brief."

„Nun grade soll ihn meine Mutter sehen!" rief er, schleuderte ihre Hand fort, und stürmte hinaus.

Sie sank halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl; aber sie raffte sich auf, sie nahm alle Kraft und alle Besinnung zusammen, sie wußte wol, daß ihr eine Szene bevorstand, zu der sie Beides brauchte. Sie bat Gott um Ruhe und um Demuth. Sie dachte an Ulrich, den sie verstoßen hatte, weil sie nicht ganz für ihn leben durfte; an Tony, für die sie einzig und allein jezt lebte. Die Liebesgedanken für die zwei Wesen, die ihren ganzen Erdenreichthum ausmachten, stärkten sie wunderbar. Sie war entschlossen ihre ruhige Würde zu behaupten, um in dem Hause, wo ihr als Gattin und Mutter der erste Platz zukam, nicht wie eine Geduldete dazustehen. Sie betete eins von den himmelstürmenden Gebeten, das die Seele laut= und wortlos zu Gott emporschickt. Sie war sanft und gelassen, als ihr Mann und ihre Schwiegermutter bei ihr eintraten — der Fürst in einer solchen Zerstörung der Haltung und des Ausdrucks, daß er kaum zu erkennen war, die Fürstin mühsam ihren Grimm hinter einer theatralischen Majestät verbergend. Margarita warf einen Blick des Mitleids auf ihren Mann und sagte:

„Anton, vertraue und glaube mir!"

„Natter!" sagte der Fürst zwischen den Zähnen, und machte eine abwehrende Bewegung gegen sie.

„Die Zumuthung ist etwas stark!" warf die Fürstin hohnlächelnd hin.

„Was hat man Dir über mich gesagt, Anton, sprich!" fuhr Margarita fort.

„Man hat ihm nichts — aber ich, ich seine Mutter, hab' ihm die Wahrheit gesagt," nahm die Fürstin das Wort.

„Und wie hat ihn die Wahrheit in diesen Zustand versetzen können?" rief Margarita.

„Er soll Deiner Meinung nach gelassen bleiben, wenn Du seinen Namen beschimpfst und seine Ehre mit Füßen trittst?" rief die Fürstin.

„Ich?" sagte Margarita und schlug die Augen zum Himmel auf.

„O, rief die Fürstin verächtlich, diese großen Blicke sind ohne allen Effekt auf mich! sieh mir lieber fest in die Augen.... wenn Du es vermagst."

„Gottlob! das kann ich! entgegnete Margarita mit festem Blick und Ton. Dann wendete sie sich wieder an ihren Mann: Nun, Anton! soll ich nicht erfahren, welche Wahrheit Dich so fürchterlich erschüttert hat?"

„Was sonst als Deine Liebschaft mit Erberg!" fuhr er wild auf.

„Ah!" rief Margarita und warf beide Hände vors Gesicht.

„Da siehst Du es!" sprach die Fürstin zu ihrem Sohn.

„Das ist ein ehrliches Geständniß!" sagte Fürst Anton zähneknirschend.

„Es ist Beschämung! erwiderte Margarita und ließ die Hände in den Schooß sinken, unermeßliche, namenlose Beschämung, daß man Dir ein solches Wort hat sagen dürfen und daß Du es geglaubt hast, von mir, von Margarita!.... Das Gefühl, welches in mein Herz gedrungen ist, verdient nicht diesen beschimpfenden Namen, denn es läßt keine Reue in meinem Gewissen, kein Erröthen auf meiner Stirn, keinen

Flecken auf meinem Ruf zurück! es mag Dein Herz kränken, doch gewiß nicht Dein Recht! und wenn ich von dem schnurgraden Wege der Pflicht abgewichen bin, wenn dies überwältigende Gefühl mich einen Moment hingerissen hat, so büße ich es mit der Trauer meines ganzen Lebens ab."

„Da hörst Du es! sprach die Fürstin zu ihrem Sohn; sie hat die Pflicht verletzt, sie hat sich hinreißen lassen — ist das ein klares Geständniß?"

„Wer meine Liebe eine Liebschaft genannt hat, darf meine Worte nicht deuten," sprach Margarita stolz.

„Nun ist's genug! rief die Fürstin mit ausbrechendem Haß; nun sollst Du überführt werden. Hier ist der Brief, der sündige, gotteslästerliche, von doppeltem Ehebruch zeugende Brief!" — Sie zog ihn hervor.

„O lassen wir den Brief! bat Margarita; er ist geschrieben in der Aufwallung schmerzlicher Leidenschaft. Jedem Gleichgültigen kommt sie wie Thorheit vor".... —

„Wir sind keine Gleichgültige! unterbrach die Fürstin; wir lesen die Schuld da heraus. Er nennt Dich — Du! man weiß genugsam, was das bedeutet. Er sagt: Wir gehören einander! — Er sagt: Du begehrst den ganzen Menschen! — und frevelnd wagt er diesem Ausdruck gemeiner Begier den Namen Gottes anzuhängen. Er spricht von Deinem Liebesgeständniß, von Deinen süßen Lippen, von Deiner Schönheit — das thut nur ein Liebhaber. Er klagt freilich, daß Du ihn fortschickst, allein er verspricht Dir wiederzukommen, sobald Du ihn rufst — das thut nur ein Liebhaber. Welcher Mann auf der Welt würde jedem Wink einer Frau gehorchen, wenn diese Frau ihm nicht für die

Zukunft ein Glück verbürgte, das ihm die Vergangenheit bereits gebracht hat."

„Anton! rief Margarita, Du leidest, daß Deine Frau, in Deiner Gegenwart, unter Deinem Dach, solche Worte hören muß!"

„Du hast sie verschuldet .... und noch weit mehr," sagte er kalt.

„Mein Gott! mein Gott! rief sie; das ist ja aber Alles falsch und gemein!"

„Falsch? fragte die Fürstin mit Hohn; steht es nicht wörtlich hier, schwarz auf weiß? lesen meine Augen da nicht wirklich: Du Meine! — und: Du bist für die Liebe geschaffen! .... falsch ist es nicht. Und gemein? lieber Himmel! wer weiß denn nicht, was eigentlich hinter diesem sublimen Wortkram zu suchen ist? mit der Erhabenheit der Gesinnung kann man wol meinen unerfahrnen, vertrauensvollen Sohn hintergehen, doch mich nicht. Ich kenne die Welt! kein Mann läßt sich mit Liebesversicherungen abfinden, die in nichts als in Worten bestehen! .... Keiner!"

„Ich bedaure die Frau, die das aus eigner Erfahrung weiß," sagte Margarita kalt.

„Das ist aber so!" rief Fürst Anton aufbrausend.

„So bedaure ich den Mann ebenfalls, entgegnete Margarita, der in der Liebe zu einer edlen Frau nichts sucht, als was er bei einer gemeinen finden kann."

„Anton! rief die Fürstin, bebend vor Zorn, sie nennt sich eine edle Frau, und hier in diesem Brief läßt sie sich Du nennen, von einem Mann, der der Gatte einer Andern ist!"

„Wenn ich Deine Mutter recht verstanden habe, Anton, nahm Margarita das Wort, so meint sie, ich stehe in einem unerlaubten Verhältniß zu Graf Erberg."

„Ja, das ist klar! gestehst Du es ein?" fragte er.

„Ich sage Dir, Anton, es ist nicht wahr."

„Das kann Jeder sagen! beweise die Unwahrheit."

„O! rief Margarita, giebt es denn keine Gottesgerichte mehr! Anton, weshalb glaubst Du Deiner Mutter mehr als mir?"

Der Wahrheit gemäß hätte der Fürst antworten müssen: Weil meine Erfahrung über die Frauen mit ihrer Ansicht von den Männern vollkommen übereinstimmt und ein Ganzes bildet, das man täglich in der Welt sieht. — Aber er sagte:

„Weil sie Beweise hat, die ihre Worte unterstützen."

„Und worin bestehen sie?" fragte Margarita.

„Ich verzweifle daran, ein Schamgefühl in Dir zu wekken, nahm die Fürstin das Wort, da dieser Brief Dir ganz unschuldig scheint. Vielleicht findest Du es auch ganz unschuldig, daß Du im vorigen Herbst täglich mit Graf Erberg im Walde umhergestreift bist."

„Ich habe zweimal einen Spaziergang mit ihm gemacht," sprach Margarita fast lächelnd.

„Und daß er zu jeder Stunde bei Dir aus- und eingegangen ist."

„Anton selbst hat ihn am Morgen vor seiner Abreise, als er unwol war, zum Frühstück bei mir angemeldet."

„Die Männer haben immer das Unglück, in solchen Fällen unwissender Weise den glücklichen Rival zu protegiren, sagte die Fürstin sauer. Indessen, das ist ein Mal und offiziel ge-

schehen, während man Graf Erberg täglich auf dieser kleinen Treppe hier gesehen hat."

„Sie führt aus dem Garten zu dem Zimmer, das er über mir bewohnte."

„Und zu diesem Zimmer, das Du bewohnst, ebenfalls."

„Und das sollen Beweise sein? fragte Margarita und sah erblassend den Fürsten an. Bin ich von Spionen umgeben? darf ich keinen Schritt thun, ohne der Aufsicht meiner Domestiken zu verfallen? denn nur sie haben Zeit und Lust zu einem so erbärmlichen Wächteramt, und nur sie können eine so gemeine Geschichte erfinden, wie diese ist, zu der ich und Graf Erberg unsre reinen Namen hergeben müssen. Ich erinnere mich jezt, daß ich Jean im vorigen Herbst immer hier herum habe schleichen sehen. Da ich keine Lust habe, den Stoff zu seinen ferneren Mährchen zu liefern, so wünsch' ich, daß er auf der Stelle das Schloß verlasse."

„Die Aussage eines so treuen Dieners, wie Jean ist, verdient unter allen Umständen Berücksichtigung, sagte die Fürstin, mit kreideweißen Lippen und Basilisken-Blick. Indessen mögte er nicht im Stande sein, gültige Beweise zu liefern, wie sie uns, z. B. Severins eigne Aussage liefert. Der ist der Erste in Deiner Gunst gewesen, Erberg nur der Zweite. Und wie Du einer Indiscretion von Severins Seite durch eine Geldbestechung hast zuvorkommen wollen, so versicherst Du Dich Erbergs Discretion, indem Du an seine momentane Entfernung das Versprechen künftiger Huld knüpfst. Warlich! jene französische Königin in der Tour de Nesle war nur grausamer, nicht so schlau wie Du. Severin, von seinem Gewissen geängstigt, von Hochachtung für Deinen betrogenen

Gatten durchdrungen, hat mir Alles gestanden, und auch, daß er mit Verachtung Dein Geld zurückgewiesen."

„Das hat Severin gesagt?" fragte Margarita tonlos.

„Kannst Du leugnen, daß Du ihm, unter dem Vorwand der Unterstützung, Geld geboten hast?" fragte die Fürstin triumphirend.

„Als Unterstützung, ja."

„Kannst Du leugnen, daß Du es von Erberg nehmen wolltest?"

„Nein!"

„Kannst Du leugnen, daß Du augenscheinlich Dein Benehmen gegen Severin verändert hast, nachdem Graf Erberg ein Paar Tage hier gewesen?"

„Nein!"

„Kannst Du leugnen, daß Du früher ähnliche Beweise der Huld an Severin gegeben hast, wie z. B. Promenaden, Zusammentreffen in der Bibliothek, &c."

„Nein!"

„O, schrie Fürst Anton, sie gesteht Alles ein! nun so sage mir doch auch, Margarita, weshalb fand ich Erberg an jenem Abend, in Darmstadt, nicht mehr bei Dir?"

„Anton! rief Margarita, ich bin unschuldig! Es ist ja nicht wahr, es ist anders wahr, als Deine Mutter spricht. Laß Severin kommen, frag' ihn" .. —

„O nein! unterbrach der Fürst, Du könntest ihn wieder bethören! — Aber antworte mir doch: weshalb fand ich Erberg nicht mehr?"

„Du marterst mich, Anton."

„Ich Dich martern? bin ich nicht sanft?"

„Sanft wie der Inquisitor neben dem Gefolterten, Anton! fühlst Du denn nicht, daß ich keine Worte habe gegen diese gräßlichen Lügen und Beschuldigungen? daß ich mich sammeln, mich besinnen muß, um überzeugend zu antworten?"

„Ich frage Dich nur, weshalb Erberg nicht mehr bei Dir war, Margarita?"

„Mein Gott, weil er nicht bleiben mogte, nicht wollte.... weil er mir Alles gesagt hatte"....—

„Und warum antwortetest Du mir damals: er wolle Unica nicht allzu lange in Besorgniß lassen?"

„Hab' ich das gesagt?" fragte sie gedankenlos und strich mit der Hand über die Stirn.

„Ja! sagte der Fürst mit Donnerstimme; das hast Du gesagt! ich schwöre es Dir, bei meiner Ehre! Du hast damals gelogen, Du lügst jezt ebenfalls. Ich will Dir sagen, warum er nicht mehr da war. Er fürchtete die Augen vor mir aufzuschlagen! Er fürchtete, ich würde Deine Schmach ihm und Dir von der Stirn lesen! Er wollte wenigstens nicht wie ein Bube vor mir dastehen, wenn er sich auch nicht geschämt hat, wie ein Bube zu handeln."

Margarita stand auf und sagte kalt und hoch: „Ich will dergleichen Schmähungen nicht hören, weder gegen mich, noch gegen Graf Erberg."

Durch ihre Ruhe in die höchste Wuth versetzt, rief der Fürst: „Ist er Graf? heißt er Erberg? Schade um den edlen Namen! Er ist ein Bube, der die Frau seines Freundes und seines Gastes verführt hat!"

„Herr und Gott! sagte Margarita, das muß ich hören und ich sterbe nicht vor Schmerz?"

„O stirb! erwiderte der Fürst; es wäre das Beste, was Du thun könntest.“

„Aber ich bin unschuldig, Anton! frage Erberg.“

„Ja, mit dem Pistol in der Hand!“ murmelte der Fürst.

„Soll ein Duell den Skandal proklamiren? fragte die Fürstin. Willst Du zum Ehebruch noch den Mord auf Dein Gewissen laden?“

„Anton! sagte Margarita matt, ich bitte Dich, sage Deiner Mutter, daß sie nicht so zu mir redet. Sieh, ich bin Deine Frau, ich muß mir viel von Dir gefallen lassen, viel ertragen, denn mein Herz ist nicht ohne Schuld gegen Dich. Aber rette mich vor Deiner Mutter, Anton! — Sieh, ich habe weder Vater noch Bruder, um mich zu vertheidigen und zu schützen! ich habe keinen Freund, der sich aus Barmherzigkeit meiner annehmen und Dir die Wahrheit sagen könnte! ich habe Niemand als Dich. Willst Du mein Richter sein, so mußt Du auch mein Vertheidiger sein, mußt nicht leiden, daß man die Mutter Deines Kindes mit Füßen trete. Siehst Du denn nicht, wie unglückselig ich bin, Anton? ich bin unschuldig und Du verdammst mich .... weil Deine Mutter mich haßt.“

„Warum sollt' ich Dich hassen, fragte die Fürstin bitter, wenn Du nicht pflichtvergessen und meines Sohnes unwürdig wärest?“

„Das weiß ich nicht! antwortete Margarita; ich weiß nur, daß ich seiner nicht unwürdig bin.“

„Margarita! sagte der Fürst ruhiger; schwöre mir, daß zwischen Dir und Erberg nie von Liebe die Rede gewesen ist: dann will ich an Deine Unschuld glauben.“

„Das kann ich nicht schwören .... aber glaube dennoch an mich!“ flehte sie.

„So gieb mir eine andre Bürgschaft, Margarita.“

„Meine ganze Vergangenheit liegt fleckenlos vor Dir, Anton.“

„Weil keine Versuchung in ihr war! sie kam mit Severin, mit Erberg, und Du konntest Ihr nicht widerstehen.“

„Severin? aber ich hasse .... ich verachte ihn.“

„Gewöhnliche Folge eines solchen Verhältnisses,“ warf die Fürstin hin.

„Und Du hast ihn nicht immer gehaßt und verachtet, sagte der Fürst, ich erinnre mich sehr gut, wie freundlich Du für ihn warst.“

„Ja ja! rief sie, aus Mitleid, aus Theilnahme war ich viel zu freundlich! das darf man Dummheit, Mangel an Ueberlegung und Menschenkenntniß — aber nicht Sünde nennen.“

„Hattest Du keine Ahnung von dem Gefühl, das Du ihm einflößtest, Margarita?“

„Wie konnt' ich ahnen, daß meine Theilnahme ihn in einen solchen Wahnsinn stürzen würde! aber .... als ich es zuletzt dennoch ahnte, verwandelte sich das kahle Mitleid in Widerwillen, und daß ich diesen nicht zu verbergen verstand, hat ihn zu jenen niedrigen Verleumdungen bewogen. — Wie es Ihnen möglich war, dergleichen gegen die Frau Ihres Sohnes anzuhören — wandte sich Margarita an die Fürstin — das frag' ich nicht; aber ich frage Sie: warum haben Sie bis jezt gewartet, mit Ihren Beschuldigungen hervorzutreten, da Severin mich doch schon vor einigen Monaten verleumdet hat? warum sagten Sie mir nicht bei unsrer Rückkehr von Frankfurt augenblicklich, was Sie gegen mich auf dem Herzen hatten? warum trugen Sie den giftigen Verdacht

so lange schweigend herum, bis er sich zur Wahrscheinlichkeit, endlich zur Gewißheit angeschwollen hat?"

„Warum? fragte die Fürstin, das ist einfach zu beantworten! ich wartete auf Beweise Deiner Schuld — und mit Grund! hier ist der Brief."

„Sie warteten auf Beweise! rief Margarita, und Sie waren sicher, daß diese Beweise in Ihre Hände fallen würden!.... Anton, siehst Du denn nicht ein, daß dies ein Complot ist? Laß Severin kommen, befrage ihn in meiner Gegenwart! wer weiß, ob er nicht auch verleumdet wird."

„Welcher Mann ist brutal genug, um einer Frau ins Gesicht Dinge zu sagen, über die sie erröthen muß vor ihrem Gemahl?" sagte die Fürstin.

„O! versetzte Margarita, ich fürchte nicht die Brutalität; sie ist ehrlich. Aber gegen hinterlistige Lüge kann ich mich nicht vertheidigen; darum fürchte ich sie tödtlich."

„Soll das etwa heißen, daß ich lüge?" fuhr die Fürstin auf.

„Daß Sie belogen sind, entgegnete Margarita; Severin ist ein schwacher, eitler, und daher leicht zu bethörender Mensch".... —

„Lassen wir Severin! sprach die Fürstin nachlässig; Du scheinst Deiner Gewalt über ihn so gewiß zu sein, daß Du Dich immer auf ihn berufst, weil Du seine Aussage lenken zu können meinst. Graf Erberg ist die Hauptperson, deshalb suchst Du von ihm die Aufmerksamkeit abzuwenden. Nicht?"

„Margarita, nahm Fürst Anton das Wort, der einige Zeit schweigend und sinnend sich verhalten hatte; Du gestehst selbst ein, daß Du Severins Liebe geehrt, und großes Mitleid mit ihm gehabt hast; sieh! die Schwäche der Frauen ist so

groß, daß diese Ahnung und dies Mitleid ganz genügend sind, um sie zum Verrath ihrer Pflicht hinzureißen."

„O Herr und Gott! seufzte Margarita, welche gräßliche Dinge bürden die Menschen den schönsten Gefühlen, dem Mitleid und der Liebe, auf! Uebrigens, setzte sie rasch hinzu, verdrehst Du meine Worte, Anton! Das Mitleid ging bei mir der Ahnung voraus" .... —

„Deine Spitzfindigkeiten sollen mich nicht konfus machen," sagte er.

„Aber Ihr zwingt mich ja dazu! rief sie außer sich; Ihr entstellt die schlichte Wahrheit und dann wundert Ihr Euch, wenn ich das nicht zulassen will."

„Ferner leugnest Du nicht, daß es zwischen Dir und Erberg zu einer vollständigen Erklärung, und in Darmstadt .... zum Abschied gekommen ist; fuhr er kalt fort. Jezt endlich bekommst Du diesen Brief, der in dem Ton des tiefsten Einverständnisses und der glühendsten Leidenschaft geschrieben ist. Du giebst zu, daß Du mein Herz gekränkt hast, allein Du bereust es nicht .... so mächtig ist Deine sündhafte Liebe. Nun sage mir, was soll ich von Dir denken."

Margarita war in dem Lehnstuhl zusammen gesunken; ihre Hände lagen matt gefaltet in ihrem Schooß, ihr Kopf hing auf die Brust herab. Die fürchterliche Wahrheit von Allem, was ihr Mann ihr vorwarf, donnerte sie an, wie der Ausspruch eines höhern Richters. Sie stand mit ihrem Herzen nicht mehr den Menschen, sondern Gott gegenüber, und sie fühlte, daß nicht sowol jene, als dieser ihr zürnen durften. Denn Gott will die reine Gesinnung; die Menschen wollen nur nicht, daß eine That der Schuld begangen werde, und wenn diese ihr auch nur fälschlich vorgeworfen werden konnte,

so blieb doch immer ihre Gesinnung von heißer, tiefer Liebe für den Mann ihrer Freundin erfüllt. Und in diesem Gefühl einer ganz zerschmetterten Seele, welche von höherem Standpunkt aus die irdischen Verhältnisse betrachtet, und sie und sich um desto strenger beurtheilt, sagte sie:

„O! ich bin unwürdig und unglückselig."

Der Fürst und die Fürstin sahen sich einander an. Was wußten sie von den Qualen der Seele? was wußten sie von einer Schuld, die sich nicht in der tiefsten Region der Realität bewegt? was wußten sie von dem niederbeugenden Gefühl der Unwürdigkeit Gott gegenüber? Sie hörten in jenen Worten nur das Geständniß der Schuld, die sie begriffen. Fürst Anton, mit leichter Mühe etwas glaubend, was er kürzlich mit leichtem Sinn begangen, sagte mit einer Verachtung, zu der er auf keine Weise berechtigt war:

„Ehebrecherin!"

Und die Fürstin zerriß Ulrichs Brief, von oben bis unten, und warf ihn, wie der Scheriff den zerbrochenen Stab dem Sünder, vor Margaritas Füße. Dann verließen Beide schweigend das Zimmer — das freundliche, stille Zimmer, mit seinen heitern, buntblumigen Tapeten, in das die Sonne und der Himmel hineinlachten, das ganz voll Bücher und Spielzeug war, und das durch seinen unschuldigen Frieden einen schauerlichen Contrast mit diesem finstern, dämonischen Auftritt machte.

Als sie fort waren, stand Margarita auf, verschloß die Thür hinter ihnen, stürzte auf ihre Knie, und weinte die schweren, brennenden Thränen, die Gott denen schickt, welche geängstigten und zerschlagenen Herzens sind, und die Gott denen nicht zurechnen möge, welche sie erpressen.

Tonys Stimme an der Thür der Thurmtreppe gab ihrer Trostlosigkeit eine andre Wendung. Sie machte ihr hastig auf, nahm sie auf den Schooß, bedeckte sie mit Küssen und fragte sie unter strömenden Thränen:

„Tony, mein Engel .... hast Du mich denn auch recht lieb? Sprich, mein Herzenskind, hast Du mich noch lieb?"

Statt der Antwort schlang Tony ihre Arme um den Hals der Mutter und weinte bitterlich, wie zarte, weiche Kinder das wol beim Anblick fremder Thränen zu thun pflegen. Es war ein herzzerschneidendes Bild: eine Frau und ein Kind — beide in einer Agonie von Seelenschmerz.

„Weine nicht, Mama! weine nicht, bitte, bitte," sagte endlich Tony, und versuchte mit ihrem kleinen Taschentuch die Augen ihrer Mutter zu trocknen.

„Du hast ganz Recht, meine süße Tony, sagte Margarita und suchte sich zu fassen; wir wollen nicht mehr weinen. Wir wollen uns Beide recht lieb haben, und den lieben Gott bitten, daß er sich unser erbarme. Nicht wahr?"

„Ja liebe Mama! Tag und Nacht!" sagte Tony und faltete bereitwillig ihre Hände, mit jenem Ausdruck von himmlischer Einfalt, der ein Kindergesicht sublim macht.

„O Kinder! Euer ist das Himmelreich! rief Margarita. Tag und Nacht beten!.... ja, mein Kind, wenn ich das gethan hätte, so würd' ich jezt wol nicht zu weinen brauchen. Euch Unschuldige hat Gott lieb!"

„Dich auch, Mama!" versicherte Tony tröstend.

„Da hast Du wieder Recht, meine Tony! sagte Margarita, mit dem Kinde wie mit sich selbst redend. Er hat mich lieb, denn er will, daß ich an ihn denken soll .... mehr an ihn denken, als ich bisher gethan."

Ihr Blick fiel auf den Brief, der noch am Boden lag. Sie hob ihn auf und hielt beide Stücke an einander. Es schien ihr, als wär' er durch die Blicke besudelt, mit denen die Fürstin ihn gelesen. Sie küßte ihn, um durch ihren Athem und ihre Lippen die Entweihung abzuwischen. Sie fühlte eine glühende Sehnsucht ihn zu lesen, ihr Herz zu baden und zu stärken in diesem Strom von Liebe. Sie drückte ihn krampfhaft an Stirn und Brust; aber sie las ihn nicht. Sie zündete ein Licht an und hielt ihn in die Flamme, bis er als ein Häufchen Asche auf den Tisch fiel. Dann sammelte sie die Asche in ihrer Hand, trug sie zum Fenster, warf sie hinaus.... der Wind nahm und hob sie, hob sie immer höher, bis sie endlich wie im Himmel verschwand. Dann warf Margarita ihr mit dem Finger einen Kuß nach, und sprach halblaut:

„Ja, im Himmel! da ist alles Schöne geborgen, und die Liebe.... nur da!"

Hätten der Fürst und seine Mutter dies angesehen, sie würden die Achseln gezuckt und es kindisch und nutzlos gefunden haben. Wer ein Herz hat, fühlt vielleicht das unermeßliche Opfer heraus, welches Margarita brachte.

Darauf schickte sie Tony zu Minchen, und ging zu ihrer Mutter, wo sie bereits den Fürsten und die Fürstin fand. In der Frau von Ringoltingen vegetativer Existenz waren gewaltsame Szenen höchst widerwärtig, weil deren revolutionäres Element ihrem stabilen schnurstracks entgegen lief. Indessen nahm sie doch von Anfang an Partei für ihre Tochter, obgleich sie aus dem Bericht des Fürsten nicht Recht oder Unrecht ihr zusprechen konnte; sie verlangte nicht sowol für Margarita als für die Fürstin Thierstein alle mögliche Scho-

nung und Rücksicht, und stellte ihrem Schwiegersohn mit aller Beredsamkeit, die ihr freilich nur in geringem Grad zu Gebot stand, vor, welch ein häßliches Aufsehen eine Scheidung machen, daß auch auf ihn ein falsches Licht fallen werde, und dergleichen mehr, was ihn gar nicht überzeugte.

Margarita sagte, als sie eintrat: „Es ist mir lieb, meinen Mann und seine Mutter bei Dir zu finden, Mama, denn ich habe Dinge zu sagen, die von Euch Allen gehört werden müssen.“

„Eine Generalbeichte?“ fragte die Fürstin verächtlich.

Margarita sah sie von oben herab an, und sprach zu ihrem Mann: „Anton, unter der Last des Verdachts verstehe ich nicht zu leben. Es würde sich Haß und Erbitterung in mir festsetzen, und mich hindern meine Pflicht von ganzer Seele zu erfüllen, wie das doch mein aufrichtiger Wunsch ist. Ich bin unschuldig, denn Schwäche ist nicht Sünde; dies Bewußtsein könnte mir für meine Person genügen; aber mir als Mutter und Gattin genügt es nicht. Du darfst mir nicht aus Barmherzigkeit verzeihen, sondern Du mußt meine Unschuld anerkennen, mußt alle Schmähungen widerrufen, die man gegen mich erfunden, und die Du ohne Prüfung angenommen hast, mußt Severin zur Erklärung zwingen, daß er ein feiger Lügner ist“.... —

„Und wenn das geschieht, wozu wirst Du Dich entschließen?“ fragte er höhnisch.

„Dann bin ich nach wie vor Deine treue und gehorsame Frau.“

„Und wenn es nicht geschieht?“ fragte er mit ungeheucheltem Erstaunen.

„So nehm' ich Deine Tochter mit mir und verlasse Dein Haus."

„Welch ein Trotz! rief die Fürstin im höchsten Zorn darüber, daß Margarita die Initiative zu ergreifen wagte. Sie macht Bedingungen!"

„Ja, entgegnete Margarita, ich muß es! ich darf nur durch Erfüllung dieser Bedingungen hoffen, einen ehrenvollen Platz in der Familie einzunehmen. Würde nur eine oberflächliche Versöhnung zu Stande gebracht, so müßte ich beständig fürchten, daß man mir in einem Augenblick von übler Laune, oder von Unthätigkeit, oder von Verdruß, dasjenige vorwürfe, was ich heute habe anhören müssen, und was ich fest entschlossen bin, nicht zum zweiten Mal anzuhören."

„O! rief der Fürst, sei ganz ruhig! von Versöhnung, mit oder ohne Bedingung, ist zwischen uns nur dann die Rede, wenn Du klare Beweise Deiner Unschuld lieferst. Kannst Du das?"

„Ich kann Dir mein Wort geben. Gilt das nicht ebenso viel als das Deiner Mutter und Severins?"

„Margarita! rief der Fürst außer sich; wenn ich einen Funken von Reue bei Dir wahrnähme" .... —

„So würde Dich das in Deinem Irrthum bestärken, Anton! unterbrach sie ihn sanft; und wenn ich vor Dir jammerte und winselte, so würd' es aussehen, als wolle ich Dich durch meine Verzweiflung rühren und bestechen. Die ächte Reue, lieber Anton, klagt sich vor Gott an — nicht vor den Richtern."

„Gut! sagte er, ich sehe, Du hast Deine Partie genommen, in der Voraussetzung, Trotz und Frechheit für Unschuld gelten zu lassen. Ich bin nicht Deiner Meinung, ich lasse mich scheiden."

„Du läßt Dich scheiden?" sagte sie wehmüthig.

„Hast Du es nicht selbst vorgeschlagen? fragte er erbittert, und muß es Dir nicht sehr angenehm sein, daß Dich alsdann Niemand hindert, Erberg vom Pol oder vom Aequator zu Dir zu rufen .... wie er Dich darum bittet!"

Margarita schüttelte langsam und traurig den Kopf, und sagte: „Du läßt Dich scheiden? weißt Du denn auch, Anton, was Du thust? ich spreche nicht davon, daß Du muthwillig meinen Ruf zerstörst und meine Zukunft verdirbst, und daß ich erst zweiundzwanzig Jahr alt bin; aber Du zerreißt das Band zwischen Dir und Deiner Tochter. Das Kind geschiedener Eltern hat nur Herz für den Vater oder die Mutter. Je mehr es den einen Theil liebt, um desto gleichgültiger ist es für den andern. Kannst Du Dich zu einer solchen Gleichgültigkeit von Seiten Deines Kindes entschließen?"

„Ich werde es behalten!" sagte er sehr gleichgültig.

„O Du weißt wol, daß ich Ambrach eher an allen vier Ecken anzünden, als Tony ohne mich hier lassen würde!" entgegnete Margarita ruhig.

„Das fehlte noch! rief er; behalte immerhin Dein Kind! aus einem Mädchen mache ich mir nicht viel .... und weiß Gott, ob es mein ist."

Margarita zuckte schweigend aber empört die Achseln, und Frau von Ringoltingen rief: „Sie haben den Verstand verloren!"

„Gnädige Frau, entgegnete der Fürst brutal, Sie haben ihre älteste Tochter so schlecht erzogen, daß sie mit einem Schreibmeister davongelaufen ist; das ist keine Bürgschaft für die bessere Erziehung der jüngsten, und ich bin ein Narr ge-

wesen, mich mit einer Familie zu verbinden, in welcher dergleichen vorfallen konnte."

„Die Schuld eines thörichten Mädchens legt kein vernünftiger Mensch einer ganzen Familie zur Last, erwiderte Frau von Ringoltingen unbewegt. Margarita ist immer ihres Namens würdig gewesen — und Gottlob! Ringoltingen klingt ebenso gut als Thierstein; — und ich habe die Ueberzeugung, daß sie es noch jezt ist, und es immer sein wird."

„Ich danke Dir, Mutter!" rief Margarita, ihr die Hand küssend. Dann sagte sie zum Fürsten: „Meine Mutter glaubt an mich und Du thust es nicht."

„Deine Mutter nimmt aus mütterlicher Verblendung Deine Partie; das heißt noch nicht an Dich glauben!" versetzte er.

„Sie glaubt hauptsächlich an die Fürstin Thierstein! nahm jezt die Fürstin das Wort, an die reiche, vornehme, angesehene Frau, die, sobald sich ihr Mann von ihr scheiden läßt, arm, unbedeutend und unbemerkt sein wird, und die sehr gern ihre glänzende Stellung behaupten mögte — wie ihre Betrübniß über die Scheidung es verkündet."

„Sie vergessen, antwortete Margarita, daß ich sie zuerst vorgeschlagen habe — freilich nur für den äußersten Fall, für den Fall, wo fremder Einfluß meinen Mann zu seinem Nachtheil und meinem Verderben beherrscht. Uebrigens ist arm und unbemerkt zu sein, kein Unglück in meinen Augen, denn ich bin dadurch vor Neid und Verleumdung geschützt; unbedeutend aber kann ich nie werden, wenn ich es nicht jezt bereits bin; und wenn Sie meine Stellung als Fürstin Thierstein eine ehrenvolle nennen, so stimme ich vollkommen mit Ihnen überein — jedoch von Glanz hab' ich nie etwas

bemerkt, und ihn nie entbehrt. Ich bin wie ein armes Mädchen in dies Haus gekommen und werde es als arme Frau verlassen, sobald ich mich gezwungen sehe, den Staub dieser ungastlichen Schwelle von meinen Füßen zu schütteln; aber für seine Tochter und deren Erziehung muß der Fürst Thierstein sorgen, wie es sich für sein Vermögen und ihre Verhältnisse schickt. Das verlange ich, und mit Recht."

Fürst Anton starrte sprachlos seine Frau an, die er niemals so viel hatte reden hören. Die Fürstin sagte höhnisch:

„Diese Beredsamkeit ist eines Predigers oder Advokaten würdig." Beide wußten nicht, daß oberflächlichen Menschen immer der Wortschwall zu Gebot steht, und daß das Wort in tiefen, stillen Seelen nur durch Emotion nicht sowol geweckt als geboren werden muß.

Es blieb bei Margaritas Ausspruch. Ihr Mann fuhr fort, Beweise von ihr zu begehren, die sie nicht im Stande war zu liefern. Da besprach sie sich mit ihrer Mutter, und nach einigen schweren, trüben Tagen fuhr sie eines Morgens, ohne Abschied, mit Tony und Minchen, nach Baden-Baden, während Frau von Ringoltingen vor der Hand in Ambrach blieb, um die Rechte ihrer Tochter und ihrer Enkelin bei dem eingeleiteten Scheidungsprozeß, gegen den Geiz des Fürsten und den Haß der Fürstin zu vertheidigen.

In derselben Zeit wurde Idas und Valerians Hochzeit in Hochhausen festlich begangen, und an dem Tage, wo Margarita Ambrach verließ, trat Ulrich seine Reise an, ohne eine Ahnung von dem Umsturz aller Verhältnisse der geliebten Frau zu haben. Und doch wähnen Liebende, trotz Entfernung und Trennung, ein ganz besonderes Verständniß ihrer gegenseitigen Schicksale zu besitzen!

In derselben Zeit hatte Clotilde ihrem Mann erklärt, daß sich ihm endlich die frohe Aussicht auf Nachkommenschaft eröfne, und obgleich kein einziges Mitglied beider Familien daran zweifelte, ja sogar die Ueberzeugung hatte, daß Graf Ostwald nicht der Vater sei: so herrschte doch äußerlich eine allgemeine freundliche Theilnahme über diese ungehofte Neuigkeit.

So ist die Gesellschaft eingerichtet: von dem Mann hängt es ab, seine Frau vor der Welt rein oder verworfen darzustellen. Ein feiger, erbärmlicher Mann, wie Graf Ostwald, läßt sich durch das Vermögen seiner Frau bestechen, über ihr Betragen ein für alle Mal die Augen zu schließen und dessen Consequenzen gelassen hinzunehmen. Und ein schwacher, beschränkter Mann, wie Fürst Anton, hängt von dem boshaften Einfluß seiner geizigen Mutter ab, die das arme Mädchen haßt und beneidet, welches die Frau ihres reichen Sohnes worden ist; — und die Unschuldige geht wie eine Schmachbeladene aus seinem Hause. Das ist keine willkürliche übertriebene Annahme: wo ein reicher Mann ein armes Mädchen heirathet, da ist sie seiner Familie ein Dorn im Auge — das haben wir Alle zehn und zwanzig Mal gesehen! — da wird sie immer belauert, bemäkelt und scheelen Blicks angesehen; da kann sie nie dankbar genug für die Gnade ihres Mannes sein, der ihr ein Atlaskleid statt ihres Musselinkleidchens gegeben, und sie in einen Wagen gesetzt hat, während sie sonst zu Fuß ging; da wird sie verschwenderisch genannt, wenn sie gelassen seinen Reichthum genießt. Ist sie nun gar schöner, liebenswürdiger, geistreicher als die Familie des Mannes — hat sie Fehler und Schwächen, wie alle übrigen Menschen — steht zu ihrer Rechten kein imposanter, ehrfurchtgebietender

Vater, zu ihrer Linken keine dreiste, trotzige Brüderschaar: so wird Zwiespalt zwischen ihr und ihrem Mann gestiftet, und es gehört von seiner Seite seltene Liebe und Kraft dazu, um sie nicht vor den Anfeindungen seiner Familie erliegen zu lassen. Das ist wahr und traurig. Aber der melancholische Kampf des Guten und Bösen, und der häufige Sieg des Letztern ist nicht das Traurigste auf der Welt. Margarita von gemeinen Seelen geschmäht zu sehen, thut weh, doch es erbittert nicht und man entsetzt sich nicht. Sieht man aber die Heuchelei dermaßen zur Basis der Gesellschaft gemacht, daß gute, edle Menschen, wie Gräfin Erberg, Unica, Ulrich ihr huldigen, indem sie alle äußere Zeichen der Freundschaft für Clotilde beibehalten: so fragt man sich wol mit Entsetzen, was aus einer Gesellschaft werden soll, die demoralisirt genug ist, um die Heuchelei als Prinzip ihres Bestehens zu proklamiren, und von jedem Individuum das Opfer seiner Prinzipe, d. h. seines schlichten Gefühls für Recht und Unrecht zu verlangen. Clotilde soll den Schein bewahren, als stände sie im besten Vernehmen zu ihrem Mann; dann wird ihr Alles erlaubt — und diejenigen, welche wol wissen, daß es nur Schein ist, sollen sich nicht einfallen lassen, sie nach ihrer Herzensmeinung zu behandeln. Dann würde es heißen: „Welche Prüderie! benimmt sie sich nicht vortreflich gegen ihren Mann?“ Oder eine fromme Ermahnung: „Wir sollen das Beste voraussetzen, und keinen Stein auf unsern Nächsten werfen!“ — Würde Graf Ostwald der Nachsicht müde, ließe er Clotilde fallen — ach, wie würden die Steine fliegen!

Die Herrschaft der Heuchelei in der Gesellschaft würde unmöglich zu diesem Grad gestiegen sein, wenn sie nicht zugleich die über den größten und allgemeinsten Kreis des

Lebens gewonnen hätte. Daher das Nivellirungssystem! äußerliche Gleichheit für Alle! nur heimlich, nur im Stillen, nur hinterlistig, darf Einer größer werden wollen als die Uebrigen. — Daher die Passion für constitutionelle Verfassungen! die Regierung thut, was sie will, aber sie soll sich das Recht dazu nicht nehmen, sondern erbetteln; man giebt es ihr nicht, o nein! man sträubt sich sehr; man läßt es sich abschmeicheln und abkaufen. Abfodern darf sie nichts — erheucheln Alles. — Daher der eiserne Szepter des guten Tons, der sich schwer auf alle Schultern legt und ihnen seine Firma einbrennt, wofür dann derjenige, welcher mit ihr bezeichnet ward, als ein würdiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt wird. — Die moderne Civilisation kennt kein anderes Verbrechen, als das der brutalen Gewalt und des Ausbruchs mächtiger Leidenschaften, während in Zeiten, wo die rohe Gewaltthätigkeit aus ungeregelter Energie entsprang, grade die heutige Weise, aus Feigheit honet zu sein, mit Verachtung behandelt wurde. So stehen sich die Zeitalter einander gegenüber, verdammen was in ihrem Vorgänger zu verdammen ist, und Keines wähne, daß es besser sei als das Andere.

Noch eine Katastrophe.

Fürst Anton tobte und wüthete in Ambrach umher. Das verletzte Gefühl weiß sich immer würdig zu benehmen, und der Zorn der Liebe kann zwar in Barbarei, doch nicht in Gemeinheit ausarten. Der Zorn der verletzten Eigenliebe hingegen kennt keine Grenzen, und da Fürst Antons Eigenliebe wie die aller beschränkten Menschen maßlos war, weil sie aus imaginärer Vortreflichkeit entsprang und auf imaginäre Verdienste sich stützte: so verfiel er in unbeschreibliche Ausbrüche, wenn er sich lebhaft vorstellte, daß er hintergangen sei! Hätte er die Wahrheit gewußt, so würde er sich ungewöhnlich leicht getröstet, Margaritas Liebe eine romantische, eine sentimentale genannt, und dafür gesorgt haben, daß sie Erberg nicht wiedersehe. Eine Liebe zwischen Menschen, die durch hundert Meilen von einander getrennt waren, schien ihm sehr wenig gefährlich für seine eheliche Würde. Daß das Herz seiner Frau für ihn schlage, daß er ihre Gedanken wisse, ihre Gefühle theile, daß Einheit der Gesinnung zwischen ihnen walte, fand er unnütz und beschwerlich. Unnütz: denn die Ehe ist nicht eingesetzt, damit man sich Zärtlichkeiten sage, sondern damit auf regelmäßige Weise für eine Nachkommenschaft gesorgt werde; beschwerlich: denn man würde viel Zeit verschwenden, wenn man nach Lust und Laune einer Frau mit

ihr girren, sich um ihren Geschmack und ihre Wünsche bekümmern, oder gar sie um Rath fragen wollte. Bei diesen sultanischen Ansichten von dem Recht eines Gemals würde man sich wundern dürfen, daß Fürst Anton sich dennoch keinen Augenblick besann, das eines Andern zu beeinträchtigen, wenn es nicht bekannt wäre, daß Despoten nur zu ihren eigenen Gunsten der Regel einige Ausnahmen gestatten. Ferner, daß er, der von seiner Frau nichts als passiven Gehorsam begehrte, sich unbedingt von seiner Mutter leiten ließ. Es rührte daher, daß die Fürstin grade die Art von Verstand hatte, die er schätzte, weil er sie begriff: den Geschäftsverstand. Sie hatte als seine Vormünderin glänzende Proben davon abgelegt; das erkannte er mit Dank. Weil die Fürstin ein wachsames Auge über ihre Advokaten und ihre Pächter hatte, weil sie sich in keiner Geldangelegenheit um einen Kreuzer verrechnete, weil sie sich durch keine Pfiffigkeit überlisten und durch keine Schlauheit betrügen ließ, wo es ihren Vortheil galt: so hegte er eine tiefe Verehrung vor ihrer Menschenkenntniß und ihrem praktischen Sinn. Für Mutter und Sohn hieß die Nutzanwendung alles Verstandes: „Laß dich nicht betrügen!“ — Und jezt wähnte der Fürst betrogen zu sein durch seine eigene Frau! Die Demüthigung war allzu empfindlich! Er wußte gar nicht, auf wen er das ganze Gewicht seiner Rache sollte fallen lassen. Es schien ihm nicht genug, sich von Margarita zu scheiden, er wollte sich duelliren mit Ulrich, und Severin auf dem Fleck erschießen. Die Fürstin, der gar nichts daran lag, daß zwei fremde Männer bestraft werden sollten, indem ihr Sohn sein Leben aufs Spiel setzte, hatte die größte Mühe ihn von Duell- und Mordgedanken zurückzubringen. Das Aufsehen war ihm grade Recht! die Schmach

ward desto größer für Margarita! wenn ihretwegen Blut geflossen, sei das Maß ihrer Sünden voll, und dann werde Gott sie strafen! Endlich besiegte ihn die letzte Vorstellung der Fürstin: ein so elendes Geschöpf, wie Margarita, verdiene nicht, daß er ihr auf irgend eine Weise sein Leben opfere; im Gegentheil! er müsse es pflegen und erhalten, und sobald wie möglich darauf sinnen, eine andre bessere Frau aus einer besseren Familie zu heirathen. Da sei z. B. die Amélie Thierstein in Paris. „Die Mutter ist Wittwe, von ihr kommt das Vermögen, folglich werden sich nach ihrem Tode Heinrich und Amélie eine Million Franken theilen!“ rechnete die Fürstin ihrem Sohn vor. Und wirklich — er suchte sich zu fassen, um dereinst, Margariten zum Trotz, eclatant glücklich zu werden.

Ulrich reiste nach Warschau, nach Kiew, nach der Krim. Er wollte Rußland durchstreifen, dann nach Petersburg gehen und sich dort einer der Expeditionen anschließen, welche die Regierung fast alle Jahr um die Welt machen läßt. So warf er sich mit allem Aufwand von Kraft, Anstrengung, Zeit und Mühsal in den Strudel einer ungewissen Zukunft, nicht sowol um seine Leidenschaft zu bekämpfen, als um sie zu pflegen, und an ihr zu sterben, wenn er nicht durch sie leben konnte. Er hatte nicht die Energie, welche das zerschmolzene, glühende Metall der Leidenschaft in die feste, unzerstörbare Form des Charakters gießt und umprägt. Er ließ die wilden metallischen Wogen in sich gähren, fluten und wühlen, und gab ihnen all' seine Fähigkeiten gleichgültig hin. Er verschmähte jede Beschäftigung, er verachtete jede Arbeit, weil er fand, daß sie seine Kräfte nicht erschöpften; statt wenigstens einen Theil derselben anzuwenden, ließ er sie sämt-

lich brach liegen. Er hatte in diesen letzten drei Jahren des moralischen Marasmus alle Elasticität der Seele verloren. Die Begegnung mit Margarita hatte ihn berührt, wie das heiße Eisen des Arztes ein gelähmtes Glied berührt und zur Lebensthätigkeit weckt. Für den Augenblick war er gesund worden, und hätte er einer heilsamen Diät folgen können, so wär' er es geblieben. Er und Margarita frei!.... so war das Ideal des Glücks verwirklicht, welches er sein Lebenlang erträumt hatte, und dafür wäre ihm keine Anstrengung zu groß, zu schwer gewesen. Für eine geliebte Frau und geliebte Kinder hätte er sich geopfert, in jeder Beziehung, und für deren Wol und Zufriedenheit mehr geleistet, als er es jezt selbst von sich glaubte. Doch außerhalb eines solchen scharfbegrenzten Kreises war er ohne Haltung. Das Gefühl vagabondirte in ihm. Er dachte nichts als den einen Gedanken: Wenn sie frei wäre!

So lag er im Wagen und ließ sich fortrollen, blickte ohne zu sehen, hörte ohne zu verstehen, glitt an fremden Menschen, Städten, Ländern, Völkern wie eine Wolke an Wolken vorüber, und alle Besinnung, die ab und an in ihm auftauchte, wendete er dazu an, um sich zu befragen, ob er etwa schon reif für das Irrenhaus sei.

Endlich fiel ihm Etwas ein, was ihn wenigstens nöthigte seine Gedanken zu sammeln und zu ordnen, ohne ihn jedoch von seinem Gegenstand abzuziehen; er schrieb ein Tagebuch an und für Margarita. Er schrieb nicht sowol seine Eindrücke nieder, als die, welche er gleichsam in ihrer Seele empfing: was sie angeregt, was ihr gefallen, worüber sie nachgesonnen, was sie bemerkt, bewundert, beachtet hätte. Den allgemeinen Gegenständen und Zuständen gegenüber ver-

schwand er; nur Margariten allein gegenüber gelangte er durch die Liebe wieder zu seiner Wesenheit.

Es war ein schmerzliches Ereigniß für ihn, daß er in Odessa seinen treuen Louis verlor. Er hatte es sich nie eingestehen mögen, daß er durch Louis auf indirekte Nachricht — wenn nicht geradezu von Margarita, doch aus Ambrach gerechnet hatte. Er würde sich geschämt haben, Diener in seine Herzensgeheimnisse blicken zu lassen; dennoch konnte er es sich nicht ableugnen, wie lieb ihm Louis geworden, seitdem Minchen seine Braut war. Nun war der erprobte und ergebene Mensch todt, und Ulrich stand so traurig an seinem Grabe, als habe er seinen letzten Freund auf der Welt verloren.

In dieser Stimmung schrieb er einem alten Freunde, bei dem er jezt, auf seiner Reise, drei Tage in Breslau gewesen war:

„Lieber Ohlen! Du hast mir gesagt, Du kenntest die Lei„denschaft; aber sage mir, ob Du sie bis auf den Punkt ver„folgt hast — oder vielmehr ob sie Dich verfolgt hat bis zur „völligen Desorganisation oder Paralysirung Deines Wesens; „sag' mir, ob es nur meine unglückselige Eigenthümlichkeit, „oder die aller Gefühlsmenschen ist, sich von jener Boa um„schlingen und verzehren zu lassen. Es giebt Augenblicke, wo „ich mich gegen mich selbst empöre, wo ich um jeden Preis „ein Joch abschütteln mögte, das mir von meiner Schwäche „aufgebürdet wird; denn Andere, Stärkere als ich, schütteln „es ab. In einem solchen Augenblick bin ich jezt. Mein „ganzes Treiben kommt mir nichtswürdig und unmännlich „vor. Ich frage mich: giebts denn keine Ehre und Pflichten, „keine Verdienste und Auszeichnungen, keine Freunde und „Frauen auf der Welt, mit denen sich das Leben tüchtig, ver=

„ständig und sogar recht angenehm hinbringen ließe? Hab'
„ich nicht mein schönes Malans am schönen Rhein, allen Be=
„quemlichkeiten des häuslichen — wie allen Verfeinerungen
„des gesellschaftlichen Lebens genügend, ganz voll von Erin=
„nerungen an meinen Vater, der es liebte und schmückte, weil
„er dort ein Jahr mit meiner Mutter glücklich gewesen war?
„Bin ich nicht selbst mit einer schönen liebenswürdigen jungen
„Person verheirathet, der nichts als die Auffoderung fehlen
„mag, um die beste Gattin und die zärtlichste Mutter zu wer=
„den? Ist es nicht unbegreifliche Verkehrtheit oder wol gar
„sündhafte Verblendung so viel Elemente, um glücklich zu sein,
„zu besitzen, und sie nicht ordnen und beherrschen zu können,
„damit sich in der That ein festes, sicheres, abgerundetes Glück
„daraus gestalte? Sollte ich mich nicht kurz und gut fassen,
„mein Herz zusammen nehmen, meine Wünsche von ihrem
„rastlosen Umherschweifen heimberufen, meine unerreichbaren
„Wonneträume mit den erreichbaren, friedlichen Genüssen der
„Wirklichkeit vertauschen, und auf der Stelle aus der Fremde
„in die Heimath, von den Steppen am Don ins Rheingau
„und nach Hause gehen? Nach Hause, mein Alter! ist das
„nicht ein schönes Wort für einen schöneren Begriff? liegt
„nicht in der Enge der Häuslichkeit, in ihrer traulichen, heim=
„lichen, begnügten, und dennoch so weit verzweigten Wirksam=
„keit, zugleich der Grund= und der Schlußstein alles mensch=
„lichen Strebens? jedes andre lockert die Bande zwischen uns
„und unsersgleichen, weil es uns in unserm Egoismus isolirt,
„wenn auch Ruhmliebe, Wissenschaftseifer, Kunstleistung, so=
„gar Ehrgeiz von ihrer Menschenliebe, von ihrer Verbrüderung
„mit der ganzen Menschheit und ihren Anstrengungen für
„dieselbe prahlen Von all den theoretischen Menschenlieben,

„die Freundschaft zwischen Hottentotten und Esquimaux stif-
„ten, und Innigkeit zwischen Millionen bewerkstelligen, wäh-
„rend der Gründer Einzelne, Nahe, haßt und verachtet, und
„Neid und Scheelsucht in sich wuchern läßt — halte ich nicht
„viel. Die praktische, die St. Vincent de Paul antrieb, dem
„gemarterten Galeerensclaven die Ketten abzunehmen und sie
„an seiner Statt zu tragen — die begreif' ich, und ich meine,
„der Heilige müsse sehr glücklich gewesen sein, weil er sie be-
„sessen hat. Ich besitze nicht eine solche Kraft zur Auf-
„opferung, und die Wenigsten haben sie. Weil aber in uns
„keine Durchbildung möglich ist, wenn Nachsicht, Mitleid,
„Duldung und Opferwilligkeit nicht geübt werden, so ist uns
„dazu ein Kreis angewiesen worden, in welchem wir sie zu
„unserm eignen Glück und daher gern und leicht üben: näm-
„lich die Familie. Ja, mein Alter! Gott hat den Menschen
„ihre Schicksale leicht und lieblich geordnet! er stellt jeden von
„uns an die Pforte eines Zauberkreises voll solcher Macht
„und solcher Schönheit, daß der Egoismus darin seine häß-
„liche Gestalt verliert, indem er sich in ein Gefühl verwandelt,
„welches den Meinen gehört, aber nicht mehr meinem Ich.
„Da ist volle Befriedigung: im Opfer der Lohn, für die
„Mühe der Segen, neben der Sorge Trost, und neben der
„Arbeit Erholung. Statt nun ohne Umstände von die-
„sem Glück Besitz zu nehmen, suchen wir umher und
„besinnen uns, wen wir in dies Paradies einführen
„sollen, und unter Zehntausenden mag Einer sein, der nicht
„von Gott eine Eva nach eigener Vorschrift begehrt. Sieh!
„dies Begehren schleudert uns urplötzlich weit von der
„Pforte des Zauberkreises hinweg! Alles nimmt eine andre
„Gestalt an! der liebliche Kreis verwandelt sich in ein Gefäng-

„niß, wo unerträgliche Lasten und Drangsale uns erwarten,
„in eine Ruderbank, an welche zwei Unselige eisern geschmiedet
„sind, deren Qual durch die gegenseitige beängstigende, uner-
„quickliche Nähe in Marter verwandelt wird. Und Alles das,
„weil wir nicht oder zu spät der Frau begegnen, die wir
„grade uns zur Frau wünschen! Hätte Gott uns nichts ge-
„geben als gesunde Vernunft und Sinne, so würde das nie
„vorfallen, und jede verständige hübsche Frau würde unsern
„Anfoderungen entsprechen und sie befriedigen. Aber wir
„haben zu unserm Elend ein Herz, und das läßt sich nicht so
„geschwind abspeisen! ist es zu zart oder zu eigensinnig?
„genug, es verschmäht die schlichte Hausmannskost, und läßt
„sich verhungern nach Ambrosia. In diesem ewigen Hunger
„wird es matt. Mattigkeit des Herzens paralysirt das Ge-
„samt-Triebwerk des Daseins. Dahin bin ich gekommen.
„Verstehst Du das? ich meine nicht: hast Du darüber nach-
„gedacht? sondern: hast Du es gelebt? Antworte mir, wenn
„auch nur zwei Zeilen, nach Petersburg poste rest. Mich
„durstet nach dem Zuspruch eines Freundes. Und gehab'
„Dich wol."

Zuweilen tauchte ein grauenvolles Gespenst vor Ulrich auf: der Gedanke, Margarita liebe ihn nicht, oder nur so schwach, daß sie ihn leicht über Gott, ihr Kind und ihre Pflicht vergessen werde. Wenn sie ihn wirklich liebte, aus voller Seele und mit ganzem Herzen, hätte sie dann eisern auf Trennung bestehen, und den Abschied auf immer ertragen können? hätte sie ihm dann nicht eine Hofnung lassen müssen, wenn auch die schwächste und entfernteste nur? hätte sie ihm nicht auf seinen Brief eine Antwort, eine Versicherung, eine Verheißung, eine Ermunterung, irgend einen Zuruf senden

müssen, um ihm den trostlosen Wahn zu nehmen, daß kein Echo in ihrer Brust seine Klagen wiederhalle? — O! sie liebt mich nicht! war der Schluß der verzweifelten Recapitulation; und Melusine fiel ihm ein, die Margaritas Schwester war! und er fragte sich, ob nicht überhaupt Phantasie, Eitelkeit und Durst nach Emotionen das Weib zu sehr beherrschten, um nicht ihrem Herzen alle Gewalt zu entreißen.

Während er so in dumpfer Entmuthigung gegen Margarita frevelte, war sie bereits fern von ihrem Hause, von ihrer Heimat und von Deutschland. In Baden-Baden war sie nur lange genug geblieben, um verschiedene Sachen, Bücher rc. zu erwarten, welche ihre Mutter ihr nachschickte; dann war sie nach Vevay am Genfer See gegangen. Frau von Ringoltingen wollte sich wieder in Heidelberg etabliren, wo sie aus früherer Zeit Freunde und einen Kreis von Bekannten hatte; grade deshalb vermied Margarita Heidelberg. Ihr schien, daß Fürst Antons Benehmen gegen sie Jedermann ein Recht gäbe, sich von ihr zurückzuziehen; sie mogte sich Niemand aufdrängen, auch nicht früheren Freunden. Stolz und scheu, wie ein verwundetes Reh, floh sie in die Einsamkeit. Frau von Ringoltingen gab ihr ein Paar tausend Gulden, damit kam sie im Junius nach Vevay, und richtete sich ganz klein, ganz einfach ein.

Unmittelbar vor dem Thor der Stadt, nur durch die Chaussee nach Chillon und durch eine Reihe uralter Nußbäume vom See geschieden, liegt ein weißes, freundliches Haus, dessen Rückseite ein geräumiger Obst- und Küchengarten begrenzt. Es ist das Besitzthum einer Gärtnerfamilie, von der drei Generationen es patriarchalisch zu gleicher Zeit bewohnen. Die obere Etage dieses Hauses bezog Margarita;

eine kleine, bequeme, freundliche Wohnung, Sonne rundum, reine Luft, liebliche Aussicht: auf der einen Seite Gärten und Campagnen und Weinberge bis Montreux hinauf, über welches die Dent de Jaman sich erhebt; auf der andern der Leman, aus dem die Felsen von Meillerie drüben auf dem Savoyischen Ufer schroff emporsteigen, und sich an die wildzackige, mit ewigem Schnee bedeckte Dent du Midi hinziehen — eine der großartigsten und malerischsten Ansichten am Genfer See. Durch den Banquier, an den sie sich aus Heidelberg als Frau von Thierstein hatte empfehlen lassen, blieb sie in genugsamer Verbindung mit einer Welt, von der sie nichts begehrte, als was für Tony nützlich war: einen oder den andern Lehrer und kleine Spielgefährtinnen. So lebte sie einsam mit ihrem Kinde, wie in Ambrach, aber nur unendlich viel glücklicher — denn sie war frei!

Der Mensch ist leicht geneigt, die Freiheit zu mißbrauchen, wenn er lange in einem Zustand drückender Abhängigkeit gelebt hat. Seine Fähigkeiten und seine Eigenthümlichkeit schnellen um desto gewaltsamer in die Höhe, je mehr sie niedergehalten worden sind, und der Triumph des Freiheitsgefühls springt rasch in Uebermuth und Ausgelassenheit um. Man mögte Alles erproben, Alles versuchen, Alles erfahren, Alles üben, und je enger der Spielraum war, den ein fremder Wille uns gestattete, um desto weiter stecken wir uns selbst die Grenzen ab. Doch Margarita gerieth nicht in diese Versuchung! die tiefe Demüthigung, die sie so eben erfahren, machte sie mißtrauisch gegen sich selbst. Wenn es möglich war, die unbefangenste, unschuldigste Handlungsweise, wie die ihre gegen Severin, sträflich zu deuten, und für diese Deutung Glauben zu gewinnen: wie mußte sie sich hüten, um nicht

durch Unbesonnenheit neuen Kränkungen sich auszusetzen. Ueberdas hatte sie jezt allein alle Verantwortung für die Erziehung ihrer Tochter übernommen, und sie wußte zu gut, welch eine hohe, ernste Pflicht das sei, um nicht die strengste Rücksicht darauf zu nehmen. So hatte sich der Horizont ihres Lebens mehr erweitert, als erheitert; aber diese Erweiterung, dieser Aufruf zur Selbständigkeit, dieser Sporn zur Entfaltung, dieser Antrieb, den weiteren Spielraum genügend auszufüllen, gewährt größere Befriedigung, als der Genuß eines bequemen Glücks.

Dennoch kam Margarita sich selbst keinesweges glücklich vor, denn sie liebte Ulrich und sie war von ihm getrennt. Zuweilen fiel ihr wol ein, daß er ihr gesagt hatte, er sei frei; doch wenn sie darüber nachdachte, so schien ihr das weiter nichts, als eine sophistische Behauptung, welche die Leidenschaft so gern aufstellt. War Ulrich wirklich frei, so würde er sie aufsuchen, dereinst, sobald er von der Wendung ihres Schicksals Kunde erhielte. Kam er nicht, so war er nicht frei. Dies war ihre unerschütterliche Ueberzeugung. Sie fühlte sich so würdig einer unwandelbaren Liebe, daß ihr nie einfiel, Ulrich könne sie vergessen. Darum war Trauer ohne Bitterkeit und Entschlossenheit ohne Troz in ihrer Seele; und wenn sie sehnsuchtsvoll weinte, wie ein Mensch, so glaubte und hofte sie doch lächelnd, wie ein Engel.

Auch Unica bemühte sich, zu hoffen, aber ihre Hofnung war, wie eine mühsam gepflegte Pflanze aus fremder Zone, und nicht wie die Blume des heimischen Bodens. Ihre Hofnung nährte sich nicht von Ueberzeugung, und daher kränkelte sie. Als Unica im Lauf des Sommers Margaritas Scheidung erfuhr, verfiel sie in den bittersten Haß gegen die Arme;

sie zweifelte keinen Augenblick, daß Fürst Anton genügende Gründe habe, und sie dankte Gott, der Ulrich an die Küsten des schwarzen Meeres geführt und ihm den Entschluß eingegeben hatte, Europa zu verlassen. Ulrich in Mühen und Drangsalen, über dem Ozean schwebend, durch Wüsten pilgernd, einsam und niedergeschlagen — war ihr kein so schmerzliches Bild, als Ulrich glücklich bei und durch Margarita. Im Oktober bekam sie einen Brief von ihm aus Petersburg, worin er ihr sagte, es sei bereits zu spät im Jahr für seine große Seereise; er verschiebe sie bis zum nächsten Frühling, und gehe von hier mit einem alten Stockholmer Freunde für den Winter nach Schweden. Dieser Brief war ihr ein Labsal! sie sah daraus, daß Ulrich in keiner schriftlichen Verbindung mit Margarita stand, sonst wär' er von ihrer Scheidung benachrichtigt gewesen, und dann hätte ihn nichts in der Welt abgehalten, auf die seine zu dringen. Uebrigens war der Brief zu kühl und zu nüchtern, um von einem andern Beweggrund diktirt zu sein, als von dem ihr gegebenen Versprechen, ihr ein oder zwei Mal im Jahr Nachricht von seinem Leben zukommen zu lassen. Das konnte Unica sich nicht verhehlen. Sie seufzte tief; doch Ulrichs Unwissenheit tröstete sie.

Ulrich hatte in Petersburg außer dem Baron Schildenstern, mit dem er nach Stockholm zu gehen beschloß, einen Brief von Ohlen gefunden, der ihm schrieb:

„Mein Alter! Daß wir ein Herz haben, ist kein Elend; „aber es ist ein großes, wenn wir's nicht auf dem rechten „Fleck haben. Mir däucht, das ist etwas Dein Fall. Doch „ich kann mich darin irren. Kein Mensch versteht eine andre „Herzensangelegenheit, als die seine — und auch die nicht

„immer, und nicht Jeder. Wer die seine versteht, beurtheilt
„nach ihr alle andern, und hat immer Lust, bei einem frag=
„lichen Zustand zu rufen: Macht es wie ich! — oder auch:
„Macht's nicht wie ich. Das ist aber grundfalsch. Keiner
„kann es genau so machen wie der Andre. Er muß es auf
„seine eigene Hand versuchen. Er muß einen Weg für sich
„finden, und wenn er ihn erfinden sollte! Es scheint mir,
„als hättest Du dazu keine Lust; als taumeltest Du mehr, als
„daß Du besonnen gingest; als bliebest Du unter den brau=
„senden Katarakten der Leidenschaft stehen, ohne auch nur
„einen Schritt seitab von ihrer Betäubung zu thun. Darum
„sagt' ich, Du habest das Herz nicht auf dem rechten Fleck.
„Du mußt wissen, ob ich darin Recht oder Unrecht habe. Ich
„hoffe, Dein Brief hat nicht die Frage an mich sein sollen:
„Was soll ich thun? Wie soll ich's machen? — denn das
„müssen wir aus uns selbst heraus wissen und kein Freund
„bringt es uns bei. Ich nehme Deinen Brief für einen
„Schrei des Schmerzes an, wie er wol dem Stärksten abge=
„preßt wird, wenn man an ihm eine schwere chirurgische Ope=
„ration macht. Glaube mir! er hat Wiederhall in mir ge=
„funden! mir thut die Brust weh von dem Schrei, den ich
„nicht ausgestoßen habe. Tröste Dich! ich schweige nicht aus
„Kraft: ich habe nur den Tetanos, sobald der Schmerz mich
„packt. Es war ein seltnes seltsames Zusammentreffen, daß
„ich zugleich mit Deinem Brief einen von Mario Mengen
„bekam. Auch Mario, dieser Mensch von Erz, ist gebeugt.
„Das hat nichts zu sagen! er wird sich aufrichten und bald,
„aber — mit weißem Haar; verlaß Dich drauf. Er hat eine
„geliebte und liebende Frau verloren, nicht durch den Tod,
„nicht durch Treulosigkeit, und doch — wo möglich — noch

„unwiderruflicher, durch geistige Untreue, mögt' ich sagen.
„Sie hat ihn geliebt, sie liebt ihn nicht mehr, sie geht ins
„Kloster. Es giebt merkwürdige Frauen, und diese Faustine
„war eine der merkwürdigsten. Ich habe nie etwas Aehn=
„liches gesehen. Ihre Wünsche waren unbestimmte Geheim=
„nisse, denn sie begehrte vom Menschenschicksal mehr, als es
„geben kann, und sie suchte das Glück, das sie ewig träumte
„und nie genoß, bis auf den Grund aller Dinge. Daher
„warf sie sich mit Entzücken an neue Gegenstände und unge=
„wöhnliche Ereignisse: so in Marios Arme, so ins Kloster.
„Sie war engelhaft schön und zauberhaft anmuthig; was
„half es ihr, was half es ihm! Ist das nicht eine trotz aller
„Pracht unglückselige Organisation? und ich frage Dich: haben
„nicht die meisten Frauen, in dem Maß, wie sie reicher begabt
„sind, einige Aehnlichkeit mit Faustinen, besonders den rasen=
„den Durst nach Emotionen? Eine gewöhnliche, gute, trockne
„Hausfrau mögen wir nicht, sie gähnt uns an, sie langweilt
„uns, wir lassen sie sitzen, in der Kinderstube, bei Wasch= und
„Küchenzetteln, am Spieltisch, an der Toilette — wo sie will!
„Und eine geistvolle, phantasiereiche, fliegende, bezaubernde
„Frau, die uns immer anregt, immer entzückt, die uns durch
„tausend Mittel fesselt, und uns durch aber tausend vor
„Ueberdruß bewahrt: die langweilen wir, und sie läßt uns
„sitzen. Die Betrachtung machte ich, nachdem ich Marios
„Brief gelesen, und sie hielt mich ab, aus voller Seele in
„Deinen Hymnus über das Haus und die Familie einzustim=
„men. Ich weiß wol, daß es Ausnahmen giebt, daß Frauen
„Flügel haben können, ohne mit ihnen fortzufliegen, und daß
„sie sie nur brauchen, um nicht auf der schlammigen Erde zu
„gehen. Ich habe eine solche Ausnahme gekannt, und daher

„glaub' ich, daß es deren noch einige geben kann. Aber sag'
„mir, hast Du die durch Erfahrung bewährte Zuversicht zu
„der Frau, die Du liebst, daß sie zu den Ausnahmen gehört?
„ich sage, die bewährte, durch Zeit und Umstände erprobte —
„nicht die blinde Zuversicht der Leidenschaft. Könnte es Dir
„nicht gehen wie Mario? Ach, Freund! ein irdisches Haus
„ist leicht zu zertrümmern! schleicht kein menschlicher Rival
„hinein, so naht ein göttlicher, und es ist nun einmal für
„jeden Rival zu eng. Mein Alter! Du wirst mir den
„Skeptizismus nicht übel nehmen. Es ist die elende Manier
„der Freundschaft, die Liebe verdächtigen zu wollen. Kehre
„Dich nicht an mich! mich tröstet die unendliche Seltenheit
„des Glücks auf der Welt dafür, daß ich es nicht gefunden
„habe. Ich suche es nicht mehr und bin ruhig — sogar zu=
„frieden. Wollt' ich noch umhersuchen, so würd' ich mich
„abängstigen und davon matt werden. Ich habe nicht die
„Ermattung abgewartet, um das Suchen einzustellen. Von
„dem Augenblick an, als eine große Liebe für mich ohne ir=
„dische Zukunft und nichts war als ein Geheimniß zwischen
„mir und Gott — da sagt' ich zu mir selbst: Genug! in
„mir, außer mir — ich hab' genug! nichts genügt dem Men=
„schen, als Alles oder Nichts! — Das prägt' ich mir ein.
„Kannst Du nicht ein Gleiches thun? Da bin ich doch bei
„dem Wort angelangt, das ich vermeiden wollte. — Ich hoffe,
„Du findest einen vernünftigen Gedanken in diesen Zeilen,
„nämlich den, daß ich Dein Freund bin und bleibe. Julian
„Ohlen."

Dieser Brief regte aufs Heftigste Ulrichs Zweifel an Margaritas Liebe auf. Es ging ihm grade wie Mario, wähnte er: er kämpfte, wie Mario, gegen einen göttlichen

Rival, und wahrscheinlich eben so vergeblich. Frauen müssen nur Gefühl haben, rief er, und nur nach den unmittelbaren Eingebungen ihres Herzens handeln. Verpflanzen sie die primitiven Empfindungen aus dem Herzen in den Kopf — verwandeln sie ihre Gefühle in Ideen — formeln sie sich nach diesen Ideen Grundsätze für Tugend und Pflicht — so werden sie kalt, hart und streng, und Margarita lebt wahrscheinlich ruhig und friedenvoll, während ich umherirre wie im Exil. Bitter und mißtrauisch gestimmt, langte er in Stockholm an. Aber beständig verdrängte der Ausdruck von Wahrheit und Einfachheit in Margaritas Erscheinung, wenn er sich ihr holdseliges Bild lebhaft vor Augen führte, die beängstigenden Zweifel. Und in dieser Zuversicht und diesem Glauben setzte er sich plötzlich hin und schrieb ihr all' seine Aengste, seinen Gram, seine Besorgnisse, und beschwor sie um ein Wort der Beruhigung und Ermunterung.

Als dieser Brief in Ambrach anlangte, wollte die Fürstin ihn unbefangen erbrechen; doch der Fürst sprach finster:

„Das wäre eine Infamie! sie ist nicht mehr meine Frau — möge sie mit dem Teufel correspondiren! mich geht's nichts an."

„Gut, mein Sohn, erwiderte die Fürstin, so will ich nur die Adresse für sie verändern."

Aber hämisch ließ sie von Jean, der jede Handschrift nachzuahmen verstand, mit Margaritas Hand darauf schreiben: Wird nicht angenommen; — und darauf den Brief nach Stockholm zurückgehen. Die Adresse desselben nach Ambrach hatte ihr bewiesen, daß Ulrich und Margarita bisher nicht correspondirt hatten, und sie ergriff freudig eine Maßregel, welche Beiden weh thun mußte, und wenigstens Margarita

um eine frohe Stunde brachte. Doch diese ahnte nichts von dem Brief und seinem Schicksal. Allein, hätte die Fürstin erfahren, welche Wirkung seine Rückkehr auf Ulrich machte, mit welcher namenlosen Schadenfreude würde sie nach Margarita hinübergeblickt haben!

Ulrich hatte genau den Tag berechnet, der ihm die Antwort bringen sollte, und Margariten zu derselben nur grade vierundzwanzig Stunden Zeit gelassen. Sie mußte ihm auf der Stelle antworten, sobald nur ein Funke — nicht einmal von Liebe, nur von Theilnahme, nur von Barmherzigkeit in ihr wachte. Je näher dieser Tag kam, desto unsicherer ward er. Er rechnete sich vor, daß in der üblen Jahreszeit die Ostsee ein großes Hinderniß für pünktlichen Briefwechsel sei; und als der Tag da war, wiederholte er sich wol hundert Mal, daß und weshalb heute kein Brief kommen könne. Dennoch verließ er nicht das Zimmer, obgleich er unausgesetzt so wüthendes Herzklopfen hatte, daß er momentan starr und ohnmächtig da saß. Plötzlich, gegen Abend, trat ein Diener ein und überreichte ihm einen Brief. Es flimmerte ihm vor den Augen, die Hand, mit der er den Brief nahm, ward ihm steif und schwer; die Ueberraschung, die Freude, die seligste Gewißheit, stürzten sich blendend, betäubend, donnernd über sein Herz. Endlich, endlich ward er seiner Sinne mächtig genug, um den Brief anzusehen. Als er das gethan, stieß er einen lauten Schrei aus. Dann untersuchte er ihn genau, mit einer Pünktlichkeit, die das Blut in seinen Adern erst siedend, dann eisig fließen machte. Darauf betrachtete er die drei Worte von Margaritas wolbekannter Hand: Wird nicht angenommen.

„Wird nicht angenommen! murmelte er vernichtet;

wolan! so fahre das Herz zur Hölle, das ihrer noch gedenken mögte."

Er schleuderte den Brief ins Feuer. Da trat Baron Schildenstern ein.

„Nun kommen Sie, mein Lieber! sprach er; nun sollen Sie die erste Desdemona der Welt hören. Die Malibran singt nicht schöner als Alantha Rosencron."

„Voyons cela!" sagte Ulrich und ging mit Schildenstern in die Oper.

Anomalie.

Es war ein Jahr später, und wieder in Stockholm, Abends, in einem Zimmer, das nur durch einen Kaminofen erhellt ward. Eine Frau ging auf und ab, mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Kopf. Man hörte nichts, als das Knistern des großen muntern Feuers, und das Schleifen ihres Kleides auf dem Teppich. Zuweilen setzte sie sich in einen Lehnstuhl neben dem Ofen, und streckte die Füße vor sich hin, so daß diese vom Feuer gewärmt wurden — schlanke, geschmeidige Füße mit kräftiger Biegung, in Stiefeln von schwarzem Atlas.

Plötzlich trat ein Diener ein, und meldete den Grafen Erberg.

„Führen Sie ihn herein! und Licht, Albrecht!" sagte die Frau.

Im Vorzimmer brannte bereits seit zwei Stunden eine Lampe, und bewies, daß Albrecht längst auf diesen Befehl gewartet hatte.

Ulrich folgte der Lampe auf dem Fuß, und er und Gräfin Ilda Schönholm grüßten sich gegenseitig mit so viel Neugier, als der gute Ton kaum gestattet. Diese Neugier war keineswegs wolwollender Art. Ilda hatte im Spätherbst auf einem rheinischen Dampfboot Unica kennen lernen, die nach Vaudemont zur Taufe von Idas erstem Kinde reiste, und einige Tage mit ihr in Cöln zugebracht. Die kurze Zeit genügte Unica, um sich für Ilda zu passioniren, und diese interessirte sich lebhaft für die schöne junge Frau, die so ungewöhnlich traurig war, und die ihr auch theilweise ihr trübes Verhältniß zu ihrem Mann anvertraut hatte. Als sie erfuhr, daß Ilda für den Winter nach Stockholm gehe, drang sie ihr einen Brief für Ulrich auf, damit dieser ihre Bekanntschaft machen könne, obgleich Ilda versicherte, ihr sei gar nichts an der seinen gelegen, weil sie nichts Langweiligeres kenne, als einen bezaubernden Dandy.

„Er ist bezaubernd, aber kein Dandy!" sagte Unica.

„Wie? Diese Schlaffheit, diese Unthätigkeit, diese Umhertreiberei, dieser Leichtsinn, dies Sichanbetenlassen, diese romaneske Schönheit: das Alles sollte keinen Dandy zusammensetzen?" rief Ilda.

In Stockholm, wo sie bereits seit vierzehn Tagen angekommen war, erfuhr sie durch ihren Vetter, einen muntern

Gardelieutnant, daß Graf Erberg seit einem Jahr in den Fesseln der Opernsängerin Alantha Rosencron liege, und nur für sie lebe. Ilda war äußerst scandalisirt, daß ein Mann von Erbergs Alter und Verhältnissen sich von seiner Frau trennen könne, um sich mit einer Schauspielerin zu affichiren, da die Region des Theaters diejenige zu sein pflegt, der Zwanzigjährige oder Greise ihre Huldigungen darbringen. Sie hatte sich erst heut entschlossen, Unicas Brief abgeben, ohne weder ihre Wohnung, noch die Stunde, wo sie zu Hause sei, bemerken zu lassen. Sie glaubte, Ulrich werde nicht kommen. Aber er kam, obgleich er durch Unicas Lobpreisungen mißgestimmt gegen Ilda war.

Nun saßen sie sich einander gegenüber, machten die insipide Conversation der ersten Bekanntschaft, und betrachteten sich aufmerksam. Ilda dachte: Nein, guter Himmel! dieser lange, gelbe, magre, traurige Mann sieht nicht aus wie ein Dandy!.... aber bezaubernd — und noch dazu bezaubernd für seine Frau und eine Opernsängerin — sieht er warlich noch weniger aus! er hat nicht Kraft genug für die Leidenschaft.

Ulrich, der sich in Unicas Augen allmälig bis zur Schönheit erhoben hatte, sah grade aus, wie damals nach dem Nervenfieber, als er ihr so sehr häßlich vorkam, nur bedeutend älter. Seine feinen, glatten, schwarzen Haare waren sehr dünn, und an den Schläfen mit einzelnen weißen vermischt; die Farbe krankhaft, gelbfleckig, wie bei Leberleiden. Die nervose Beweglichkeit der Lippen, die tiefen Falten, die von der Nase zum Mund herabglitten, und besonders die tiefliegenden, guten, sanften, traurigen Augen zeigten, daß nicht Krankheit allein hier gewüthet hatte.

Er sieht zergrämt aus! dachte Ida nach einiger Zeit.

Ulrichs Neugier war ebenso schnell in Theilnahme übergegangen als Idas. Er hatte viel von ihr sprechen hören, bald lobend, bald tadelnd, all' ihre Bücher gelesen und sich danach ein Bild von ihr gemacht, das jezt gar nicht mit dem Original übereinstimmte. Er besaß Geschmack und Einsicht genug, um nicht blindlings eine Frau, die ein Buch geschrieben, für eine Karikatur an Leib und Seele zu halten; aber unwillkürlich hatte er die großartige Erscheinung der Staël mit ihrem Geist, ihrer Leidenschaft, ihrer Eitelkeit, ihrer Güte, ihrer Phantasie und Exaltation, zum Typus einer Schriftstellerin gemacht, und Ida in eine deutsch erzogene Staël verwandelt. Keine Spur davon! Ruhig und einfach, sicher ohne Troz, nachlässig ohne Affectation, gleichgültig gegen den Eindruck, den sie machte, gab sie sich nicht die geringste Mühe, um bemerkt zu werden. Verschmähte sie die kleinen Mittel, um Effekt zu machen; oder fand sie das Ziel zu gering für Bestrebungen dieser Art; oder hatte sie das intime Bewußtsein einer Ueberlegenheit, die Viele verscheucht, und Einzelne, Wenige anzieht — aber unwiderstehlich anzieht, wie der Magnet das Eisen; — oder das Alles zusammen: genug, nicht ein Wort, nicht eine Sylbe, nicht die entfernteste Andeutung verrieth ihr Talent und ihre gewohnten Beschäftigungen. Aber grade diese übernatürliche Gleichgültigkeit für fremdes Urtheil über ihre Erscheinung, unterjochte weit mehr, als die Bemühung, ein günstiges zu verdienen oder zu rechtfertigen. Jeder war geneigt eine Ueberlegenheit anzuerkennen, die sich Keinem aufdrängte, und die Manchem die kleine Genugthuung ließ, sie, sich selbst gegenüber, zu bezweifeln. Inoffensive Sicherheit wird belächelt; offensive gehaßt. Wer Zuversicht zur eignen Kraft hat, muß Andern dann und wann seine

Mittel und seine Waffen zeigen; hat er keine, so zuckt man die Achseln über ihn; verletzt und verwundet er, indem er sie zeigt, so macht er sich nutzlos Feinde. Nur defensive Sicherheit imponirt.

Ilda trug ein schwarzes Sammetkleid. Nach dem Stoff hätte man schließen dürfen, es müsse ein Schlafrock oder ein Gesellschaftskleid sein; aber der Schnitt machte es zu ihrem Hauskleide, und Manschetten und Collerette von glattem Batist, ohne Spitzen oder Stickerei, und schwarze Ohrgehänge und Nadeln mit schwarzen Knöpfen, die ihr Haar aufsteckten, machten es zu dem, was es sein sollte, zum Traueranzug. Sie war nicht schön; aber wenn Gleichgültige sie sahen, so dachten sie: Sie muß wunderschön gewesen sein! und wem sie Interesse einflößte, dachte: Sie muß wunderschön sein können! — Bei einer oberflächlichen Unterhaltung sah sie freundlich oder ernst, jedoch immer ruhig aus; schwieg sie, so zogen sich die Gedanken so tief in ihre Seele zurück, daß sie nicht nur nicht geistreich, sondern beinah geistlos, wie alle Zerstreuten aussah; nur wenn sie von Dingen oder mit Menschen sprach, die sie interessirten, so belebte sie sich und entfaltete die ganze Pracht einer Natur, der kein Reichthum und keine Schönheit fehlt, und der zugleich alle Macht des Geistes und alle Grazie des Weibes zu Gebot steht.

Wie sie jezt dasaß, in dem stillen, matterleuchteten Gemach, in dem Trauergewand, das zugleich fremdländisch und nonnenhaft aussah, den tiefen und langen, suchenden, fragenden Blick auf Ulrich geheftet — dachte er:

Sie sieht aus wie der Genius der Einsamkeit.

Er fragte, ob sie den Winter in Stockholm bleiben und die Gesellschaft besuchen werde?

„Ich bleibe, antwortete sie, doch wahrscheinlich ohne Gesellschaft! Ich empfing die Nachricht von dem plötzlichen, ganz unerwarteten Tode meiner Mutter in der Schweiz, als ich eben nach Rom zurückgehen wollte; da reis'te ich statt dessen hieher."

Ulrich sah sie fragend an, als sie schwieg. Die Reise nach Stockholm schien ihm nicht dadurch motivirt. Ilda sagte:

„Sie meinen, es sei natürlicher zu ihrem Grabe zu gehen? Das ist nun so verschieden! es zog mich hieher, weil hier der einzige Mensch lebt, an den ein nahes Familienband mich knüpft: der Bruder meiner Mutter, ein alter verwittweter General, für den ich sonst nie eine andre Empfindung als die gewöhnliche für einen solchen Verwandten gehegt habe, und der mir jezt, ich kann nicht sagen wie werth geworden, blos weil er das lezte Glied der blutsverwandten Generation ist. Er kommt mir vor wie mein natürlicher Beschützer gegen Alter und Tod; wenn er, mein lezter Vorgänger im Leben, gefallen sein wird, so kommt die Reihe an mich. Sehen Sie, welche egoistische Kleinlichkeiten in unsern Gefühlen!" sezte sie mit einem halb verachtenden, halb bedauernden Ton hinzu.

Sie hatte noch einen Grund zu ihrem Aufenthalt in Stockholm. Der General besaß kein Vermögen, lebte nur von seiner Pension. Sie wollte ihn bewegen die Hinterlassenschaft ihrer Mutter, nicht sowol für sich als für seinen Sohn anzunehmen, und sie hofte, wenn er sie näher kenne, werde er aus Freundschaft für sie seinen Stolz überwinden, und nicht das Anerbieten ihrer Freundschaft als ein Almosen zurückweisen. Sie hatte Vermögen genug, um das Erbe ihrer Mutter unbedeutend zu finden, während es für ihren Vetter ein Schatz

war, und seine Heirath mit einem geliebten, aber ganz armen Mädchen beschleunigen durfte.

Ulrich fragte, ob die Zurückgezogenheit ihr auf die Dauer nicht ungenügend und lästig werde.

„O ja freilich! rief sie; aber die Gesellschaft auch.“ Sie lachte unbefangen.

„Gnädige Gräfin, versetzte Ulrich, Sie vertheilen auf ungewöhnliche Weise Ernst und Scherz! Sie belächeln des Menschen tiefstes Leid, und Sie betrauern seine kleinen Schwächen!“

„Ich betraure das, was ihn klein macht, was seinen Gefühlen die Stärke, und seinen Handlungen die Wahrheit nimmt: den Egoismus! entgegnete Ilda; und ich lächle über sein tiefstes Leid, wie Sie es nennen, weil es aus kindischer Unruh entspringt.“

„O! rief Ulrich beinah heftig, mit einem solchen Blick darf der Schöpfer auf seine Geschöpfe herabsehen, doch kein Mensch auf den Nebenmenschen!“

„Ich sehe auf Niemand herab, Herr Graf, erwiderte Ilda gelassen, nicht einmal auf mich; ich begnüge mich mir selbst grade in die Augen zu sehen, und danach urtheile ich. Einzelne seltne große Erscheinungen können dabei zu kurz kommen; aber auf Ausnahmen passen überhaupt keine allgemeinen Ansichten; jedoch der Masse der Menschen, der ich angehöre, thue ich kein Unrecht, wenn ich sie nach meinen, an mir selbst gemachten Erfahrungen beurtheile.“

„So sind Sie wenigstens sehr streng gegen Sich und Andre.“

„Ich hätte wieder Lust zu lachen, aber Sie werfen mir vielleicht wieder meine Munterkeit vor!“ sagte sie, und es

legte sich eine so liebliche Heiterkeit in ihre schönen mächtigen Augen, und auf Mund und Wangen, daß Ulrich rief:

„Lachen Sie, gnädige Gräfin! aber sagen Sie mir, weshalb.“

„Darum: wenn ich ruhig die Dinge betrachte, ohne in sie verwickelt und durch sie betheiligt zu sein, so spreche ich klar, verständig, überlegt, ernst, beinah weise; kurz: wundervoll! Bin ich aber hineingemischt mit meiner Persönlichkeit, d. h. mit meinem Egoismus, so könnt' es wol kommen, daß Sie ganz entgegengesetzte Behauptungen von mir hören, und nicht über meine Strenge klagen dürften.“

„Desto besser! erstens lieb' ich nicht die Strenge, und zweitens lieb' ich sehr die kleinen Widersprüche, in welche ausgezeichnete Menschen mit sich selbst gerathen. Die Beschränkten, die nie ein Ding von zwei Seiten ansehen, nie an zwei Wege nach einem Ziel glauben, die ewig sicher und allzeitfertig sind, die kennen keinen innern Widerspruch. Sie folgen ihrem Instinkt, wie jene Wanderratten und Wanderameisen, die immer gradeaus gehen, Alles verwüsten und zerstören, was auf ihrem Pfade liegt, aber nicht um eine Linie von demselben abweichen, und richtig am Ziel anlangen.“

„Ich hab' immer behauptet, rief Ilda, daß das Genie nichts sei, als der Instinkt der Intelligenz! und warlich! wenn die Beschränktheit es so macht wie Ihre Wanderameise — so macht's das Genie nicht anders! es wirft ebenfalls über den Haufen, um sich einen freien Durchgang zu schaffen.“

„Ja, entgegnete Ulrich; aber nach welchen Meditationen des Geistes! nach welchen Qualen und Kämpfen der Seele! und für welchen Zweck!“

Die Ankunft des Generals und seines Sohnes unterbrach das Gespräch, als Ulrich und die Gräfin eben anfingen sich dabei zu amüsiren. Sie machte die Männer mit einander bekannt, und fragte dann ihren Vetter:

„Wie geht es zu, lieber Arwed, daß Sie heute so früh kommen.“

„Die Desdemona ist gleich nach dem ersten Akt zu krank geworden, um weiter singen zu können, erwiderte Arwed, und eine Oper ohne sie ist unaushaltbar.“

Ilda hatte nicht den Muth Ulrich anzusehen. Sie wußte wol, von wem die Rede war, und hätte gern gewußt, ob diese Nachricht irgend einen Effekt auf ihn mache. Da sagte Ulrich:

„Hier im Norden ist diese Stimme ein wahres Phänomen!“ — mit einer so vollkommnen Gleichgültigkeit, als ob er sage: Es ist heute gutes Wetter.

Nun sah sie ihn an. Man kann sich sehr beherrschen, Blick, Bewegung, Miene, sogar die Stimme — doch die am schwersten — bemeistern. Dennoch, wenn Jemand plötzlich eine unangenehme Nachricht erfährt, so bleibt irgendwo, sei's in den Zügen oder der Haltung oder dem Ausdruck, ein Funke von Unruh hängen. Keine Spur bei Ulrich. Ilda gewann die Ueberzeugung, daß ihm die Sängerin jezt vollkommen gleichgültig sei; aber weshalb blieb er denn in Stockholm? und weshalb hatte er sich überhaupt von seiner Frau getrennt? Unica hatte keine Namen genannt und keine bestimmten Gründe angegeben; Ilda vertiefte sich in Muthmaßungen und wurde ganz zerstreut. Nach zehn Minuten entfernte sich Ulrich. Kaum war er fort, so brach Arwed in ein helles Lachen aus und rief:

„Liebe Cousine, was haben Sie angestiftet!“

„Was denn?“ fragte sie verwundert.

„Graf Erberg wird eine fürchterliche Szene mit der Alantha zu bestehen haben! Er sitzt friedlich hier bei Ihnen, während sie in Ohnmacht und Krämpfen liegt, weil er in der Oper fehlt.“

„Ich denke, Ohnmachten sind bereits auf der Szene zu abgebraucht, um noch hinter derselben Eindruck zu machen,“ entgegnete Ilda.

„Sie ist nicht der Meinung! nur Graf Erbergs wegen ist sie krank geworden! rief Arwed; das ist eine Passion, von der Sie Sich keine Vorstellung machen.“

„Und erwidert Graf Erberg sie in der That?“

„Sie würden nicht so fragen, wenn Sie nur einmal Alantha Rosencron gesehen und gehört hätten.“

„Spricht so ein Verlobter!“ sagte Ilda und drohte ihm scherzend.

„Nein! rief er munter, aber ein Mann.“

„Diese spitzfindige Aufrichtigkeit ist prezios! rief Ilda, und warf ihm mit der Fingerspitze einen zierlichen Kuß über den Tisch zu. Bewahren Sie sie sorgsam, mein Arwed, dereinst Ihrer Frau zur Freude und zum Exempel.“

Während sie plauderten und scherzten, fuhr Ulrich keineswegs zu Alantha, wie Arwed voraussetzte, sondern nach Hause. Er hatte wol einen Augenblick daran gedacht, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, aber er fürchtete, sie werde ihm dann in prima furia eine Szene machen, und der begegnete er morgen oder übermorgen immer noch früh genug. Es giebt nervose Männer wie nervose Frauen, nur seltener;

denen sind Szenen, welcher Art sie sein mögen, des Vorwurfs, des Abschieds, der Erklärungen, das Peinlichste auf der Welt. Sie entschließen sich viel leichter zum Tode, als zur Folter; zum Bruch eines Verhältnisses, als zu Recriminationen, um demselben vorzubeugen. Sie werden so angegriffen, müde und zerschlagen davon, daß, selbst wenn die Szene einen guten Ausgang nimmt, sie sich im Herzensgrunde matt und wund fühlen und keine Zuversicht mehr fassen können. Sie bleiben au qui vive! ob nicht ein neuer Sturm ihnen droht. Für Andre hingegen sind Erklärungen ein Labsal. Man muß wissen, wo sie zu vermeiden und wo anzuwenden sind. Diesen Takt hatte Alantha nicht. Sie folgte ihrer angebornen Vehemenz und daher excedirte sie Ulrich tödtlich.

Alantha Rosencron, die Tochter eines armen Dorfschulmeisters in Schonen, hatte sich durch ihr unvergleichliches Talent für die Bühne und den Gesang bei fünfundzwanzig Jahren zu einer Künstlerin ersten Ranges emporgeschwungen. Ihre wundervolle Schönheit unterstützte sie dabei. Wer nicht durch den Zauber ihrer Stimme und die Wahrheit ihres Spiels hingerissen wurde, ward es durch die Flamme ihres Auges und den Reiz ihrer Gestalt. Wer sich nicht zur Bewunderung ihrer künstlerischen Vollendung erhob, huldigte ihr als der schönsten und anmuthigsten der Frauen. Ihr Leben war ein Triumph, auf und außer der Bühne. Die Worte: Kälte, Gleichgültigkeit kannte sie nicht. Sie elektrisirte die Masse und den Einzelnen. Huldigung in jeder Form war ihr Element, obwol sie die des Individuums zuweilen verschmäht hatte, und zwar öfter, als man es glauben wollte, denn sie war dem Eigennutz unzugänglich, meistens durch Leidenschaftlichkeit, mitunter durch Launen beherrscht.

War es diese oder jene? genug, als sie im vorigen Jahr von einer Kunstreise heimkehrend bei ihrem ersten Auftreten Ulrich bemerkte, so bemerkte sie seitdem Niemand als ihn. Er war wie ein Geisteskranker, besinnungslos, taumelnd in die Oper gegangen. Ihre himmlische Stimme, bald voll süßer Klage, bald voll vibrirendem Schmerz, zersang ihm die Vernichtung, die sich dumpf und schwer um seine Stirn und seine Brust gelegt hatte, und weckte ihn aus der Erstarrung. Er mußte weinen. Er konnte die Loge nicht ohne großes Aufsehen verlassen, denn er saß ganz vorn und sie war gedrängt voll Menschen; so stützte er die Arme auf die Brüstung, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte — vielleicht ebenso sehr aus Nervenweh, das immer einer großen Erschütterung folgt, als aus Rührung. Keiner beachtete seine Aufregung; nur Alantha. Die Loge war der Bühne nah genug, um ihrem scharfen, an dergleichen Beobachtung gewöhnten Blick keine Miene, keine Bewegung Ulrichs zu entziehen. Sie war nach der Oper mit Herrn von Schildenstern, den sie gut kannte, bei einem Souper, und gab ihm die Erlaubniß, Ulrich zu ihr zu führen, um die er bat, als er Alanthas Theilnahme für ihn bemerkte. Ulrich ging hin. In der öden, flachen Langweiligkeit, mit der ihn die Existenz angähnte, war ihm jede Zerstreuung willkommen. Der Vulkan, der bis jezt allen Ueberfluß des Lebens in ihm verzehrt hatte, war erloschen. Von dem kalten, grauen Krater wendete er sich selbst entsetzt ab; er wußte wol, daß in einem solchen kein frisches Leben sich entfalte. Aber es mußte verbraucht werden, wie es nun einmal war — in Staub und Asche, wenn nicht mehr in Flammen.

Alantha wußte nicht, wie traurig der Mann war, der mit

ihr scherzte, und wie elend der sich fühlte, den sie glücklich glaubte. Ulrich war melancholisch; das war in ihren Augen ein hoher Reiz, doch keine Seelenstimmung. Ueberdas war es ihr zu verzeihen, ihr, der Verwöhnten, der Gefeierten, ihr, die das Bewußtsein göttlicher Gaben hatte, daß sie wähnte, der Mann, den sie liebe, müsse glücklich sein. Zuweilen dachte Ulrich wol auch, er sei es; allein solche Verbindung ohne Würde, ohne Andacht, ohne Zukunft, konnte ihm nur den Reiz eines Augenblicks, aber nicht den geringsten Grad von Befriedigung gewähren. Alantha, in Glut und Feuer der Leidenschaft; war hinreißend. Das wußte sie sehr gut. Deshalb wollte sie nicht blos auf dem Theater, nicht blos im Moment flüchtiger Ekstase, sondern immer in diesen zauberischen Flammen stehen, und ihnen auch immer in Ulrich begegnen. Doch davon war er weit entfernt. Sie war ihm am liebsten, wenn er in seiner Loge saß und sie Desdemona, Donna Anna und Norma sang; so lieb, daß er zuweilen innig bedauerte, ihr näher getreten zu sein. Sie erfüllte nicht die Verheißungen, die sie in diesen Rollen zu machen schien — oder wenigstens nur unvollständig. Sie hielt der Leidenschaft Wort; jedoch wo war der königliche Stolz der Norma, und die verzweiflungsvolle Trauer der Donna Anna, und Desdemonas ahnungsreiche Melancholien? Sie berechnete immer den Effekt, verfolgte immer eine Absicht, suchte immer eine Leuchtkugel zu werfen. Seit zwölf Jahren studirte sie nichts Anderes. Es war ihr zur Natur worden. Unwillkürlich, frisch und unbefangen war nichts in ihr, und dabei war sie unerzogen, und in allen Dingen unwissend, die nicht ihrer Kunst angehörten. Freilich konnte sie unendlich viel mehr, als sie wußte, und das ist in der Kunst die Haupt=

sache, vielleicht Alles; doch nicht im täglichen Leben. Hätte Alantha sich darauf beschränkt, Ulrich eine halbe Stunde täglich bei sich zu sehen, und sich ihm außerdem nur in der Glorie ihrer Darstellungen zu zeigen, so würde er nicht so früh die Ermüdung und Leerheit ihres Umgangs wahrgenommen haben, wie jezt, wo sie ein fast ununterbrochenes Beisammensein begehrte. Die Vehemenz ihrer augenblicklichen Empfindungen und die Unbedingtheit, mit der sie sich ihnen unterwarf, war der primitive Zug ihres Charakters, und da sie noch keine nachtheilige Erfahrung darüber gemacht hatte, so überließ sie sich ihm sorglos. Dies beständige Beisammensein weihte Ulrich in eine Menge Angelegenheiten ein, die ihm theils gleichgültig, theils widerlich waren, in Toilettengeheimnisse, Coulissenintriguen, Gesangübungen. Sie besprach mit ihm den Effekt einer Fioritur und den Schnitt eines Kleides. Nun hatte er zwar Sinn und Geschmack genug, um über die Auffassung einer Rolle, die Darstellung einer Szene und den Charakter eines Gewandes ein bestimmtes Urtheil fällen zu können; allein in die abgerissenen Einzelheiten einzugehen, mit denen Alantha sich nothwendig beschäftigen mußte, verstand er nicht, und daher langweilten sie ihn. Alantha hätte ihn damit verschonen, und immer nur ihn mit dem Gesamteindruck überraschen sollen. So weit ging ihre Berechnung nicht! sie wollte beständig seinen Beifall, seine Bewunderung erringen. Statt dessen ermüdete sie ihn dermaßen, daß er mehr als sonst andre Gesellschaft aufsuchte — blos der Abwechselung wegen. Alantha verfiel in brennende Eifersucht. Er mußte ihr Alles erzählen: wo er gewesen, mit wem, worüber und wie er sich unterhalten, wie lange er geblieben, wer ihm aufgefallen. Das ist sehr niedlich zwei bis drei Mal,

oder wenn nur in der Absicht gefragt wird, um durch genaue Bekanntschaft mit Personen und Verhältnissen sich auch in der Ferne den Empfindungen eines geliebten Menschen anschmiegen zu können. Es wird lästig und endlich unaushaltbar, sobald die Fragen inquisitorisch werden und die Theilnahme in Spionerie ausartet. Es fiel Ulrich nicht ein, irgend etwas vor Alantha verheimlichen zu wollen, aber aus Gleichgültigkeit erzählte er Manches unvollständig. Nun sah sie aber außerordentlich viel Menschen, meistentheils Männer, die nicht wußten, womit ihre Zeit hinbringen, und die glückselig waren, mit ihr über alle Vorfälle in der Gesellschaft plaudern, lachen und spotten zu dürfen. Daher war Niemand so bewandert als sie in Tagesgeschichten, Klatschereien und allen Mysterien der Cronique scandaleuse. Sie erfuhr Alles von Allen — folglich auch jeden Schritt Ulrichs. In jedem Kreise der Gesellschaft giebt es Menschen, welche die Hausirer der Neuigkeiten sind. Frauen müssen sich darauf beschränken, in ihrem Zirkel dies geistreiche, anmuthige Geschäft zu besorgen; Männer sind glücklich genug, es durch verschiedene Zirkel ausdehnen zu dürfen, welche der Frau verschlossen bleiben. Männer verbreiten mit Eifer und Glück Nachrichten aus den Cafés, den Coulissen, den Casernen, den Restaurants, der Parade — Nachrichten, welche ihr Barbier ihnen jeden Morgen während der Verrichtung seines wichtigen Amtes — weiß Gott von woher! zuträgt — in die Salons der Fürstin, des Ministers, des Banquiers, der Schauspielerin; und auf diese Weise kann wirklich ein Gegenstand in einem Tage das allgemeine Tagesgespräch werden. Wie dieser unglückselige Gegenstand entstellt, verdreht, vergrößert, unkenntlich gemacht wird — ist zur Genüge bekannt; und so hörte denn auch Alantha gar

Manches über Ulrich, wovon nicht eine Sylbe der Wahrheit gemäß war, und wieder Manches, was sich allerdings so verhielt, und was er zu erzählen vergessen hatte. Sie zwang ihn zu immerwährenden Erklärungen und Auseinandersetzungen. Anfangs lachte — später zürnte er über ihre eifersüchtigen Launen. Er war nicht daran gewöhnt, sein Thun und Treiben unter Vormundschaft zu sehen. Er dachte bisweilen an die goldne Freiheit der letzten Jahre, wo er kommen und gehen, sich verspäten und ganz ausbleiben durfte, ohne deshalb Frage oder Vorwurf zu hören; aber er sehnte sich nicht danach zurück. Er mogte nichts mehr ersehnen.

Im Frühling erklärte er ziemlich kühl an Alantha, er müsse nun fort, nach Petersburg, nach Amerika. Statt der Antwort sang sie ihm Donna Elviras Klage über Don Juans Treulosigkeit vor. Damit verzauberte sie ihn. Sobald sie ihm eine Opernszene vorsang und spielte, war er gefangen. Donna Elvira fesselte ihn, nicht Alantha, oder wenigstens nur die Alantha, die ihm in einem reizenden Bilde alle Liebe, alle Treue, allen Schwung und alle Opferwilligkeit vorführte, welche er bei keinem Weibe zu finden glaubte. Alantha hatte in seinen Augen den unermeßlichen Vorzug in der Kunst, jene Ideale zu realisiren, die ihr Geschlecht im Leben kläglich zu erheucheln sucht. Er blieb.

Im Sommer suchte er sie zu bewegen, ihren dreimonatlichen Urlaub wie gewöhnlich zu einer Kunstreise zu benutzen. Alantha wollte sie nur in seiner Begleitung machen; die versagte er unwiderruflich. Er hatte seinerseits eine Reise durch Norwegen und das nördliche Schweden projectirt. Kaum äußerte er diese Absicht, so wollte sie dabei sein. Das war durchaus nicht in seinem Geschmack! seine langen, einsiedleri-

schen Gewohnheiten brachen mächtig hervor. Nur ihrer Abgeschiedenheit wegen suchte er jene nordischen Regionen auf. Alantha sagte, wenn er sie nicht mitnähme, so sei sie überzeugt, daß er nach Deutschland gehe, und zwar, um irgend eine Frau zu begleiten. Ulrich erwiderte, wenn er diese Absicht hätte, würd' er es ihr nicht verschweigen. Es blieb bei seiner Reise. Er fühlte sich beinah' glücklich, als er wirklich abgereist war und die Thore Stockholms hinter sich hatte. Im ersten Nachtquartier empfing ihn ein junger, bildschöner Mensch: es war Alantha in Männerkleidern. Was blieb ihm übrig, als sie mitzunehmen? Ueberdas war sie so glücklich, wieder bei ihm zu sein, ganz allein, ohne singen und spielen zu müssen, ungestört durch fade Besuche — daß ihre Freude ihn rührte. Er dachte: wenn man ohne bestimmten Zweck vegetire, so gewähre es doch mehr Genuß, nach fremden Launen, als nach eigenen zu leben.

Die erste Woche der Reise war charmant; Alantha, zufrieden und fröhlich, ihren Willen durchgesetzt zu haben, wollte beweisen, wie viel Ulrich entbehren würde, wenn sie ihn nicht begleite; war immer guter Laune und guten Muths, ertrug lachend die Beschwerden und Entbehrungen, die in einem Lande häufig vorkommen, welches noch nicht die Weihe der Touristen-Civilisation empfangen hat, und wußte ihn liebenswürdig zu trösten, wenn er ihrethalben darüber besorgt war. Doch schon in der zweiten Woche ließ die Spannung nach, in welche Alantha durch die Neuheit der Situation versetzt war, und es trat eine völlige Reaction ein. Ein Land, ein Volk, die Natur, die Geschichte, die Interessen der Menschheit — waren ihr durch und durch gleichgültig. Sie war empfänglich für jede Schönheit, in der Kunst, in der Welt, sogar in

der Natur — denn wer dafür keinen feinen und erregbaren Sinn hat, wird nie ein selbständiger Künstler sein! — aber sie wollte Alles praktisch auf ihre Kunst, ihren Beruf, ihren Genuß anwenden. Ruhiger Contemplation, allgemeiner Anschauung war sie unfähig. Sie liebte Ulrichs melancholische Augen; that er jedoch im Lauf des Gesprächs, oder durch stille Gedanken erregt, eine jener uralten melancholischen Fragen: Woher kommen wir? wohin gehen wir? warum sind wir so elend? werden wir es immer sein? — so entgegnete Alantha:

„Bah! leere, nichtsnutzige Neugier! mir genügt, daß wir sind!“

Es giebt Momente, wo das bloße Bewußtsein des Seins ein solches Meer der Seligkeit ist, daß sich all' die kleinen, trüben Bäche der Zweifel und Schwankungen spurlos darin ergießen, und daß der Horizont dieses Seins ebenso in die Ewigkeit hinüberfließt, wie der Horizont des irdischen Meeres mit den fernen, fernen Grenzen des Himmels verschwimmt. Doch dies Gefühl eines unendlichen, allumfassenden, schmerz- und wonnereichen Seins, wie er es einst im höchsten Maß bei Melusinen und in seligen Ahnungen bei Margarita gefunden — fand er nicht bei Alantha. War er älter worden, unzugänglich den Illusionen, abgestumpft durch Lust und Leid — oder entsprach Alantha nur einseitig seinen Foderungen; genug, sie gewährte ihm keine unermeßliche Befriedigung, keinen Waffenstillstand der Wünsche, und nie dachte er: O wenn es so bliebe! — Bei Melusinen hatte er das in jedem Augenblick gedacht Das kam daher: Melusine war ein Genie ohne Talent, Alantha ein Genie ohne Herz; diese lebte von und für ihre Fähigkeiten, jene von und für ihre Gefühle.

Melusine conzentrirte all ihre Kraft nach innen, und die innerlichste Energie des Weibes ist Liebe. Alantha kehrte all' ihre Kraft nach außen, und verbrauchte ihre Energie zu himmlischen Schöpfungen, die einen Augenblick so mächtig wirken, wie Poesie und Malerei vereint, und dann auf ewig verschwinden wie ein Wolkenbild. Melusine beherrschte ganz, tief, dauernd und mächtig wie eine Gottheit die Seele des Einzelnen; Alantha beherrschte feurig, triumphirend, unwiderstehlich, momentan, wie eine Zauberin, ein Publikum von Tausenden. Melusinens höchster Reiz offenbarte sich in der Intimität, Alanthas in der Oeffentlichkeit. Daraus zog Ulrich den Schluß: das beste Ingrediens des Genies müsse ein Herz sein — und das haben schon Viele vor ihm gethan.

An Melusine dachte er oft! wie und was sie auch sein mogte — sie hatte ihn geliebt, nicht blos vier Wochen am Comersee, nein! noch vier Jahr später in Berlin. Das hatte er gefühlt, als er sie zum Wagen trug; die Liebe gestattet unirdische, unfaßliche, unbeschreibliche Wahrnehmungen. So hatte denn die Liebe zu ihm all ihre Versunkenheit überdauert! Er trauerte tief um sie, wie um einen aus seiner Sphäre verlorenen Engel; er haßte und verachtete sie nicht mehr. Welch ein Wirbelwind des Schicksals mußte es gewesen sein, der sie so weit von ihren natürlichen Verhältnissen fortgeschleudert hatte! — An Margarita dachte er nur mit unsäglicher Bitterkeit. Entweder hatte sie ihn nie geliebt und ihm Erwiderung vorgeheuchelt; oder ein kleiner matter Liebessonnenstral hatte vorübergehend ihr kühles, karges Herz erwärmt, um sogleich wieder zu erlöschen; in keinem Fall war sie seiner Erinnerung werth, und er bemühte sich sie zu vergessen. Sein Verhältniß zu Alantha führte ihn ohnehin weit genug

vom Vergleich mit Margarita ab, und auf Melusine zurück — und zwar sehr zum Nachtheil Alanthas. Sie langweilte ihn; Ueberes kann in der Intimität kein Mensch dem andern thun. Das Gewitter einer Kränkung ist besser zu ertragen, als der ununterbrochene graue, dicke Nebel der Langenweile; jene belebt, diese paralysirt. Alantha langweilte ihn, weil sie entweder ihn zu unterhalten suchte, oder von ihm Unterhaltung begehrte. Sie konnte nicht still sein; so kam es denn, daß er sich in jeder Sekunde durch sie gestört fand, oder eine Störung befürchtete. In den ersten Tagen hatte er gewähnt, die goldne Zeit des Comersees werde wiederkehren, mit ihrer tiefen Abgeschiedenheit von der Welt, und ihrer unerschöpflichen Bewegung des Lebens. Sie kam so wenig wieder, daß Ulrich und Alantha nach kaum drei Wochen herzlich der Norwegischen Reise satt waren, und daß ihre Bitte um die Heimkehr ganz seinem Wunsch entsprach.

In Stockholm schöpfte er Athem. Jetzt wäre der Moment sehr günstig zu einem plötzlichen Bruch mit Alantha gewesen; denn in ihr eigentliches Element zurückversetzt, hätte die Freude der Zerstreuung sie gleichgültiger gegen die Kränkung des Verlassenwerdens gemacht. Doch Ulrich ging nicht, weil er seiner selbst nicht sicher genug war, um einem Zuge zu widerstehen, der ihn mit Gewalt auf Melusinens Spur lockte. Und er wollte sie doch nicht verfolgen! durchaus nicht! Die Melusine, die er finden würde, war so wenig seine Melusine, daß ihm vor der Begegnung graute, wie vor einem geliebten Antlitz im Hohlspiegel verzerrt. Aber der Knabe! der Knabe! flüsterte sein Herz. Was in der Welt konnte ihn abhalten den Knaben aufzusuchen? nichts als die Furcht in eine Flut aufgeregter frischer Schmerzen zu stürzen.

So war er im ewigen Kampf mit sich selbst: ein Mensch nur für Gefühle lebend, und ängstlich diese fliehend, weil er auf dem Grunde derselben den Schmerz gefunden. Seine von allen Realitäten abgewendete Existenz hatte in ihm nur die Fähigkeit zum Leiden entwickelt; er wußte nur den Schmerz zu ertragen, nicht ihn zu tragen. Die meisten Frauen haben eine Art von Abscheu gegen die Männer, die sie Verstandesmenschen nennen, d. h. gegen die, welche nie ganz die Besonnenheit vom Gefühl überwältigen lassen, denen immer neben der Leidenschaft die Klarheit der Ueberlegung bleibt, die ihre Stellung, ihre Verhältnisse, ihre Zukunft, die Foderungen der Welt, tausend Dinge berücksichtigen, was freilich der Allgewalt der Liebe widerspricht. Ich behaupte auch keineswegs, daß all diese Männer besser zu lieben verstehen; aber wenn einmal einer von ihnen liebt, so wird er sich zu den daraus erwachsenden Schmerzen entschließen, und sie zu tragen verstehen, während die sogenannten Gefühlsmenschen dermaßen matt werden, daß sich all' ihre Fähigkeiten darin abstumpfen, sogar die — zum Lieben. Im Allgemeinen machen diese aus der Liebe einen Traum, der so lange dauern soll als das Leben; und die Verstandesmenschen machen eine Berechnung daraus, die das Leben sichern soll. Es ist aber weder ihre Bestimmung einen rosenrothen, unzerstörbaren Opiumrausch — noch eine Assekuranz der Behaglichkeit zu gewähren: sondern das Leben zu entwickeln, zu heben und zu reifen.

Ulrich blieb in Stockholm und in seiner Apathie. Seine Kränklichkeit machte ihn noch unfähiger einen Entschluß zu fassen. Seine Körperkraft, so groß sie gewesen war, erlag den Gemüthserschütterungen. Er wurde nicht mehr, wie früher, von einer heftigen Krankheit befallen; er kränkelte

und wurde nervenschwach wie eine Frau. Er sah Alantha wenig und immer weniger; aber dadurch blieb er ihr neu, und weil er sichtbar litt und weil sie sah, daß sie wegen keiner andern Frau vernachlässigt wurde, so passionirte sie sich noch mehr für ihn, und damit ging das Jahr herum.

An jenem Abend nun hatte Ulrich wieder einmal in die Oper gehen wollen, die er selten mehr besuchte, weil ihn die Musik angriff. Er hatte es am Morgen Alantha versprochen. Darauf bekam er Idas Brief, und er fuhr zu ihr, um ihr einen Besuch von drei Minuten zu machen, wol wissend, daß er dadurch nicht Desdemonas erste Szene versäume. Das stille, friedliche Zimmer war ihm aber viel angenehmer, als der tumultuarische Opernsaal, daher blieb er länger, und Alantha fiel in Krämpfe vor Unruh und Ungeduld.

Des andern Tags besuchte er sie. Alantha befand sich vortreflich und studirte eine neue Rolle ein. Am Flügel saß der Pianist, der sie immer begleitete; sie ging auf und ab, und sang, in der einen Hand ein Notenblatt, auf der andern einen Kakadu tragend. Bisweilen blieb sie, mit einer graziösen Attitüde ihren Gesang vervollständigend, vor einem großen Spiegel stehen — doch ohne sich von dem geliebten Kakadu zu trennen. Sie trug einen Schlafrock von schwarzem Sammt mit Schwan besetzt. Sie nahm nicht die geringste Rücksicht auf Ulrichs Eintritt, und sang fort, ohne ihn zu grüßen. Er ging ins nächste Zimmer, setzte sich, und wartete, bis sie geendet haben würde. Nach einer halben Stunde kam der erste Tenor, und da Ulrich sah, daß Alantha sich bereitete, Duetts mit ihm zu singen, so wollte er fortgehen. Kaum bemerkte ihn Alantha mit dem Hut in der Hand in der Thür des Musikzimmers, als sie ihm entgegen-

eilte, ihn in ihr Zimmer zurückschob, ihm folgte, die Thür hinter sich schloß, den Kakadu auf seine Stange setzte, und rief:

„Ich weiß Alles! Alles!“

„Verzeihung! ich hatte mich verspätet,“ sagte Ulrich.

„Verspätet? ja, ganz Recht! aber wo? bei einer Fremden!“

„Bei einer Deutschen, die kürzlich hier angelangt und eine Freundin meiner Frau ist — bei der Gräfin Schönholm.“

„O ich weiß! Gräfin Ilda Schönholm! ich bin genau unterrichtet, sagte Alantha bitter, und ich begreife, welch Interesse Ihnen die Freundin Ihrer Frau Gemalin einflößen muß, Herr Graf.“

„Du irrst Dich, entgegnete er kalt, es ist ein ganz persönliches Interesse für die Gräfin Schönholm selbst.“

„Und das sagst Du mir? brach Alantha aus. Doch, setzte sie nach einer Pause gefaßt hinzu, was hab' ich bei Dir von jener Frau zu fürchten! sie soll liebenswürdig, schön und klug sein; aber das bin ich auch. Sie ist freilich Gräfin, aber ich — ich bin Künstlerin.“

„Sie ebenfalls!“ erwiderte Ulrich. Im vorigen Winter, als Alantha ihm bittre Vorwürfe gemacht, weil er eine schöne Engländerin bei einem Diner artig unterhalten — hatte sie schon bei der Gelegenheit gesagt: Sie ist freilich Lady, aber ich bin Künstlerin! — und damals hatte der prächtige Stolz, womit sie ihr Genie in die Wagschaale warf, ihm außerordentlich gefallen. Jetzt kehrte diese Phrase wieder, wie eine Schlußcadenz, und nichts erkältet mehr in einer lebhaften Diskussion, als eine stereotype Redefigur.

„Wirklich? fragte Alantha; singt sie so wie ich?“

„Ich weiß nicht, ob sie überhaupt singt; sie dichtet, sie schreibt.“

„Sie schreibt Bücher? das ist keine Kunst, das kann Jeder.“

„Ja wol! der Eine macht's gut, der Andre schlecht! — Liebe Alantha, ich freue mich Dich so vollkommen hergestellt zu sehen.... ich will Dich nicht länger stören; die Leute warten da drin auf Dich.“

„Laß sie warten — und bleib'! oder komm' wieder, wenn sie fort sind; um drei Uhr.... willst Du? oder gehst Du zu Deiner Gräfin?“

„Sie ist weder meine Gräfin, noch geh' ich zu ihr; aber mir steht ein großes Diner heut' bevor — drum werd' ich schwerlich wiederkommen, liebe Alantha.“

„Ja ja! ein Diner beim preußischen Minister! da wird sie sein — nicht?“

„Gräfin Schönholm geht gar nicht aus,“ sagte Ulrich gelassen, doch um seinen Mund legte sich bekämpfte, heftige Ungeduld.

„O Du wirst verdrießlich! rief sie. Mein Gott! mein Gott! suchst Du Dein Thun und Treiben denn wirklich dermaßen zu verheimlichen, daß ich nicht mehr danach fragen darf?.... Ich bin aber nicht so gleichgültig wie Du! mich interessirt, was Dich beschäftigt! — Ich hingegen dürfte leben und sterben — Du würdest kaum hinsehen. Weil Du gleichgültig bist, findest Du mich zudringlich.“

Das war ganz richtig, und deshalb wußte Ulrich nichts zu antworten: er konnte nicht leugnen, und mogte sich nicht entschuldigen.

„Aber ist's denn möglich, fuhr Alantha fort, bin ich Dir denn wirklich ganz gleichgültig? Sprich! sprich! sage doch die Wahrheit."

„Liebe Alantha, erwiderte Ulrich, Niemand kann gleichgültig für Dich sein, und ich bewundre Dich über allen Ausdruck. Du weißt, es ist meine einzige Freude! deshalb mögte ich so gern Dich immer bewundern, und das ist doch unmöglich, wenn Du mich um Jämmerlichkeiten quälst, die wirklich nicht der Rede werth sind. Ob ich zu dieser oder jener Person gehe, was hat das für Einfluß auf Dich und mich? Nur aus alter Gewohnheit und nothwendigen Rücksichten beobachte ich die dringendsten Pflichten des gesellschaftlichen Verkehrs; Vergnügen macht er mir nicht.... er zerstreut mich nicht einmal".... —

„O wenn ich wüßte, daß er Dich nicht von mir zerstreute, rief Alantha, so würd' es mich stolz machen, weil ich mehr Macht über Dich hätte, als die ganze übrige Welt zusammen genommen. Aber nun?... ich weiß nicht, woran Du denkst, wenn Du nicht bei mir bist!.... Denkst Du an mich?"

Ulrich hatte bisher gestanden. Er setzte sich mit einem unverkennbaren Ausdruck von Erschöpfung. Alantha nahm ihm den Hut aus der Hand, setzte sich zu ihm und sagte lieblich:

„Jezt mußt Du aber bei mir bleiben, denn Du leidest."

Ulrich wollte antworten: „Durch Dich!" aber ihre wunderschönen Augen blickten ihn mit so trauriger Zärtlichkeit an und jedes Zeichen wahrer Empfindung rührte ihn so tief, daß er ihr nicht weh thun mogte. Er blieb eine Stunde bei ihr, und sie erzählte ihm viel: wie sein Ausbleiben sie gestern Abend geängstigt, und wie es sie gekränkt, daß er nicht ein=

auch nach ihrem Befinden habe fragen lassen, und wie sie ihr natürlich ferner im Zorn nachtragen: aber sie könne ihm nicht lange zürnen. Dann sprach sie von der Beatrice di Tenda, die sie eben einübe, von ihrem Costüm, das sie nun nach Gemälden des italienischen Mittelalters einzurichten wünschte. Ulrich behandelte die eine — und lobte die andere ihrer Anordnungen; das erstaunte sie, denn sie wußte keine Stimmung zu beherrschen, während er immer den Worten die Laune verdarb, die er bei ihrem Geplauder empfand. War es ihr Anzug oder eine gewisse Bewegung des Kopfes — genug, er dachte an die Gräfin Schönholm und daß er sie nächstens wieder besuchen wolle, weil sie doch eine recht merkwürdige Person sei, und ein stilles, angenehmes Zimmer habe, in welchem kein Kakadu herumflattere und keine Inséparables kreischten.

Indessen vergingen doch über acht Tage, ehe er diesen Entschluß ausführte. Die Gräfin hatte ihm nicht gesagt, er möge wiederkommen, und aufdringen wollt' er sich nicht. Befangen in seiner individuellen Stimmung, wie er war, wußte er wol, wie instinktiv man mit einer solchen Andern gegenüber ist. Am Ende ging er denn doch wieder eines Abends zu ihr, und fand sie genau wie das erste Mal: dieselbe Stille, dieselbe Abgeschiedenheit, derselbe Anzug! diese Gleichmäßigkeit schien ihm nicht eintönig und farblos, sondern das Product einer wundervollen Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu sein. Dies Genügen an sich selbst kam ihm ganz übersinnlich vor, und er konnte sich nicht enthalten ihr ein Paar Worte darüber zu sagen. Ilda wiegte den Kopf hin und her, und erwiderte:

„Nichts da! ich werd' Ihnen sagen, warum ich allein bin: weil mich nur die Leute amüsiren, die mich lieben. Alle

Gleichgültigkeit langweilt mich; ich ertrage sie, wenn ich muß, freiwillig nicht."

Diese Erklärung mißfiel ihm; er fand sie zu aufrichtig, und einem Mann gegenüber, den man zum zweiten Mal sieht, beinah unzart. Daher sagte er:

„Das wäre ja Armuth! und ich setzte Reichthum voraus."

„Wieder ganz falsch! sagte sie; es ist nicht Armuth, sondern Reichthum. Aber Sie setzten den Reichthum im Geldsack, wolverwahrt hinter Schloß und Riegel voraus, den der Besitzer dann und wann betrachtet, sich vergnügt die Hände reibt und dazu spricht: ich habe, Gottlob, mein Schäfchen im Trocknen! — und es ist der Reichthum der Erde, der brach liegt, wenn keine geschickte Hand ihn pflegt. Für uns selbst sind wir bettelarm, in denen, die uns lieben, werden wir unsers Reichthums gewahr; bei Gleichgültigen sinken wir in unsre Dürftigkeit zurück."

„Und so sind wir denn doch im Grunde nur arm, weil wir auf die Hand warten müssen, die das rohe Metall zu einer gewichtigen Münze umstempelt; und sie kann ausbleiben."

„O ja!" sagte Ilda lakonisch.

„Und was fangen wir dann mit unsern unnützen Schätzen an?" fragte Ulrich.

„Wir zersplittern sie wie Verschwender, oder speichern sie auf wie Geizhälse — und auf beide Weisen verhungern wir dabei."

„Wissen Sie wol, daß das trostlos anwendbar auf die meisten Menschen und übernatürlich traurig ist?"

„Alles, was auf menschliche Zustände sich bezieht, ist traurig; denn es ist unvollkommen, und trägt in seiner Un=

vollkommenheit den Keim unsrer unvermeidlichen Qualen. Je mehr der Mensch hat, um desto größer ist diese Qual."

„Das muß ich bestreiten. Wer viel besitzt, hat momentane Befriedigung gekannt; wer immer und immer entbehrt"....—

„Kann träumen, unterbrach Ilda, daß es Gaben giebt, die mehr gewähren als momentane Befriedigung."

„Leugnen Sie das?" fragte Ulrich fast wehmüthig.

„Ja! sagte Ilda ruhig; grade ich. Ich kenne die schönsten, die reichsten, die beneidetsten und beneidenswerthesten Gaben: Liebe, Freundschaft, Unabhängigkeit, Talent, Anerkennung, ernste Prüfung, tiefer Schmerz — nichts fehlt mir; auch nicht die Seele dafür. Das Alles sind göttliche Gaben, aber ich empfange, gebrauche und genieße sie mit meiner menschlich unvollkommnen Organisation, d. h. ich mißverstehe und mißbrauche sie oft; ich verlange Leistungen von ihnen, die nicht ihres Bereichs sind und dann vernachlässige ich sie dafür; ich verwende sie verkehrt und erschöpfe sie nie; ich trage den Sauerteig meiner Schwäche und Verblendung in sie hinein; sie gerathen in die heftigste Gährung, und die chaotische Unordnung wird um desto größer, je mehr Elemente darin, und je stärker sie kämpfen."

„Aber eine junge, frische, blühende Erde taucht aus dem Chaos empor! rief Ulrich; der zauberische Silberblick legt sich über das zerschmolzene Metall!"

„Eine momentane Befriedigung hab' ich nicht geleugnet," sagte Ilda.

„Und übersteigt Ihr Verlangen nie die Grenzen dieser philosophisch-religiösen Genügsamkeit, gnädige Gräfin?" fragte Ulrich trübe lächelnd.

Ilda hatte bisher mit untergeschlagenen Armen, zurückgelehnt, auf einem breiten Divan gesessen. Nun richtete sie sich lebhaft auf, stützte beide Arme auf den Tisch, und ihr Kinn auf ihre gefalteten Hände, und fragte:

„Hab' ich von meiner Genügsamkeit gesprochen?"

„Klare Erkenntniß über die Nichtigkeit des menschlichen Glücks haben Sie ausgesprochen, erwiderte Ulrich, und die führt zur Genügsamkeit, gnädige Gräfin."

„Mich nicht! antwortete sie; **Tout ou rien** ist meine Devise — und nicht blos zum Scherz."

„Und läßt sich dieser Absolutismus durchführen?"

Ilda sank in ihre frühere, nachlässige Stellung zurück und sagte lächelnd:

„Bei kleinen Dingen! und das tröstet mich für das Mißlingen bei großen, indem es mich immer wieder anspornt Alles zu verschmähen, was dem Geschäft meines Lebens nicht förderlich — und folglich für mich Nichts ist."

„Wenn Sie das Leben zu einem Geschäft machen, versetzte Ulrich, so ist es das ermüdendste, das ich kenne."

„Und wie wollen Sie denn sonst Ihre Fonds von Liebe und Hofnungen anwenden, wenn nicht in dem großen Geschäft des Lebens?" erwiderte sie, und sah ihn so tief fragend an, daß er fast erschrak vor diesem Ernst und deshalb leichthin erwiderte:

„Die Speculationen darin sind selten glücklich genug, um uns Aufmunterung zu gewähren; man kommt fast immer dabei um das Seine." Er sprach lächelnd, aber seine Stimme war weich, als ob er innerlich weine.

Ilda dachte, es sei ganz unmöglich, daß dieser Mann Unicas leichtsinniger Gemal wäre, und ob nicht vielleicht

Unica ihm Grund zu einer Trennung gegeben. Sie hatte die Menge unbestimmter, widersprechender Gedanken, die man immer nach einer Ueberraschung oder Täuschung zu haben pflegt. Sie mogte nicht ein Gespräch fortsetzen, das ihm augenscheinlich weh that; sie brach es kurz ab und fing an von der schwedischen Literatur zu reden und von ihm einige Anleitung zu begehren. Aber er konnte ihr keine Auskunft geben. Ilda, wie fast alle Menschen mit einer bestimmten Richtung, fand es unbegreiflich, daß sich nicht Jeder für die Literatur interessire, und sagte beinah ungeduldig:

„Mein Gott, was fangen Sie denn eigentlich in Stockholm an?"

„Nichts!" entgegnete Ulrich.

„Wissen Sie wol, daß man einen sehr tüchtigen Kopf haben muß, versetzte sie, um das auszuhalten? Wer nichts thut, und davon nicht stupid wird, muß unerhört geistreich sein, muß nicht blos solche Fülle, sondern auch solche Macht des Gedankens haben, daß deren Verfolgung und Entwickelung die befriedigende Lebendigkeit des Handelns bekommt. Sie sind gewiß ein großer Freund von Theorien und Systemen."

„O gar nicht!" entgegnete Ulrich.

Ilda war auf dem Punkt ihm zu sagen, er sei unerträglich langweilig; da kam der General mit Arwed, und das Gespräch nahm eine andre Wendung: es drehte sich fast nur um Aeußerlichkeiten und wurde doch nie oberflächlich. Es war unglaublich, wie viel Ilda gesehen und gelesen, gehört und gekannt hatte — noch unglaublicher, daß sie trotz dessen originel war, als habe sie nichts gelesen, noch gekannt. Was sie sagte, war nicht unbestreitbar richtig, aber es war frisch.

Daher war sie im beständigen scherzhaften Streit mit Arwed, der Verstand und Laune genug hatte, um ihr zu widersprechen; der General hörte meistens wolgefällig und höchlichst amüsirt zu, und Ulrich war noch schweigsamer wie er. Aber es gefiel ihm in dem winzigen Kreise. Er dachte: das muß eine liebenswürdige Frau sein, denn ein alter General und ein junger Lieutenant sind bei ihr liebenswürdig!

Um halb zehn Uhr ging Arwed auf einen Ball, und dadurch wurde Ulrich daran erinnert, daß er sich wol auch zurückziehen müsse. Er sagte der Gräfin, dieser Abend sei ihm der angenehmste in Stockholm gewesen.

„Ist es möglich! rief Ilda verwundert. Nun, diese Annehmlichkeit dürfen Sie Sich verschaffen, so oft Sie wollen," setzte sie freundlich hinzu.

Ulrich und Arwed gingen zusammen fort, und letzterer fragte:

„Nicht wahr, meine Cousine ist eine charmante Person?"

„Das ist sie auch!" entgegnete Ulrich.

„O, das ist immer die Hauptsache für eine Frau! rief Arwed. Wenn sie nicht in der Gesellschaft von gutem Ton und in der Intimität charmant ist, so sind Geist und Talent lästige Bagage."

Das fühlte Ulrich sehr gut — besonders seit er jene Eigenschaften an Alantha vermißte. Sobald ihre Persönlichkeit von der Glorie der Kunst entkleidet war, so klebte ihr das unerklärbare Etwas einer Tochter des Volks an, das sich weder verwischen, noch wegleugnen läßt, und das nicht sowol in Worten, Gesinnungen, Benehmen, Gewohnheiten und Geschmack liegt, als vielmehr die flüchtige Essenz ist, die aus dem Allen emporsteigt. Arwed hatte während der Zeit fortgesprochen:

„Und je näher Sie meine Cousine kennen werden, desto besser wird sie Ihnen gefallen, denn alsdann kommt erst ihre himmlische Unvollkommenheit zum Vorschein, nämlich: sie denkt wie ein Mann und fühlt — nicht etwa wie eine Frau, sondern wie ein Kind, und das bewirkt eine bezaubernde Confusion."

„Sagen Sie lieber Contrast," versetzte Ulrich.

Seitdem ging er häufig zur Gräfin, doch ohne viel mittheilender zu werden. Er war wie ein Kranker, dem die Sonne körperlich wol thut, und der sie aufsucht — nicht um sich beleben, sondern um sich erwärmen zu lassen. Ilda konnte ihn nicht sonderlich unterhaltend finden, aber sie gönnte ihm seine stille Weise. Wol schon zwanzig Mal war sie auf dem Punkt gewesen ihm zu sagen, er möge doch friedlich zu seiner Frau zurückkehren, denn er sei ganz geschaffen für ein stilles, trauliches Familienleben. Aber grade weil diese Trennung so durch und durch seinem Charakter und seinen Neigungen zuwiderlaufen mußte, so vermuthete sie dahinter ein beängstigendes Geheimniß und schwieg. Ihr linder Umgang war ein Balsam für ihn. Er nahm allmälig Theil an manchen Dingen, für welche sie sich interessirte, er las Bücher, die sie ihm empfahl, er sprach auch wol über allgemeine und gesellschaftliche Zustände; und wenn Alantha ihm bittre Vorwürfe über seinen Verkehr mit der Gräfin Schönholm machte, so erwiderte er:

„Liebe Alantha, wenn sie nicht hier wäre, so käm' ich um vor Langerweile."

„Wird sie denn immer hier bleiben!" rief Alantha trostlos.

„Das glaub' ich nicht, versetzte er; aber Du solltest wünschen, sie bliebe."

„Ah, Du willst gehen, sobald sie geht!“ rief Alantha.

„Nein! sagte er, so tief hänge ich nicht mit ihr zusammen.“

Indessen begann Alantha einzusehen, und, was wichtiger war, sich einzugestehen, daß Ulrich nur noch den Schatten einer Neigung für sie bewahre. Heftig wie sie war, dachte sie daran auf der Stelle mit ihm zu brechen. Doch ihre Eitelkeit hielt sie davon zurück; sie stellte sich das Verhältniß zwischen Ulrich und Ilda ganz anders vor, als es war, und sie wollte dieser durchaus nicht den Triumph gönnen, Ulrich zu fesseln. Sobald aber Ilda abgereis't sei, wollte sie ihm sagen, er könne gehen, wohin er wolle. Bis dahin that sie ihr Möglichstes in der Selbstbeherrschung, damit Ulrich nicht die Initiative ergreifen möge. Er that es nicht, weil er nicht wußte, was mit seiner Zeit, seiner Person, seiner ganzen Existenz anfangen, sobald er sich von dem Interesse für Alantha, mogte es auch noch so oberflächlich sein, losgesagt. Zuweilen dachte er, ob es nicht am Einfachsten und daher am Verständigsten sei nach Hochhausen zu gehen, und sich aufrichtig mit Unica zu versöhnen; er liebte sie zwar nicht, aber er achtete ihre guten Eigenschaften und gestand ihr manche Vorzüge zu; war denn das nicht genug für eine glückliche Ehe? — Doch leider liebte Unica ihn! und die Liebe verlangt so viel, daß es nur der Gegenliebe möglich ist ihr Genüge zu thun. Hatte er doch das Beispiel mit Alantha vor Augen! Es würde ebenso wenig in seiner Macht liegen Unicas Ansprüche zu befriedigen, und er fühlte sich zu schwach für die erdrückende Aufgabe, sein Leben lang den Schein eines innigen Verhältnisses mit Unica aufrecht zu halten und Zeichen von Liebe und Zärtlichkeit zu geben, die nicht aus seinem Herzen

quollen. Er fühlte sich maßlos elend. Es mischte sich etwas wie Selbstverachtung in seine Gesinnung, und er wurde immer trauriger und trauriger.

Ilda sah es; er gab sich auch keine Mühe es vor ihr zu verbergen — doch sie konnte nichts für ihn thun, als sein Leid beschwichtigen; sogar das nicht immer. Sie hielt nicht viel von dem Glück, welches die positiven Verhältnisse bieten: darum richtete sie weder ihr Streben noch ihre Sehnsucht dahin, und fertigte die Realitäten kurz ab, wie etwas Flüchtiges, Vorübergehendes, wie ein Abenteuer auf Reisen, das einen Augenblick den Weg erheitern oder verdüstern, zu einem Aufenthalt oder Umweg Veranlassung geben, aber den Gang der Reise nicht hemmen und ihr Ziel nicht verrücken kann. Poetisch, phantasiereich und energisch wie sie war, hatte sie sich aus diesem Material ein unirdisches Haus gebaut, worin sie frei, licht und leicht lebte, wie jenes amerikanische Volk, das in Bäumen Hütten baut. Sie begriff, daß derjenige diese Zuflucht verschmähe, der durch Haus, Hof und Heerd zum begehrten Glück gelangt sei; wer es aber nicht dort gefunden, sollte sich, ihrer Meinung nach, in der Region ansiedeln, in welcher ernste Gedanken, hohe Leidenschaft, mächtige Imagination eine heimatliche Stätte fanden, und zu schöner Blüte gediehen, und in welcher sie sich wol befand. Sie vergaß, daß freilich kein großer Schwung dazu gehört, um sich in den engen Verhältnissen des Alltaglebens beengt zu fühlen, doch ein sehr großer, um sich über sie zu erheben, und sie nicht sowol zu verschmähen, als sie nach ihrem Werth zu schätzen, der häufig im Schein besteht. Ihre Seele war wie ein Schiff, das mit fliegenden Segeln über den Ozean zieht, und sich zu jedem Kampf fertig gemacht hat, zu Stürmen, Ungewittern,

Klippen, Irrfahrten — doch nicht um im Hafen vor Anker zu liegen. Die Meisten wollen aber nur unter der Bedingung ins Meer hinaus, daß sie bald einen Hafen erreichen und friedlich darin ankern dürfen. Das wollte Ulrich, aber es schien, als verstehe er ihn nicht zu finden. Ilda hatte zu viel Erfahrung des Lebens, um nicht für ernste Schicksale trauernde Sympathie zu fühlen, und die feine, durchdringende Glut ihrer Empfindung hauchte ihr Melancholien ein, wie einer aus himmlischen Reichen verbannten Königin. Diese Trauer verstand Ulrich um so besser, da Ilda nie eine persönliche Klage hineinmischte. Aber grade deshalb ging sie nicht unter in bodenloser Schwermuth, sondern sie erholte sich davon, indem sie über die Kleinlichkeiten und Absurditäten des Lebens lachte und spottete — ohne Bitterkeit, aber mit einer so ungewöhnlichen Freiheit, daß Ulrich oft davon verletzt wurde und sich an dieser knabenhaften Lustigkeit ärgerte. Dann fand er, wie Arwed, Confusion in diesem Charakter, doch nicht die bezaubernde, von der jener gesprochen, sondern eine abstoßende. Ildas Seelentemperatur war ihm nicht gleichmäßig genug. Doch, wie sie war, so schützte sie ihn vor dem letzten Grad des Lebensüberdrusses, weil er bei ihr die Rastlosigkeit, die Unerschöpflichkeit des Lebens sah; und so verging der Winter, wenigstens der, der im Kalender so heißt.

Als Ulrich eines Abends zur gewohnten Stunde in Ildas Zimmer trat, fand er sie höchst erfreut bei einem Brief von Mario Mengen, mit dem sie sehr liirt war. Sie rief Ulrich entgegen:

„Sie müssen mir die Erfüllung meiner Bitte versprechen, Graf, so schwer sie Ihnen werden mag! aber ich bestehe dar=

auf: Sie müssen mich im Lauf des Sommers in Ruhenthal besuchen, denn Mengen wird zu mir kommen."

„Und warum sollte mir das schwer werden?" fragte Ulrich.

Sie sah ihn an, halb neckend, halb ernst, und erwiderte: „Weil Mengen Ihnen ein ewiger Vorwurf ist."

„Mir? rief Ulrich ganz erstaunt. Ich habe Mengen seit Jahren nicht gesehen, kaum von ihm gehört, aber wir waren die besten Freunde, ich nehme herzlich Theil an ihm und freue mich nun doppelt auf Ruhenthal."

„Ich meinte nur, sagte Ilda, daß Mengen wie er ist, ein Vorwurf für Sie sein muß — weil Sie nicht so sind."

Ulrich zuckte die Achseln und sagte lächelnd: „Bedauern Sie meine klägliche Organisation, aber machen Sie mir kein Verbrechen daraus. Mengen ist reicher und stärker begabt, ich weiß es, ich gönn' es ihm, ich mögte auch so sein — und ich bin es nicht, weil die Natur mir karg gewesen."

„Mit nichten! rief Ilda. Mengen hat einen einzigen, unleugbaren Vorzug vor Ihnen; aber einen Vorzug, der das Eigenthum aller Männer sein sollte. Er ist vielleicht nicht klüger, nicht besser, nicht geschickter, noch tüchtiger — jedoch er ist ganz gewiß tapferer, als irgend ein Mann, den ich je gekannt."

Ulrich lachte und sagte: „Tapfer? — welcher Ritter= und Heldenthaten sind Sie Zeuge gewesen?"

Ilda machte mit lebhafter Ungeduld das italienische Zeichen der Verneinung: sie warf den Kopf ein wenig zurück und bewegte den Zeigefinger hin und her, während Ulrich sprach; dann erwiderte sie:

„Mario Mengen ist moralisch tapfer; tapfer trägt er herben Schmerz, und — was noch weit mehr ist — tapfer hat er einst sein Glück angenommen.“

„In der Person einer schönen, geliebten und liebenswürdigen Frau! warf Ulrich ein; wo ist da der hohe Muth?“

„Mein guter Graf Erberg, sagte Ilda, glauben Sie mir: von tausend Männern hätten tausend Faustine geliebt, und neunhundert neunundneunzig nicht den Schritt gethan, den Mario that — nämlich sie geheirathet.“

„Man kann nicht wissen, sagte Ulrich, ob er sich nicht als Mann von Ehre dazu verpflichtet fühlte.“

Ilda lachte hell auf und entgegnete: „Ich hab' immer behauptet, daß die Männer unbegreiflich schwerfällige Creaturen sind, besonders so ein Mann von Ehre, in der Beziehung, wie Sie es verstehen. Nicht wahr, wenn der fromme Aeneas, nach dem vierten Buch der Aeneide, der Dido pflichtschuldigst seine Hand geboten und sie zur Königin von Latium gemacht hätte, so wär' er ein Mann von Ehre gewesen.... der arme fromme Held!“

„Gnädige Gräfin, sagte Ulrich, es ist mir nicht möglich auf Ihre Hilarität einzugehen, weil ich wirklich deren Grund nicht einsehe. Warum verspotten Sie den Mann, der seine Pflicht erfüllt?“

„Ich verspotte den Mann, der auf das Buchstabengesetz wartet, um seine Pflicht zu erfüllen — wie die Welt es nennt! antwortete Ilda mit plötzlichem eisernem Ernst. O Ihr Männer! werdet Ihr denn nie begreifen, daß die Zerrüttungen, Schwankungen und vernichtenden Kämpfe einer Frauenseele doch wenigstens dieselben Rücksichten von Euch erheischen, als ihre Reue und Schwäche? Seid Ihr zu plump und be-

schränkt, um das zu fassen, oder wollt Ihr's nicht fassen?... Genug, Ihr kokettirt mit den Frauen, Ihr schleicht Euch in ihr Herz, Ihr gewinnt und fesselt sie, sie lieben Euch — und dann wird Euch angst und bange, dann fallt Ihr in zarte Bedenklichkeiten, dann will der Eine nicht den Frieden der Ehe stören, und der Andre nicht einen widerlichen éclat veranlassen! dann hat dieser kein Vermögen, jener keinen Rang der Geliebten anzubieten! dann fragt Ihr Euch als Männer von Ehre, ob Euer Gewissen rein ist! und Euer derbes, kernhaftes Gewissen, das nur ein plumpes, handgreifliches Vergehen für ein solches erkennt, giebt Euch das beste Zeugniß. Dann seid Ihr beruhigt, und fühlt obenein die unglaubliche Satisfaktion, geliebt worden zu sein, lockender Versuchung widerstanden zu haben, und endlich heroische Verzichtleistung an den Tag zu legen."

Ulrich war ganz betäubt von diesem Ausbruch. Verwundert, fast erschreckt durch die brausende Lebhaftigkeit, mit der sie sprach, fühlte er instinktmäßig, daß sie einen Abschnitt ihres Lebens berühre. Er antwortete nichts; aber sein trauriger Blick legte sich noch sanfter als sonst, mit Rührung und beinah väterlichem Mitleid auf diese glut- und glanzvolle Erscheinung, die plötzlich vor ihm stand, wie ein Gemälde, dessen verhüllenden Vorhang man fortgezogen hat. Doch ebenso schnell rauschte der Vorhang wieder zusammen, und Ilda fuhr fort, mit plötzlicher Rückkehr zu ihrem Gegenstande:

„Mario dachte anders; er besann sich nicht, zauderte nicht. Keine Frau auf der Welt gab weniger Bürgschaft dauernden Glückes als Faustine; dennoch ließ er nicht von ihr! er meinte: weil sie sich liebten, müßten sie ein Schicksal haben."

„Und sie?“ fragte Ulrich gespannt.

„O sie! ohne Gleichen an Geist, Grazie und Phantasie, sie, eine Incarnation des Genies, sie erlag dem Leben, und zwar dem Glück. Sie war zu schwach, um in der Windstille des Glücks ihre Flügel zu brauchen, sie flog nur im Sturm, weil der sie trug. Ich sagte zu Mario, er müsse ihr das Leben schwer machen, ihre Eifersucht wecken, zu einem Kampf sie veranlassen; er versuchte, doch nicht ernstlich, ihr mit Widerspruch zu begegnen; er liebte sie ohne Maß und sie nahm sein letztes Opfer an. Nun ist sie todt — und Gott allein weiß, nach welcher langen, einsamen, untröstlichen Agonie. So ist der Mensch, mein guter Graf: das Glück macht ihn matt und das Leid reibt ihn auf; nur im Wechsel zwischen Beiden lebt er, rundet und füllt er seine Existenz. Gäb' es kein Leid, so würd' uns das Leben nüchtern und fade werden, wie eine Speise ohne Salz“ .... —

„Aber zu viel dieses Salzes verbittert es, rief Ulrich, und macht es so unschmackhaft, daß wir die Lippen dagegen zusammen pressen! Sehen Sie, das ist so traurig im Leben: der Eine ist im Stande mehr Schmerz zu ertragen, und der Andre mehr Glück — und grade umgekehrt wird es vertheilt.“

„Ja, sagte Ilda, die Gaben und Fähigkeiten, welche wir nicht von der Natur empfingen, sucht das Schicksal in uns auszubilden.“

„Umsonst, Gräfin, ganz umsonst!“

„Das behaupten wir, so lange wir mühsam gegen den Strom schwimmen! die Anstrengung macht uns so müde und lahm, daß wir meinen, wir gehen dadurch zu Grunde. Haben

wir aber das Ufer gewonnen, so kommen wir uns weniger miserabel vor, und fassen Zuversicht zu unsrer Kraft."

„Wir erreichen nicht das Ufer!" sagte Ulrich melancholisch, und ließ den Kopf mit einem grenzenlosen Ausdruck von Erschöpfung in die Hand sinken.

„Nein, nicht immer, sagte Ilda, aber eine grüne Insel oder eine stille Klippe, wo wir ausruhen — oder einen Nachen, der uns weiter führt — erreichen wir immer."

„Sie sind stark!" rief Ulrich bewundernd.

„Bah! erwiderte sie lachend, große Menschen sind stark; ich bin nur zäh."

„Würden Sie je, wie Faustine, eine Zuflucht im Kloster suchen?" fragte er.

„Protestanten haben keine Klöster, entgegnete sie, und ich glaube nicht, daß ein katholisches Kloster meinen Ansprüchen genügen würde. Beichtväter und ascetische Uebungen beschwichtigen meine Seele nicht, und aus einem Gebetbuch verstehe ich nicht zu beten. Disciplin ist gewiß sehr heilsam für den Geist, denn man kann mit der Intelligenz Schwelgerei und Mißbrauch treiben, wie mit der Sinnlichkeit; nur muß man selbst zu dieser Erkenntniß gekommen sein. Wird uns die Grenze gesteckt, bevor wir ihre Nothwendigkeit eingesehen, so haben wir beständig Lust sie zu überschreiten. Dennoch mein' ich oft, Klöster seien ein Bedürfniß unsrer überreizten Zeit. Wie selten ist der Selbstmord in Italien, wie häufig bei uns! in mittelalterlichen Zeiten kannte man ihn kaum; die müden, schwachen, kranken Herzen flüchteten sich ins Kloster. Man könnte vielleicht die Herrnhuter-Gemeinden protestantische Klöster nennen, still, andächtig, thätig, arbeitsam — und einseitig. Sie würden mich ebenfalls nie befriedigen, um

so mehr, da Männer sie dirigiren. Lächeln Sie nicht, Graf! in der Welt, in der Gesellschaft mögen sie die Herren sein, Kanzel und Katheder besetzen, Recht und Urtheil sprechen, denn sie sind dafür erzogen und gebildet, und die meisten Frauen danken dem Himmel, wenn sie von den Männern eine fix und fertige Ansicht und Meinung empfangen, die sie der Mühe des Nachdenkens überhebt, und befinden sich trefflich dabei. Fern von mir, diese Herrschaft anzutasten! Kommt es aber darauf an, dem Bedürfniß einiger weniger Frauen, außerhalb des gewöhnlichen Lebenskreises zu entsprechen — ja, dann wissen die Männer nicht mehr aus und ein, denn sie fußen auf ihre Theorien, ihre Systeme, ihre Schulweisheit, und die Intelligenz einer Frau, wenn sie entwickelt ist, ist viel zu fein, viel zu durchdringend mögt' ich sagen, um sich von diesem plumpen Netz einfangen, oder sich, wie ein Schmetterling, von dieser spitzen Nadel am harten Brett festnageln zu lassen. Ein Kloster, wie ich dessen Ideal in mir trage, müßte von einer Heloïse gestiftet werden — von der größten Frau, die jemals gelebt hat — und ich bitte wegen dieser Behauptung alle Heroïnen der Vorzeit, alle Königinnen der Welt, und alle Schriftstellerinnen und Künstlerinnen unsrer Tage um Verzeihung, ohne zu widerrufen! — Heloïse hatte den Geist eines bevorzugten Menschen, die tiefe, ernste, umfassende Bildung eines tüchtigen Mannes, und die himmlisch liebende, demüthige, opferbereite Seele eines edlen Weibes. Ich weiß wol, daß ich Johannes Müller dadurch parodire, aber ich sage doch: Heloïse ist einzig in der Historie! — Daher wird auch unsre unenergische Zeit keine zweite erzeugen, ich werde nie in ein Kloster gehen, und Sie müssen mir meine Rhapsodien zu gut halten."

—

Das that Ulrich sehr gern; er hörte darauf, wie Kinder auf Feenmärchen: er fand sie unanwendbar für das wirkliche Leben, aber die poetische Saite in ihm anschlagend, die Jeder im Stillen hat und mit Wolbehagen klingen hört.

„Was hält Sie ab, mit mir zugleich nach Ruhenthal zu kommen?“ fragte Ilda endlich mit raschem Entschluß, nachdem sie noch viel von Mario erzählt.

„Nichts,“ entgegnete Ulrich gleichmüthig.

Ilda schlug freudig die Hände zusammen; sie dachte, sobald Ulrich nur fern von Stockholm und eine Zeitlang in ihrer und Marios Gesellschaft lebe, so müsse er zur Besinnung kommen und zu seiner Frau zurückkehren. Sie rief:

„O, dann nehme ich Sie gewiß mit mir.“

„Nehmen Sie Sich in Acht, entgegnete Ulrich, Sie bürden Sich Schweres mit meiner Gesellschaft auf: ich werde Sie langweilen.“

„Das thut nichts!“ sagte sie gutmüthig. Und Beide lachten über diese unwillkürliche Aufrichtigkeit.

„Wann werden Sie abreisen?“ fragte Ulrich.

„Ich denke Anfang Junius, erwiderte sie; Arwed wird vermuthlich bis dahin heirathen, und ich soll dabei sein, wie bei einem extraordinären Vergnügen. Weil er's dafür hält, thue ich ihm den Gefallen.“

„Und gehen Sie später nach Rom zurück?“

„Ja, zum Herbst! ich habe mich mit Rom zu sehr verwöhnt um nicht jeden andern Aufenthalt insipid zu finden. Rom ist seit drittehalb Jahrtausenden die Axe, um welche sich die Weltgeschichte dreht; dagegen ist jede Stätte erinnerungs- und gedankenleer.“

„Und wie wär' es, wenn ich mit Ihnen nach Rom ginge?“

„Auf keinen Fall! rief Ilda; denn Sie haben andre Interessen als ich. Doch kommen Sie nur vor der Hand mit mir nach Ruhenthal. Später ... findet und ändert sich wol Manches."

Ulrich hatte wirklich die Absicht, Stockholm zu verlassen, das ihm mehr als gleichgültig war. Vielleicht hätte er ohne Ildas Auffoderung, doch nicht so bald den Entschluß gefaßt. Nach einigen Tagen ging er zu Alantha um ihn ihr mitzutheilen. Es war früh am Morgen, und Alantha allein. Sie hielt einen Handschuh, an dem sie ungeduldig zupfte, und rief Ulrich zu:

„Ist es Mode bei den Frauen vom **bon genre**, daß sie den Ruf ihrer etwaigen Schönheit durch Kleidungsstücke, die sie den Offizieren anvertrauen, verbreiten?"

„Wenn Du eine Antwort von mir begehrst, so mußt Du einfacher sprechen, liebe Alantha," entgegnete Ulrich.

Sie gab ihm den Handschuh und fragte: „Wem gehört der?"

Ulrich betrachtete ihn, gab ihn zurück und sagte: „Das weiß ich nicht! es ist ein ganz gewöhnlicher Handschuh, der jeder Frau gehören kann."

„Wirklich? ganz gewöhnlich? finden Sie ihn nicht sehr klein, Herr Graf?"

„Er ist allerdings klein ... aber um Gottes willen, was kümmert mich ein kleiner Handschuh!"

„Er gehört doch der Gräfin Schönholm und sollte Sie deshalb interessiren — obzwar sie ihn einem Offizier geschenkt hat, unter dem Vorwand, er solle ihr nach diesem Maß Handschuhe kaufen."

Halb lachend, halb ärgerlich antwortete Ulrich: „Diese Geschichte muß ich dahin berichtigen, daß die Gräfin Schönholm vorgestern Abend ihrem Vetter einen Handschuh gab, mit der Bitte, ihr danach ein Dutzend auszusuchen, da sie die hiesigen Magazine nicht kennt. Er hat vermuthlich den Probehandschuh verloren, oder man hat ihn genommen, und ich werde ihn der Gräfin zurückbringen.“ Er nahm den Handschuh und steckte ihn in die Brusttasche.

„Ah, Du willst ihn behalten!“ rief Alantha.

„Ich habe andre Erinnerungen an die Gräfin Schönholm als diesen Handschuh, und brauche gar keinen, da ich.... entschlossen bin — Stockholm zu verlassen.“

„Mit ihr?“ fragte Alantha blaß und zitternd.

„Nicht wegen ihr!“ antwortete Ulrich, den Alanthas Heftigkeit beängstigte.

„Mit ihr, Ulrich? mit ihr?“ fragte Alantha ununterbrochen.

„Ja,“ sagte er entschlossen.

„Siehst Du, das ist nicht möglich! allein — ja! mit ihr.... das kann und kann nicht sein!“

„Ich begleite sie, Alantha, ich schließe mich ihr an. Kannst Du denn keinen Unterschied dazwischen, und zwischen einer Fessel der Liebe machen?“

„Nein! wer einer Frau folgt, liebt sie oder mögte sie lieben.“

Ulrich zuckte die Achseln und schwieg.

„O Du vertheidigst Dich nicht?“ rief Alantha.

„Falsche Beschuldigung verdient es nicht,“ sagte er kalt.

„Bleibe! o bleibe! sagte Alantha, plötzlich zur sanftesten Bitte übergehend. Verlaß mich nicht wegen dieser Frau.

Sie liebt Dich nicht! was willst Du bei einer Frau, die Dich nicht liebt? Möge sie reisen! wenn sie fort sein wird, wenn Du ihren Umgang aufgeben mußt, wirst Du zu mir zurückkehren .... mit vollerem Herzen, anders als in dieser letzten, traurigen Zeit!"

Sie umschlang ihn mit zärtlicher Heftigkeit, und ihr Blick bat noch beweglicher als ihre Worte. Ulrich antwortete traurig:

„Alantha, erlaß mir Erklärungen, die uns Beiden weh thun würden, und glaube mir, daß ich auch in Zukunft nicht anders sein könnte als jezt — möge die Gräfin Schönholm hier oder in Rom sein, denn sie mag Einfluß auf meine Stimmung, doch nicht auf mein Herz haben. Ich muß fort, Alantha, durchaus. Luft und Klima sind mir schädlich. Diese beiden rauhen Winter haben meine Gesundheit fürchterlich angegriffen" .... —

„Das sagtest Du nicht vom ersten Winter! das fandest Du nicht vor einem Jahr!" unterbrach sie ihn, aber immer ganz sanft.

„Doch, Alantha! schon vor einem Jahr! schon damals wollt' ich abreisen, Deine Bitte hielt mich zurück, ich blieb .... weder zu Deinem, noch meinem Glück. Das mußt Du fühlen."

„O, rief sie lebhaft, sogar wenn Du mich nicht liebst, ist es mir eine unsägliche Befriedigung, Dich in meiner Nähe zu wissen."

„Wär' ich bedeutender als ich bin, erwiderte Ulrich lächelnd, so würd' ich sagen: das ist Eitelkeit von Dir! jezt sag' ich: es ist Caprice. Du willst nicht von der Gewohnheit lassen, und bist doch im Herzensgrunde ihrer überdrüßig ....

wie das auch gar nicht anders sein kann. Jede Frau muß die Geduld verlieren, mit einem so mausſaden Mann wie ich bin . . . . und deshalb" . . . . —

„Verläßt Du mich wegen einer andern Frau!" sagte sie schmerzlich.

„Mein Gott! rief er, was soll ich thun, um Dich vom Gegentheil zu überzeugen?"

„Nicht mit ihr gehen, und hier bleiben! wenigstens so lange, wie ich hier bin. Am ersten Julius reis' ich ab nach Petersburg. Bleibe bis dahin. Drei bis vier Wochen ohne die Gräfin Schönholm hier zu sein — ist Dir denn das unmöglich?"

„Ich habe ihr mein Wort gegeben — ich finde einen meiner ältesten, liebsten Freunde bei ihr — dann muß ich nach Carlsbad! frage meinen Arzt, wenn Du mir nicht glaubst."

„O ich glaube Dir! rief Alantha in Thränen, glaube, daß Du Freund, Arzt, Zerstreuung, Reise, und was weiß ich, gebrauchst, weil ich Dir ganz, ganz gleichgültig worden bin, und Dir nicht das Geringste von dem Allen ersetzen kann."

„Hätte ich diese Szene geahnt, so wär' ich gereis't, ohne es Dir zu sagen" . . . . —

„Entflohen? aus feiger Furcht vor Schmerz und Klage? o pfui!" rief sie.

„Das dacht' auch ich, entgegnete er; ich mogte nicht heimlich gehen. Darum erbarme Dich, und laß mich fort und weine nicht! Wie Frauen kein Blut — so kann ich keine Thränen fließen sehen! sie machen mich schwach und ohnmächtig. Du weißt es, Alantha! mißbrauche nicht diese Gewalt."

„Mißbrauchen! rief sie, aber meinst Du denn, daß ich zum Scherz weine? ich weine, weil ich trostlos bin, weil ich umsonst gezürnt und gefleht habe, weil es mir tödtlich ist, von Dir verstoßen zu werden, weil ich eben elend bin! ist das ein Mißbrauch der Thränen!"

Sie ging nach dem andern Ende des Zimmers, setzte sich auf ein niedriges Sopha, schlang ihre gefalteten Hände um ihre Knie, und weinte wie eine Magdalene von Correggio, verführerisch inbrünstig. Ulrich betrachtete sie.

„Hör' auf zu weinen, Alantha! sprach er nach einer Weile sehr finster; ich werde bleiben bis zu Deiner Abreise!"

„Er bleibt!" jauchzte sie, und war mit einem Sprung an seiner Seite.

Ulrich war beschämt, sein Wort an Ilda zurücknehmen zu müssen. Sie betrachtete ihre gemeinsame Reise wie eine abgemachte Sache und sprach nicht mehr mit ihm darüber; aber sie hatte es dem General und seinem Sohn erzählt. Arwed sagte ihr darauf eines Tages, er wisse, daß Graf Erberg sie nicht nach Ruhenthal begleiten werde; Alantha habe einem seiner Freunde mit triumphirender Bestimmtheit gesagt, Erberg bliebe in Stockholm.

„Ist denn eine solche Schwäche möglich!" sagte Ilda ganz erstaunt.

„Ist eine solche Herrschaft möglich? frage ich mit einiger Beängstigung, sagte Arwed; denn ich soll binnen acht Tagen dem Absolutismus einer Frau verfallen."

„Sie lieben — das macht einen großen Unterschied! rief Ilda. Ihr Herz ist gefesselt, und das unterjocht Sie. Aber nicht gefesselt und dennoch unterjocht zu sein — ist schmachvoll! und Erberg ist nicht durch Liebe festgehalten! Das wäre doch

eine Art von Entschuldigung! — Uebrigens hat er mir noch nichts von seinem veränderten Plan gesagt, und Sie glauben vielleicht voreilig ein voreiliges Geschwätz."

Aber es bestätigte sich. Ulrich mußte sich doch endlich entschließen ihr zu sagen, er werde erst drei Wochen später in Ruhenthal eintreffen.

„Ich war auf diese Veränderung vorbereitet, entgegnete Ida, und ich gestehe Ihnen, daß sie mir meinetwegen etwas — Ihretwegen sehr leid thut, und daß ich jezt überhaupt nicht mehr auf Ihren Besuch in Ruhenthal rechne."

„Soll das heißen ich dürfe nicht kommen?" fragte er.

„O nein! aber Sie werden nicht kommen," erwiderte sie, und sprach von andern Dingen.

Sie hatte die Absicht ihres Aufenthalts in Stockholm erreicht. Ihre Geschäfte waren nach ihrem Wunsch geordnet, Arwed verheirathete sich. Sie reis'te ab nach Ruhenthal, wo sie in drei Jahren nicht gewesen war, und wo sie nur herbe Erinnerungen und das Grab ihrer Mutter fand. Beim Abschied von Ulrich gab sie ihm traurig die Hand und sagte:

„Man hat mich zuweilen überreden wollen, die Freundschaft könne etwas für den Menschen thun! ich hab' es nie geglaubt! und hätte ich, so wär' ich durch die Begegnung mit Ihnen enttäuscht. Gott schicke Ihnen eine große herzstärkende Liebe; die kann Ihnen helfen — sonst nichts."

Der General, Arwed und Ulrich sahen ihrem fortrollenden Wagen nach, und allen Dreien war zu Muthe, als erlitten sie einen großen Verlust.

Alantha triumphirte. Wollte sie ihm ihre Herrschaft recht fühlbar machen — oder glaubte sie ihn wieder fester an sich ketten zu können: genug, er brachte wieder seine Tage bei

ihr zu; doch gleichgültig und untheilnehmend wie Jemand, der nichts mit sich und seiner Zeit anzufangen weiß, und sie deshalb einem andern zur Disposition überläßt.

Die Gräfin Schönholm war acht Tage fort. Ulrich befand sich bei Alantha, und sie sang ihm äußerst graziös verschiedene Volkslieder vor, schwedische, deutsche, italienische, spanische — im Charakter und in der Sprache jedes Volks. Da brachte Ulrichs Diener ihm einen Brief, dessen Besorgung ihm dringend schien, weil darauf recommandirt stand. Ulrich nahm ihn gleichgültig, die Hand war ihm nicht recht bekannt; es war eine Frauenhand, doch weder Idas, noch Unicas, noch Margaritas. Der Poststempel war verwischt, das Siegel eine Sphynx. Er drehte den Brief hin und her, nach Art der Männer, die immer errathen wollen, von wem er sei, was darin stehen könne. Das wird keine Frau thun, sondern das Natürlichste: den Brief rasch erbrechen. Alantha rief auch schon ganz ungeduldig und in ängstlicher Spannung:

„Mach' ein Ende! ich beschwöre Dich! von wem ist der Brief? Kannst Du — wirst Du mir es sagen? — Ah!" schrie sie plötzlich und fiel auf die Knie, denn Ulrich veränderte sich dermaßen, während er den Brief las, daß sie ihn kaum erkannte. Schmerz, Wonne und Entsetzen wechselten blitzschnell in seinem Antlitz. Dann hielt er seinen Kopf mit beiden Händen, doch ohne den Brief fallen zu lassen, sprang dann auf, gab Alantha die Hand und sagte:

„Lebe wol!"

„Nein! rief sie, immer am Boden knieend und sich fest an seine Hand hängend, nein, ich lasse Dich nicht fort, Du mußt noch bleiben."

„Ich? bleiben? hier bei Dir? und der Himmel thut sich mir auf! Leb' wol!" rief er, und streifte ihre umklammernden Hände von sich ab, wie ein Löwe Vogelschlingen.

„Wohin gehst Du?" schrie sie in Verzweiflung.

„Zu ihr!" rief Ulrich und die Thür fiel hinter ihm zu.

Nach zwei Stunden saß er im Wagen, fuhr, ohn' einen Moment auszuruhen, die 60 Meilen bis Ystadt, und langte dort grade zur Abfahrt des Dampfbootes an. Auf dem Meer fühlte er sich wie erlös't! Sonne und Himmel kamen ihm verjüngt und erfrischt vor, die Wellen tanzten freudig, die Welt glänzte und funkelte ihn an — er zog dem Glück entgegen! er war so selig, daß er schlafen konnte, traumlos schlafen, wie ein glückliches, von seinen Puppenherrlichkeiten ermüdetes Kind. Dann schrieb er an Ilda:

„Prophetin! wie wissen Sie denn die Schicksale? mir ist „geholfen. Ich bin erlös't, befreit, gerettet — wie durch ein „Wunder! aber durch kein Wunder, nur durch die Inspira„tion einer sublimen Seele. Leben Sie wol. Verlassen Sie „Unica nicht. An Mario meinen Gruß. Erberg."

Er betrat nur den deutschen Boden um seine Courierreise fortzusetzen.

Am Genfer See.

Auf der Terrasse der Kirche von St. Martin, oberhalb Vevay, hat man eine der schönsten Ansichten vom schönen Leman; ein Bild, welches der Jura im Westen und die Gebirge des Wallis im Osten einnehmen, während der See mit seinen üppigen Weingeländen, seinen Städtchen, Dörfern und Schlössern, seinen Gärten und Kastanienwäldern, den Mittelpunkt des Gemäldes bildet. Er ist ganz wie ein Diamant, den buntfarbige Edelsteine umgeben! Besonders gegen Abend, wenn sich die Sonne dem Jura zuneigt, um allmälig hinter ihm zu versinken, im wechselnden Farbenspiel des Sonnenuntergangs macht er diesen Eindruck.

Es war zu dieser Stunde, in den ersten Tagen des Mai, als Margarita von einem längern Spaziergang heimkehrte und auf der Terrasse von St. Martin den Sonnenuntergang abwarten wollte. Sie setzte sich auf eine der Bänke unter den Bäumen, und versank in Anschauung — aber in die, welche uns mehr zeigt als ein liebliches Naturschauspiel! — Manche Augen betrachten die Natur wie eine gelungene Theaterdekoration, die sie nicht sowol bewundern als applaudiren. Andre betrachten sie gleichsam mit einem Malerauge, schwelgen in Farben und Nüancen, in Gruppirung und Lichteffekt; sie bewundern ihre technische Schönheit. Noch Andre endlich —

und die haben es am Besten! — nehmen nicht blos den malerischen Reiz mit dem Auge auf, sondern lassen die Natur, wie den Blick eines Freundes, in das Allerheiligste der Seele dringen, lassen sich durch ihren Frieden beruhigen, durch ihre Majestät erheben, durch ihre Unwandelbarkeit stärken, durch ihre Anmuth erfreuen, sind ihr zugänglich in Lust und Leid, in Jubel und Thränen, und — wenn auch ihr Auge in Momenten des Trübsinns und der Verzagtheit stumpf ist für jede künstlerische Schönheit — so ist es ihre Seele doch nie für den Gottesgedanken, dessen Offenbarung die ganze Schöpfung ist, das kleine Herz, und die große Welt.

Und Margarita hatte die Seele dafür. Seit zwei Jahren hatte sich nichts in ihrem Schicksal noch in ihrem Herzen geändert: dort dieselbe Stille und Abgeschiedenheit; hier dieselbe Liebe und Zuversicht.

Es war einsam auf der Terrasse von St. Martin. Tony trieb ungestört und Niemand störend ihren Tonnenreif mit großer Geschicklichkeit von einem Ende zum andern. Sie war im achten Jahr, groß, frisch und munter, wie Margarita es nie gehoft, uneingeschüchtert und lustig, ganz anders, als in Ambrach, wo der Vater sie ängstigte und die Großmutter sie zankte. Allein des Kindes wegen wäre Margarita schon froh ihrer Freiheit gewesen, wenn sie nicht auch für sich selbst mit jedem Tage mehr das Glück der Unabhängigkeit, der selbständigen Entwickelung schätzen gelernt hätte.

Endlich kam eine Gesellschaft den Weg von der Stadt herauf. Eine Frau ritt auf einem Esel, eine andre ging nebenher, ein Knabe mit einem Hunde sprang voran, und ein Diener beschloß den Zug mit dem Eselstreiber. Am Fuß der Terrasse verließ die Dame den Esel, stützte sich auf den Arm

ihrer Begleiterin, und stieg mühsam die wenigen Stufen hinauf. Plötzlich, auf der vorletzten, blieb sie stehen, aber nicht, um Athem zu schöpfen, sondern um Tony anzusehen, die neugierig, oben an der Treppe stehend, den fremden Knaben betrachtete. Er sprang an ihr vorüber, aber die Dame sagte zu ihr:

„Meine süße, kleine Margarita, wie kommst denn Du hieher?“

„Mit meiner Mutter, antwortete Tony, aber Margarita heiß' ich nicht.“

„Und wie heißt Du denn, mein Engel?“ fragte die Fremde, und setzte sich todmüde auf die letzte Stufe, während sie die Hand der Kleinen nahm.

„Ich heiße Tony Thierstein — und da sitzt meine Mutter!“ rief sie.

„Da sitzt Deine Mutter!“ wiederholte die Fremde, und drückte mit einer unbeschreiblichen Bewegung beide Hände auf die Brust. Aber Kinder sind gute Dolmetscher der Gefühle, weil sie sich noch nicht gewöhnt haben, sie durch Nachdenken abzuschwächen. Tony lief zu Margarita und sagte:

„Da ist eine fremde, kranke Dame — die freut sich sehr, daß Du hier bist.“

„Eine Kranke?“ fragte Margarita theilnehmend, und stand auf, um ihr entgegen zu gehen, obgleich sie nicht ahnte, wer es sein könne.

Die Fremde hatte sich aufgerafft; aber aus Schwäche oder innerer Bewegung konnte sie nicht gehen; sie lehnte sich an einen Baum und ließ Margarita über die ganze Terrasse daherkommen, und als sie drei Schritt von ihr war, sagte sie:

„Ich bin Melusine!“

Mit einem Schrei des Entzückens warf sich Margarita in die ausgebreiteten Arme der Schwester; aber diese Arme glitten steif und kalt herab, die Augen schlossen sich, und die Begleiterin sagte ängstlich zu Margarita:

„Ach, die gnädige Frau ist tödtlich krank, und jede solche Ohnmacht kann ihr letzter Augenblick sein!“

„Herr und Gott! rief Margarita zum Himmel auf, Du hast sie mir wiedergeschenkt.... nun laß sie mir!“

Sie legten Melusine auf eine Bank, Margarita hielt ihren Kopf an ihrer Brust, und während die Kammerfrau die Schläfen mit starker Essenz einrieb, hatte sie Zeit die Schwester zu betrachten, die in ihrer Erinnerung als ein liebliches achtzehnjähriges Mädchen lebte. Aber freilich — siebzehn Jahr waren seitdem verflossen, und hatten nur noch den Schatten, oder buchstäblicher: nur das Skelett jener prächtig schönen Melusine übrig gelassen. Sie war so mager, daß die Haut auf ihren Knochen klebte, wie bei einem arabischen Pferde auf den Sehnen und Muskeln. Die Farbe von Stirn und Wangen war krankhaft weiß, um Mund und Schläfen bläulich, um die tiefeingefallnen Augen violett. Durch ihr schönes, hellbraunes Haar zogen sich lange Silberstreifen. Sie war eine Greisin! aber die Spuren tiefen Grams und heißer Seelenschmerzen, wie von einem glühenden Eisen um den Mund und zwischen den Augen eingebrannt — zeigten, daß nicht der nahe Tod, sondern das Leben sie zur Greisin gemacht.

„Sieht sie immer so elend aus?“ fragte Margarita zitternd und leise weinend die Kammerfrau.

„Immer! und von Tag zu Tage wird sie schwächer!“ war die Antwort.

Da kam der Knabe gelaufen, warf einen stolzen, fragenden Blick auf Margarita, schob sie fort, als habe sie kein Recht auf seine Mutter, unterstützte deren Haupt, und flüsterte ihr tausend Liebesnamen ins Ohr.

Melusine kam zu sich, richtete sich auf, streckte ihre gefalteten Hände gegen Margarita aus und sagte:

„Bleibe bei mir! sieh, ich sterbe bald.... sonst würd' ich Dich nicht darum bitten, aber ich sterbe gewiß bald“....—

„O schweig!“ rief Margarita, und stürzte in Thränen ausbrechend zu Melusinens Füßen nieder.

„Mama!“ sagte der Knabe fast drohend, und zwei dicke Thränen hingen an seinen langen, schwarzen Wimpern.

„Nein, mein Hulderich! ich sterbe nicht — nicht für Dich!“ sagte Melusine mit süßer, schmeichlerischer Stimme, mit so melodischer Inflexion, daß Margarita meinte, ihre Schwester müsse achtzehn Jahr alt und blühend von Liebe und Schönheit sein.

„Die Sonne geht gleich unter, Mama, wir müssen nach Hause gehen,“ sagte Hulderich, und die Kammerfrau ermahnte auch zur Heimkehr.

„Ich bleibe immer bei Dir,“ sprach Margarita, und gab ihrer Schwester den Arm.

„Aber wo ist denn der süße, blondlockige Engel, der Dich zu mir geführt?“ fragte Melusine. Und Tony schmiegte sanft und zärtlich ihr liebliches Köpfchen an die Schulter der Frau, die ihre Mutter liebte.

„Wer ist das kleine Mädchen?“ fragte Hulderich vornehm.

„Deine Cousine, die Tochter meiner Schwester," antwortete Melusine auf Margarita zeigend.

Da küßte Hulderich seiner Tante die Hand, und bot die Seine an Tony, ruhig, freundlich, wie ein Mann, der die Verhältnisse kennt und übersieht. Er war acht Jahr alt.

„Das ist ein königlicher Knabe!" rief Margarita.

„Er ist auch mein König" entgegnete Melusine; und das war wirklich so. Er beherrschte sie, doch nicht wie ein verzogenes Kind, sondern wie ein Mann.

Melusine bestand darauf, Margarita die Nacht im Gasthof bei sich zu behalten. Sie sagte:

„Wer weiß, ob die Abspannung, welche auf eine so unerhörte Freude folgen muß, nicht mein Tod — und diese Nacht meine letzte sein wird."

Margarita blieb; sie mußte ihrer Schwester ihr ganzes Leben, ihre Kindheit, ihre Jugend und ihre letzten Schicksale erzählen — Alles! sie that es offenherzig und unbefangen. Sie verschwieg nichts, nicht den kühlen Winter ihrer Ehe, nicht den kurzen Frühling ihrer Liebe; nicht ihre Kämpfe, nicht ihre Sehnsucht. Als sie Ulrich nannte, blickte Melusine lächelnd zum Himmel empor; aber sie sagte nichts über ihn. Gegen Mitternacht legte sie sich zu Bett, und schlief wider Erwarten besser, als seit langer Zeit. Am andern Morgen sprach sie ihren Wunsch aus, eine Wohnung in der Vorstadt, in Margaritas Nähe zu beziehen, und diese schlug ihr die Campagne Bellerive, unmittelbar neben ihrem Gärtnerhäuschen, vor.

„Gut, sagte Melusine, ich bitte Dich, sie auf der Stelle für mich zu nehmen, um jeden Preis! ich will mich noch heute übersiedeln."

Das geschah; und Bellerive ward von Frau von Töröseny bewohnt — so hieß Melusine in ihrem Paß. Diese vierundzwanzig Stunden waren für beide Schwestern so umwälzend gewesen, daß sie meinten, dies Glück sei das höchste, das sie erreichen könnten. „Denn nun lebt ein liebendes Herz an meiner Seite, sagte Margarita, und nur das hat mir gefehlt, um zufrieden zu leben."

„Denn nun leg' ich Hulderich an ein liebendes Herz, antwortete ihr Melusine, und nur das hat mir gefehlt, um in Frieden zu sterben."

„Grausame!" sprach Margarita mit sanftem Vorwurf.

„Du weißt nicht, was Du sagst, mein armer Engel, entgegnete Melusine und küßte ihre Schwester auf die Stirn. Du kennst mein Leben nicht! ich werd' es Dir erzählen".... —

„O nein! nein! unterbrach Margarita; bittre Erinnerungen werden Dich erschüttern und aufregen!"

„Ah, Du fürchtest Dich, mich kennen zu lernen?" sagte Melusine traurig.

„Was Du mir erzählen willst, fürchte ich nicht, erwiderte Margarita ruhig; aber daß Du es willst! Der Stärkste wird überwältigt und zerbrochen, wenn er mächtige Erinnerungen, wie Geister aus ihren Gräbern, hervorruft; und Du.... ach! Du bist so schwach! Laß die Vergangenheit, denk' an die holde Gegenwart".... —

„Und an die Zukunft — an die Deine! sprach Melusine gedankenvoll; und setzte dann abbrechend hinzu: Womit beschäftigst Du Dich? was liesest Du? was treibst Du?"

Sie waren in Margaritas Wohnung. Melusine betrachtete Alles mit der größten Aufmerksamkeit: Bücher, Musikalien, Zeichnungen, Schreibereien. Es wehte ein Geist der

Ordnung und der Stille, eine Demuth ohne Zerknirschung, eine Zuversicht ohne Uebermuth, eine Geduld ohne Schlaffheit durch Margaritas ganze Existenz, offenbarte sich in der geringsten Beschäftigung, in jeder Anordnung, in Wort und That, und erfüllte Melusine mit heiligem Staunen.

„Sprich! rief sie, hat Dir je ein Mensch gesagt, Du seiest ein Engel? Ich frage nicht, ob ein Mann! Männer nennen jede Frau mit schönen Augen, oder jede hübsche Figur im eleganten Florkleid so; — aber ein Mensch, Margarita? Dein Mann, oder ein Freund, oder eine Frau? Mein Gott, ist denn die Welt so stumpf, daß nicht Einer Deinen Werth erkannt, und Dich mit dem Namen genannt hat, der Dir gebührt? Engel!"

„Du thust es," entgegnete Margarita gerührt.

„O ich!... ich bin's nicht werth!" sagte Melusine mit der herzzerschneidenden Demuth derjenigen, welche gewöhnt sind, von sich und Andern mit Geringschätzung behandelt zu werden.

Margarita machte es unwillkürlich wie Hulderich und rief fast zürnend:

„Ich will keine Verleumdung Deines Selbst hören, Melusine!"

„Gut, gut!" antwortete sie sanft, setzte sich in einen Lehnstuhl am Schreibtisch und besah alle kleinen Geräthschaften genau und andächtig. „Wie mir das gefällt!" rief sie einmal übers andere.

„Was denn?" fragte Margarita lächelnd.

„Dies Schreibzeug, jenes Portefeuille, Dein Arbeitskorb, Deine Bücher, die Zimmer, die ganze Wohnung, Deine Tochter, Du selbst! In Allem bist Du, einfach, gut, zweckmäßig,

vollkommen innerhalb Deines Kreises — ganz Du! O Du bist ein wundervolles Geschöpf!"

„Hast Du so wenig Schönes auf der Welt gefunden, Du Arme, daß ein unbedeutendes, stilles Wesen wie ich Dir bewunderndswerth vorkommt?" fragte Margarita.

„Kennst Du die Welt so wenig, um etwas Schönes in ihr vorauszusetzen?" fragte, statt der Antwort, Melusine befremdet. Dann schloß sie ein Fach des Schreibtisches auf, legte die Hand auf ein in dunkelblauen Marocquin gebundenes elegantes Buch, und fragte: „Darf ich?"

Erröthend und stumm neigte Margarita bejahend den Kopf. Melusine öfnete das Buch. Auf der ersten Seite stand nichts als der Name „Ulrich" aus zierlich gemalten Blumen und Schnörkeln arabeskenartig zusammengesetzt; auf den folgenden eine Menge Gedichte. Melusine sah fragend die Schwester an, und Margarita sagte:

„Ja! das sind Wiegenlieder, mit denen ich momentan das Herz zur Ruhe singe, wenn es gar und gar nicht schlafen will! Du darfst sie lesen!.... ich werde sehen, was die Kinder in Bellerive treiben."

Sie ging. Melusine setzte sich im Lehnstuhl zurecht und las lange! lange! Denn alle Sehnsucht, alles Verlangen, alle Klagen, alle Thränen, welche Margarita nicht ausgesprochen, las sie obenein aus den Liedern heraus. Dann faltete sie die Hände über diesem Gebetbuch eines liebenden Herzens, und faßte einen Entschluß. Sie hatte Ulrich nie aus den Augen verloren, immer aus der weitesten Ferne nach ihm geforscht und gefragt. Sie kannte ihn! daher ahnte sie, ohne mehr als die Welt von seiner Ehe zu wissen, daß er nicht glücklich in derselben sein müsse. Sie hatte an Mar-

garita gesagt, Ulrich lebe in Stockholm; Margarita wußte es nicht, weil sie mit Niemand correspondirte, als mit ihrer Mutter, und zwar nur über Geschäfte, Gesundheit und Tony. Weshalb und wie Ulrich in Stockholm lebe, wußte auch Melusine nicht, und es war ihr räthselhaft! getrennt von seiner Frau, und doch nicht bei der Frau, die er liebte, und die frei war! Sollte er nichts von dieser Freiheit wissen? — Da sind finstre Schleier, sprach Melusine zu sich selbst; aber ich will versuchen, sie zu zerreißen! und wenn ich ihm den Weg zu seinem Glück bereite, so verzeiht er mir gewiß die Schmerzen, die ich ihm gemacht, und Margarita versöhnt ihn mit Melusine.

Später bat sie die Schwester, ihr das Buch zu lassen.

„Was mein, ist auch Dein!“ erwiderte Margarita.

Noch an demselben Abend schrieb Melusine:

„Weiß Ulrich, daß Margarita Thierstein, seinetwegen ver„leumdet, verfolgt, geschieden, seit zwei Jahren wie eine Ver„bannte und Ausgestoßene in Vevay lebt?.... fern von der „Welt, welche diese Perle stumpfsinnig in den Staub treten „läßt — fern von den Menschen, welche eine Ehre darin „suchen sollten, sie zu ehren. Weiß Ulrich, daß Margarita „nur drei Gedanken hat? einen für Gott, einen für ihr Kind, „einen für ihn, und daß sie dafür lebt und damit sterben „wird?

„Ich sage: er weiß es nicht! denn wenn er es wüßte, so „läge er längst zu den Füßen dieser Frau, die, zart und „stark wie Keine, zu lieben und zu glauben versteht. Me„lusine.“

Dann schloß sie den Brief, nachdem sie vorsichtig einige Blätter aus Margaritas Buch geschnitten, und ihm beigefügt

hatte. Es standen Lieder darauf, die mit Tages- und Jahreszahl bezeichnet, aus den letzten Monaten waren. Sie lauteten so:

Nachtlied.

In der Nacht, in der Nacht —
Da rauschen die Bäume so traurig,
Da ächzen die Lüfte so schaurig,
Da schießen die Stern' aus der Höh',
Da flüstert das Schilf in dem See,
Und Alles, so bänglich und still,
Weiß nicht, wo es her noch hin will —
Und die Nacht, und die Nacht,
Hab' ich schlaflos verwacht!

In der Nacht, in der Nacht —
Entfaltet die Sehnsucht die Schwingen,
Will Lieb' zum Geliebtesten dringen,
Verschmelzen die Seelen im Hauch,
Versinken im dämmernden Aug',
Und Jedes, ob schweigend und still,
Weiß doch, daß zum Andern es will —
In der Nacht, in der Nacht,
Hab' ich Deiner gedacht.

In der Nacht, in der Nacht —
Da sah mich der Mond an so klagend,
Der Baum schüttelt's Haupt so versagend,
Manch Thränlein den Sternen entfloß,
Ich war ja ihr Leidensgenoß!
Und Alles sprach: Sei doch nur still,
Wir gehen, wie Schicksal es will. —
Und die Nacht, und die Nacht,
Hast Du schlafend verbracht!

Trennung.

Licht meiner Augen, Du bist mir entschwunden,
Bist in die Weite der Welt mir entflohn!
Sage, wo hast Du die Zuflucht gefunden?
Sag', wo erbautest Du Dir einen Thron?

Bist Du gestiegen zum lächelnden Himmel,
Der mich umwölbt im unendlichen Blau?
Nein! denn es wälzt sich das Wolkengewimmel
Ueber ihn hin mit vernichtendem Grau.

Hülltest Du Dich in die grünenden Blätter,
Wie in Dein eigenstes Frühlingsgewand?
Nein! wenn der Sturm sie durchtobt und das Wetter,
Fallen sie welk mir und starr in die Hand.

Trugen zur Sonne Dich ewige Mächte?
Bist in den lieblichen Sternen Du wach?
Nein! denn die Sonne versinket in Nächte,
Nein! denn die Sterne vergehn vor dem Tag.

Ach, weil Du fern mir auf Erden mußt gehen,
Weil nie mein Blick in den Deinen mehr fällt,
Weil mich Dein Lächeln, Dein Glanz nicht umwehen,
Licht meiner Augen! ist dunkel die Welt.

Ein Name.

Einen Namen, Dich zu nennen,
Einen Namen sag' mir an,
Damit ich Dich dran erkennen,
Durch die Welt Dich rufen kann!

Nenne ich Dich: meine Seele?
Ach, die ist oft so gedrückt,
Schmachtet so in finstrer Höle,
Daß der Name Dich nicht schmückt.

Soll: mein Engel! ich Dich nennen?
Ach, mag immerhin Dein Herz
Tief in Gluten für mich brennen —
Machtest doch mir bittern Schmerz.

Oder nenn' ich Dich: mein Leben?
Lieblich lautet das — allein
Vor dem Tod muß es entschweben,
Und Du sollst unsterblich sein.

Darum bleib' ich bei dem leisen
Wort, das stets verständlich ist,
Und: mein Liebster! sollst Du heißen,
Weil Du einzig lieb mir bist.

Doch wozu auf Namen sinnen?
Keiner lockt Dich zu mir her,
Keiner kann Dich mir gewinnen —
Deshalb nenn' ich nie Dich mehr.

Drei Augenblicke.

Wars in den Wolken geschrieben,
Blitzten die Stern' es herab,
Daß es fürs Sehen und Lieben
Drei Augenblicke nur gab?

Einen um uns zu erkennen,
Einen zur Liebe, und dann
Einen, um wieder zu trennen,
Was sich so traumhaft entspann.

Stand's in den Wolken geschrieben,
Haben die Stern' es diktirt —
Wol denn! so wollen wir's üben,
Wie dem Gebot es gebührt.

Aber es giebt dennoch Fernen,
Wo kein Gesetz je hinschlich:
Ueber den Wolken und Sternen
Findest Du mich und ich Dich.

Mit diesen Blättern in der Hand, an den Lippen oder auf dem Herzen, jagte Ulrich von der Ostsee nach dem Rhein. Er fuhr nach Malans, wo er ein Paar Stunden ruhte; dann ritt er nach Hochhausen hinüber. Ida und Valerian waren dort zum Besuch. Sie lebten gut mit einander, aber sie hatten doch auch ihren Gram! ihr Kind war ihnen gestorben, das erste! das einzige! Ida war so traurig, daß ihr Mann sie nach Hochhausen brachte, um sie zu zerstreuen; doch Unicas

Gesellschaft bot ihr keine Zerstreuung. Beide hatten eine fixe Idee, die sie unablässig beschäftigte und untheilnehmend machte. Ida dachte nur an den Verlust ihres Knaben, Unica nur an die Möglichkeit von Ulrichs Verlust. Gräfin Erberg weinte mit Jener, und suchte Dieser Hofnung zuzusprechen, indem sie eine gute Vorbedeutung darin sah, daß Ulrich nicht seine beabsichtigte Weltreise angetreten.

In diesem traurigen Kreise, den Valerian vergebens zu erheitern suchte, erschien Ulrich plötzlich eines Morgens. Als der Bediente die Thür aufriß, und er rasch eintrat, fiel Unica mit einem lauten Ausruf in Ohnmacht. Man glaubte vor Schreck, vor freudiger Ueberraschung; aber sie war Ulrichs Abschiedswort eingedenk: wenn er innerhalb dreier Jahre wiederkäme, so verlange er ohne Weiteres die Scheidung; — und jezt, nach zwei Jahren und zwei Monaten, war er da! Ihr Urtheil war gesprochen.

Sie sagte auch nichts, kein Wort, keine Sylbe, als er sie um ihre Einwilligung zu den nöthigen Schritten bat; sie wünschte, er möge mit ihrer Mutter Alles abmachen, und ihrer Zustimmung gewiß sein. Sie lag auf dem Sopha, starr und blaß, wie eine Leiche; sie sah ihn nicht an, sie fragte ihn nicht, was er mit seiner Freiheit anfangen wolle; sie verlor ihn! seine und ihre Zukunft war ihr gleichgültig.

Ulrich war erschüttert durch diesen unverkennbaren, klagelosen Schmerz. Weiche Menschen, wie ihn, macht das Glück noch weicher. Sind wir denn Alle reißende Thiere, fragte er sich selbst traurig, daß wir nur auf Unkosten Anderer leben können? kann man denn kein Glück genießen, ohne daß es einem Andern Blut, oder Schweiß, oder Thränen kostet?

„Unica! sagte er gerührt, wirst Du mir freundlich gesinnt bleiben?“

„Ich bleibe Dir gesinnt, wie ich es jezt bin!“ antwortete sie, immer mit geschlossenen Augen.

„Also Freundin? versprich es mir.“

„Nein: das genügt mir nicht, und Du — Du bedarfst es nicht.“

„Zum Zeichen, daß wir nicht in Groll und Unfrieden scheiden, gieb mir Deine Hand!“ sagte er traurig.

Sie legte ihre Hand kalt und schwer in die seine.

„Unica! rief er, vergieb mir, wenn ich Dir weh thue, und schenke mir einen freundlichen Blick.“

Sie richtete sich auf, sah ihn an und sagte: „Du bist recht gut.“ Dann ließ sie den Kopf wieder sinken; Ulrich küßte ihre Hand und ging. Er sah sie nicht wieder. Er blieb einige Zeit in Malans, um die Geschäfte, die er für sie übernommen, zu ordnen, und sichern Händen zu übergeben. Er hatte das im Grunde schon vor zwei Jahren gethan; jezt trat er definitiv die Führung und Aufsicht all ihrer Angelegenheiten ab. Seit er von ihr getrennt lebte, hatte er nicht das Geringste von ihrem Vermögen für sich gebraucht; daher war er an den Gedanken gewöhnt, nicht reich zu sein, und das betrübte ihn weder für sich, noch für Margarita, deren Einfachheit er kannte. Ida und Valerian besuchten ihn täglich; auch Gräfin Erberg kam zu ihm, denn Unica wollte ihn nicht wiedersehen, und deshalb vermied er Hochhausen. Er sagte ihnen, daß er jezt erst Margaritens Scheidung erfahren habe, und entschlossen sei, ihr seine Hand anzubieten; und es überraschte Niemand. Unica ließ ihm darauf sagen, da er künftig in Malans leben werde, so würde sie auf einige Jahre

fortgehen, um das erste unvermeidliche Unbehagen zerrissener und neugeknüpfter Verhältnisse zu vermeiden. Ulrich war sehr dankbar für diesen Entschluß — besonders wegen Margarita; und dann hofte er auch, daß eine gänzliche Veränderung der Umgebungen und die Neuheiten einer fremden Welt heilsam für Unica sein dürften. Er kannte genug vom Leben, um zu wissen, daß die Fähigkeit sich zerstreuen zu können ein Glück ist, und daß man sie nur entwickelt, indem man sich der Tyrannei lokaler Eindrücke entzieht.

Während sich eine neue Umwälzung in Margaritas Schicksal bereitete, von der Ulrich ihr nicht eher etwas mittheilen mogte, als bis er ihr in voller Freiheit gegenübertreten konnte, lebten beide Schwestern zärtlich mit einander fort — obgleich jede im Stillen ihre besondre Sorge hatte: Melusine — wegen der Wirkung ihres Briefes auf Ulrich; Margarita — wegen der augenscheinlichen Verschlimmerung von Melusinens Zustand. In der ersten Zeit schien sie sich zu erholen, denn die Freude, die veränderte Luft, die große Beruhigung über Hulderichs Zukunft wirkten wolthätig auf sie; doch bald trat die Reaktion ein, der Aufregung folgte die größte Hinfälligkeit, und der Arzt verheimlichte ihr auf ihre dringende Frage nicht, daß sie sich im letzten Stadium der Nervenschwindsucht befinde; doch wie lange dies dauern werde, hänge freilich ganz von ihren Kräften ab, sobald kein störender Zufall es verkürze. Sie war zufrieden mit dieser Erklärung. Sie litt nicht viel, keine Schmerzen, keine Beängstigungen; nur nächtliche Fieber zehrten sie auf und ließen ihr eine so grenzenlose Schwäche zurück, daß sie den ganzen Morgen voll tiefster Stille und Einsamkeit brauchte, um sich zu erholen und zu besinnen. Je später am Tage, desto besser

fühlte sie sich; dann verließ sie die Chaise longue, schwankte im Garten auf Margarita gestützt, etwas umher, und blieb auf einem bequemen Sopha liegend, bis zur Abendkühle in der freien Luft. Das war ihre gute Zeit! dann sprach sie lebhaft und über alle Gegenstände und Verhältnisse mit Margarita, scherzte mit den Kindern, und man hätte sie in voller Gesundheit wähnen dürfen, wenn der Körper Schritt gehalten mit der geistigen Regsamkeit. Aber die Morgenschwäche dauerte immer länger, die kurzen Promenaden im Garten wurden immer kürzer; sie genoß fast gar nichts mehr, und ihre Magerkeit ward gespenstisch.

„Margarita, sagte sie eines Abends, hast Du mich lieb?"

„Wie sollt' ich nicht! rief Margarita zärtlich ihre durchsichtige Hand küssend. Du bist Alles, was man liebt — bist sanft, geduldig, stark, demüthig" .... —

„Gut, meine Margarita! unterbrach Melusine, Du liebst mich also. Weißt Du wol, daß in der Bibel steht: „Die Liebe decket auch der Sünden Menge."

„Ja, entgegnete Margarita, Petrus sagt es. Seine glühende, schwankende Flammenseele, die ihn mancher Schwäche zieh, flüchtete sich in sich selbst zur läuternden Kraft der Liebe zurück, und machte sie zum Purgatorium der Seelen."

„So verstehst Du es! entgegnete Melusine gedankenvoll; Dir ist die Liebe wirklich zum Purgatorium des Herzens worden, durch welches Du hindurch und in das Paradies gegangen bist, in das himmlische Paradies voll Ruhe und Frieden, schon hier auf der stürmischen, verfinsterten Welt. Ja, Deine Liebe ist so schön, so rein, so klar, daß sie abgewaschen hat, was von menschlicher Schwäche in Dir gewesen. Aber sieh! ich verstehe anders die Worte des Apostels: nicht meine Liebe

deckt meine Sünden zu, sondern die fremde Liebe thut es! Du thust es und Gott wird es thun. Welch' ein göttliches Buch ist das, das jedem Bedürfniß entgegen kommt, und in den einfachsten Worten zu jedem die Sprache spricht, die er versteht."

„Und dennoch zanken sich die Menschen um dieses Buches willen, sagte Margarita, errichten auf dasselbe ein System, das sie Kirche nennen, und bemitleiden diejenigen als Blinde, wenn sie nicht gar sie hassen und verfolgen, welche nicht zu derselben gehören."

„Ob die Reformatoren berechnet haben, was sie thaten, fragte Melusine, als sie dies Buch für ein Gemeingut aller Menschen erkämpften? ob sie daran gedacht haben, daß dadurch in den verschiedenen Kirchen, die sie gründeten, nichts so überflüssig werden dürfte, als deren Priester? Die katholische Geistlichkeit ist ganz wie das Priesterthum der Alten, ist eingeweiht in die göttlichen Mysterien, deutet und erklärt sie den Profanen, verbietet jede Forschung, wie man Kindern verbietet mit Feuer und Waffen zu spielen, und gestattet ihnen nicht ein Buch, worin geschrieben steht: „Prüfet Alles und das Beste behaltet." Daß die Menschheit sich nicht dieses Gängelband der Intelligenz gefallen lassen kann, haben die zahllosen, sogenannten Ketzereien in der katholischen Kirche und endlich die Reformation bewiesen. Aber ich finde, daß von dem Augenblick an, wo man uns die Bibel gegeben, die Geistlichkeit ihr Amt des Hohenpriesters abdizirt hat, und nicht mehr Führer und Berather der Seelen sein, und für deren Heil sorgen kann; denn der Mensch, der vom Leben geprüft worden und durch ernste Schicksale in sich selbst zurückgeführt ist, wird sich aus der Bibel eindringlichere, trost-

reichere, umfassendere Lehren und Erquickungen schöpfen, als wenn er sich dieselben durch Geistliche erklären ließe, die aus der Religion eine Wissenschaft, oder ein Schulgezänk, oder ein Buchstabengesetz, oder ein Glaubensformular machen. Auf die Menge, die nicht denken mag und nur oberflächlich in Begebenheiten, nicht innerlich in Schicksalen lebt, mögen sie Einfluß haben, aber nur weil die sich ihrer Rechte aus Stumpfsinn, Unbeholfenheit, Gleichgültigkeit begiebt. Dann treten sie wieder in das Verhältniß der katholischen Geistlichkeit, und lehren, was man zu glauben habe. Sie sprechen zwar, sie lehrten einen reineren Glauben; doch die Katholiken sagen dasselbe. Ach, die alten Reformatoren haben die Pforten geistiger Anarchie geöfnet, und es thut uns ein neuer Noth, der sie schließt, ohne uns unter den Absolutismus zu schleudern, den warlich nicht die katholische Kirche allein lehrt. Ich war vor mehren Jahren in Berlin, zerknirschten und traurigen Herzens, nachdem ich eine Reihe von Jahren in Italien gelebt hatte. Wie man dann ist, wenn man sich sehr elend fühlt: man sucht Hülfe überall! ich ließ einen Geistlichen zu mir rufen, von dem ich hatte reden hören als von einem feurigen Apostel. Ich hatte mir einen Paulus vorgestellt, und ich fand einen fanatischen Eiferer, der aus der Welt Alles herausschaffen wollte, was den Blick „vom Kreuz," wie er es nannte, abzog; der die Liebe für die Kunst sündhaft, und für die Natur heidnisch nannte; dem alle Dichter ein Greuel waren, die keine geistlichen Lieder gedichtet; der mir bittre Vorwürfe machte, weil ich zuweilen in die katholische Kirche ging, vom Bedürfniß getrieben, an heiliger Stätte zu knien und zu beten; der die Republik für eine Institution des Teufels ansah, weil Gott bei den Hebräern die monarchisch-

theokratische eingesetzt und weil die Bibel von keiner andern erzähle; der den schneidendsten, politischen Absolutismus vertheidigte, vorausgesetzt daß in einem so organisirten Staat, die Kirche ihren eigenen, unabhängigen Körper und den Absolutismus über die Seelen bewahren dürfe; der mir Bücher zu lesen gab, in denen „das Eine, was Noth thut" endlos und unüberzeugend, weil einseitig, paraphrasirt wurde, untermischt mit immer wiederkehrenden Redensarten von der „Wiedergeburt," und von der „Vielvergebung des Heilandes." Dieser Mann wollte sich sogleich meiner ganzen Existenz bemächtigen, nicht nur meine Lektüre und Beschäftigungen leiten, sondern mir auch die Kirchen bestimmen, um dem Gottesdienst beizuwohnen, mich in Kreise einführen, wo die Ansichten herrschten und praktisch angewendet wurden, die er aussprach, sogar meine Wolthätigkeit regeln und gewissen Personen zuwenden. Philipp II. setzte im Eskurial 130 Hieronymiten ein, nicht um für ihr eignes Heil zu sorgen, sondern um Tag und Nacht Messen zum Heil seiner Seele zu lesen. Dieser Mann schien die Bekehrungen zu suchen, als würde sein Heil und nicht das der Bekehrten dadurch gefördert, und als bringe es ihm Ehre vor Gott, meine Seele aus den Schlingen des Bösen zu reißen. Er war die Incarnation der Intoleranz. Das sagte ich ihm offenherzig, und nach drei Wochen war unser Verkehr für immer abgebrochen."

„Und wandtest Du Dich an keinen andern Geistlichen?" fragte Margarita.

„Ja, sagte Melusine, ich that es, ich fühlte mich so schwach, daß ich durchaus die Stütze der Religion, von fremder Hand geboten, begehrte. Ich hielt mich selbst für unwürdig aus heiliger Quelle zu schöpfen; ich fürchtete sie zu

trüben, durch den Staub, der an mir haftete. Darum suchte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der einer andern Schule, Partei, Richtung — wie soll man's nennen? angehörte. Der Stifter dieser Schule war ein Mann gewesen von seltnem Geist, umfassender Bildung, vertraut mit dem Alterthum, witzig und fein, und dabei durchdrungen von wahrhaft religiösem Sinn: so hörte ich ihn beurtheilen; er war kürzlich gestorben. Ich bildete mir ein, es müsse etwas von diesem klaren, hohen Geist, auf seine Jünger übergegangen sein, und ich müsse in deren Ansichten den Schlüssel der hohen Mysterien finden, nach denen meine Seele lechzte. Ich lernte also einen gescheuten und gebildeten Mann kennen, einen Mann von Welt und von recht einnehmenden Manieren, der gewandt, lebhaft und mit einer gewissen blendenden Dialektik sprach, und mir verschiedene Bücher seines Lehrers gab, Predigten, und Reden über die Religion. Ich las sie durch, mit großer Aufmerksamkeit, mit heißer Sehnsucht nach der Erquickung, die aus der Andacht quillt. Statt dessen fand ich einen gewandten Rhetoriker, der äußerst geschickt mit dem Wort an den Radien des Kreises umherwirbelte, ohne je einen überwältigenden Schlag in dessen Mittelpunkt hinein zu thun; der alle Schaalen säuberlich ablös'te, ohne je den Kern einfach, frisch und kräftig zu geben; der Zweifel und Einwürfe widerlegte, indem er sie im Wortkampf ermüdete, doch nicht indem er sie gründlich und eisern aus dem Sattel hob; der die Fackel der Intelligenz nicht zu einer erwärmenden Sonne machte, sondern der damit Girandolen und Kronleuchter anzündete, welche mehr blendeten als erleuchteten. Nachdem ich jene Bücher gelesen, gab ich sie zurück und sagte: die Reden wären an „Gebildete" gerichtet, und die Predigten vermuthlich

auch — obgleich dieser Zusatz auf dem Titel ihnen fehle — ich aber gehöre, was die Religion beträfe, den ungebildeten Fischern und Zöllnern an, zu denen Christus gesprochen. Dies zersetzende, skelettirende Verfahren komme mir vor, wie eine Aufgabe der Wissenschaft, nicht wie eine Eingebung der Conviktion; aber diese Wissenschaft stehe seinem Lehrer freilich dermaßen zu Gebot, daß, wäre er in der römischen Rota Advocatus Diaboli gewesen, so würde der schneeweißeste Heilige nimmermehr die Ehre der Heiligsprechung erfahren haben. Damit endeten meine Beziehungen zu meinem zweiten Beichtvater. Meine Intelligenz war nicht entwickelt genug, um kein Unbehagen in dem zersetzenden Element seiner Schule zu finden; es war zu fein und zu kalt, um mir als Lebensluft zu dienen, so wie das Element des Ersten mir zu dumpf und zu deprimirend gewesen war. Dieser und seine Partei wollten den tiefen, welterschütternden Glauben, die heilige Simplizität der Apostel in unsre Tage zurückführen; aber ach! sie hatten dazu nur die Form, nicht das Wesen ergriffen: sie waren fanatisch wie Rechtgläubige, nicht demüthigfromm wie Gläubige. Jener und seine Partei wollten, wie die Kirchenväter, ernstes Studium, schlagende Dialektik, tiefe Kenntniß der Dinge mit einem hohen Glauben verbinden; aber ach! über der vielseitigen Kenntniß kamen sie nicht hinweg und zur Erkenntniß! sie konnten nicht überzeugen wie die Kirchenväter, sie wollten überreden. Nun wirst Du meinen, ich müsse für immer abgefunden sein! Nein, Margarita, ich war es nicht! Therese, meine gute, treue Therese, die noch jetzt bei mir ist, kehrte eines Sonntags, ganz verklärt aus der Kirche zurück und erzählte mir Wunder von der Predigt, die sie eben gehört. Ich ging am nächsten Sonntag mit ihr, um diesen Mann zu

hören; ich freute mich unsäglich darauf, so recht im Herzensgrunde erschüttert zu werden, und was mich erschüttert, ist etwas so Geringes, daß man meint, man müsse es auf jedem Schritt und Tritt finden: Wahrheit und Einfachheit. Ich fand einen so matten, herzlosen, in die drei banalen Abschnitte getheilten Kanzelvortrag, daß ich mich nicht enthalten konnte, Theresen meine Enttäuschung zu gestehen. Zu meinem Erstaunen pflichtete sie mir bei, nicht aus Respekt, sondern aus Ueberzeugung. Sie fand wie ich die Predigt unter dem Mittelmäßigen. Das setzte mich in Verwunderung; Menschen von geringer Bildung sind gewöhnlich eisern hartnäckig in irgend einer Vorliebe. Ich befragte sie genauer über die erste Predigt, und endlich kam Folgendes heraus: es war der Tag Aller Seelen gewesen, den die Protestanten das Todtenfest nennen. Therese hatte in diesem Jahr, ehe sie zu mir kam, ihren Bräutigam acht Tage vor ihrer Hochzeit verloren: ihre tiefe Rührung entsprang aus ihren Erinnerungen! — Dieser unbedeutende Umstand hatte eine unglaubliche Wirkung auf mich. Ich sprach zu mir selbst: „Melusine, Dein Glaube muß „geboren werden aus den Eingeweiden Deines Lebens: dann „wirst Du Trost, Erhebung und Führung — und das ist „Religion! — wie die arme Therese überall, sogar in dem „hohlsten Wort finden; überall, in jeder That, in jedem „Schicksal, in jedem Streben, sei es noch so dürftig, armselig „und beschränkt, oder glorreich und groß; überall! folglich „auch in dir selbst, arme Melusine, denn bei den Allerschwächsten steht Gott." — Seitdem bin ich ruhig worden, weil Aengste und Verzweiflung, diese Harpyen des Herzens, von mir weichen. Vorher! ... o meine Schwester, hör' an, wie es vorher in mir gährte und wühlte! hör' an mein Leben!

Dort unten am Rhein, auf dem kleinen Gütchen unsrer Eltern, verlebte ich die Kindheit und erste Jugend. Beide fielen in die Zeiten der Unterdrückung, des Kampfes gegen die Knechtschaft, der Kriege, der Exaltation für Freiheit und Vaterland, der übertriebenen Hofnungen und extravaganten Foderungen, welche sich später auf diese beiden großen Worte stützten. Unser Vater hatte die letzten Feldzüge mitgemacht. In der Schlacht von Waterloo am Kopf verwundet, kehrte er nur zu uns zurück, um ein Jahr darauf zu sterben. Wie ich ihn jezt beurtheile, war er ein glühender Schwärmer, dermaßen vertieft in seine Fictionen von Freiheit und Menschenglück, daß seine Utopie ihn genug absorbirte, um ihn nie deren praktische Anwendung versuchen zu lassen. Ich betete ihn an! er war mir ein Orakel, ein Quell der Weisheit und Liebe, ein hoher, heiliger Geist, den ich vergötterte mit dem inbrünstigen Cultus, welcher jungen, heißen Seelen ein Bedürfniß und ein Entzücken ist. Er entwickelte gar nicht meinen Verstand, übte gar nicht mein Urtheil, brachte gar keine Klarheit in den Wust von Ideen, die in meinem Kopf wie Bienenschwärme summten: er konnte es vermuthlich nicht! er nährte nur meine Phantasie mit allen Dichtern der Welt und mit seinen eigenen Imaginationen. Ich war kaum vierzehn Jahr alt, als er starb. Ich fühlte mich namenlos elend. Ich betrauerte nicht blos den Verlust des Vaters, sondern mich selbst. Mir schien, als sei mein Herz mit ihm begraben. Ich wußte nicht, wohin dies brausende Herz wenden, mit seinen goldnen Träumen und seiner flammenden Sehnsucht. Unsre Mutter ist die Praxis in der allerengsten Form, des alleralltäglichsten Lebens, lediglich sich beschränkend auf dessen materiellen Inhalt, auf die Haushaltung, auf unser physisches

Wolbefinden, auf Ersparnisse zu unsrer dereinstigen Aussteuer. Sie beschäftigte mich fast unausgesetzt mit Handarbeit, sie unterhielt sich nicht mit mir, sie vertraute mir nichts zu beaufsichtigen, zu ordnen und zu führen an — wär' es der Garten gewesen .... oder nur der Hühnerhof .... ja, hätte sie mich an den Feuerheerd gestellt, so hätte ich doch etwas meine Gedanken bändigen und den Realitäten zuwenden müssen. Nun saß ich da, nähte wunderschön und mit fliegender Geschwindigkeit alle Kleider für sie, für Dich und mich, und alle Wäsche, welche das Haus in der Gegenwart und für die Zukunft brauchte — und die Gedanken, oder vielmehr die fessel- und regellosen Phantasien schweiften während der Zeit durch Himmel und Erde. Handarbeit ist vortreflich, um Geschmack, Geschicklichkeit und Ordnung junger Mädchen zu üben; aber es müssen ein Paar beisammen sein und mit einander plaudern, oder Eltern und Erzieher müssen die Einsame plaudern machen; sonst ist sie tödtlich durch mechanisches Einerlei, und verdummt oder exaltirt. Ich hatte keine andre Unterhaltung als meine Bücher, meistens Gedichte und Schauspiele, und einige Romane, aus der kleinen Bibliothek unsers verstorbenen Vaters. Die Monologe der Schauspiele lernte ich auswendig, auch wol ganze Szenen, und Abends im Garten deklamirte ich sie laut, und dann schien mir, als ob ich selbst all' diese großen Schicksale erlebe. Ich weinte, ich klagte, ich trauerte mit Iphigeniens, Marie Stuarts und Theklas Worten, und mit meiner eigenen Seele. Es waren in mir Aspirationen nach unbestimmtem Glück und nach unbekannten Schmerzen von solcher Vehemenz, daß ich mich wundre, wie mein Körper ihnen widerstand. Bald wollt' ich sterben, um die himmlische Seligkeit zu genießen! bald

wollt' ich leben, aber in stärkeren Emotionen und in weiteren Kreisen, als ich um mich her leben sah. Wie manche Sommernacht verbrachte ich unter den großen Nußbäumen, auf dem Hügel, am Ende des Gartens — von wo ich im Mondenschein den Rhein silberstralend erblicken konnte! welch' ein geheimnißvolles Leben regte sich in den stillen lauen Nächten um mich her, im Geflimmer der Sterne, im Säuseln des Laubes, im Duft der Weinblüte, in dem geisterhaften Geflüster, das durch die nächtliche Natur zieht und wie ein heimliches Liebesgespräch zwischen Himmel und Erde klingt! Ich kannte alle Sterne und alle Pflanzen, nicht wie die Wissenschaft sie kennt — ach nein! von diesem Blitzableiter für die Stürme der Gefühle hatte ich keine Ahnung! aber vielleicht so wie die Chaldäer oder wilde Völker sie gekannt haben mögen. Ich knüpfte an den Auf- und Untergang, an das hellere und trübere Licht der Sterne, Hofnung und Erfüllung. Ich brachte meine mysteriösen Wünsche mit der Blüte der Blumen in Verbindung, die ich wie Hieroglyphen eines süßen, tiefsinnigen Räthsels betrachtete, dessen Lösung ich ersehnte, ohne es finden zu können. Einsam und unbeschäftigt wie ich war, ohne gesunde Nahrung für Geist und Herz, ohne irgend einen Spielraum, um dem brausenden Bedürfniß der Lebensthätigkeit zu genügen, betracht' ich es wie ein Wunder, daß ich nicht den Verstand verlor. Meine Organisation muß wol mit allen Kräften und Gaben ausgestattet gewesen sein.

Du, zehn Jahr jünger als ich, warst damals ein kleines Kind, das ich sehr liebte, dem ich Unterricht im Lesen, Schreiben und Nähen gab, und das meine Bemühungen mit großer Gelehrigkeit und rührender Zärtlichkeit belohnte. Wir waren sehr gute Freunde, ich rezitirte Dir meine Lieblingsgedichte,

ich sprach mit Dir wie mit den Wolken und Blumen, ich wiederholte Dir so lange kleine Lieder, bis Du sie auswendig behieltest, ich machte Deinen Puppen schöne Kleider und spielte Dir mit ihnen, zu Deinem höchsten Ergötzen, Comödien vor. Du warst mein Trost, mein Labsal und meine Freude, denn Du warst mit Allem zufrieden, und bewundertest Alles, was ich sagte und trieb, und bei Dir konnte ich doch ein wenig diesen verzehrenden Drang befriedigen, der etwas thun wollte für einen lieben Gegenstand.

Als Du sieben, und ich siebzehn Jahr alt war, dachte die Mutter daran, Dir etwas bessern Unterricht geben zu lassen, als ich es vermogte. Ich hatte wenig gelernt. Mein einziger Lehrer in allen Künsten und Wissenschaften war der Cantor von Rüdesheim gewesen, der von meinem achten bis zu meinem fünfzehnten Jahr alle Mittwoch und Sonnabend Nachmittag um drei Uhr kam, und bis sieben oder acht Uhr Abends, mir Unterricht in der Geographie, der Natur- und Völkergeschichte, und in der Musik gab. All der wissenschaftliche Unterricht war mir ein Greuel — vermuthlich weil mein lieber alter Cantor einen unbeschreiblich schwerfälligen Vortrag und nicht die geringste Darstellungsgabe hatte. Er legte seine Grammatik oder seine Landkarte vor sich hin, und wiederholte mir einen Satz so lange, bis mein Gedächtniß dessen Worte behielt, ohne einen Sinn mit ihnen zu verbinden. Hingegen die alte Geschichte und die Musik liebte ich leidenschaftlich, und mogte er immerhin den Plutarch monoton vorlesen, oder eine Sonate von Mozart oder Beethoven ohne große Energie vortragen, so blieb jenen unsterblichen Geistern doch genug vom eigenen Pulsschlag, um den meinen zu erwärmen und anzufeuern. Da ich den Plutarch fast auswendig wußte, und

mit einigem Talent und glühendem Eifer das Piano und den Gesang übte, so pries mein lieber Cantor, der ohnehin blinde Zärtlichkeit für mich hegte, meine ungewöhnlichen Gaben, und zauderte nicht meine Erziehung für vollendet zu erklären, als ich bei fünfzehn Jahren confirmirt wurde. Die Wahrheit ist, daß ich von seltner Unwissenheit war, aber freilich mit Sinn und Fertigkeit das Piano spielte, mit reiner, wolklingender Stimme sang, und den Plutarch in eine Reihe mit meinen geliebten Dichtern stellte.

Die Mutter, vollkommen zufrieden mit meiner Erziehung, sehr erfreut, daß ich ihr und mir alle Abend die Zeit durch Musik vertrieb, wünschte, der Cantor möge Deine Bildung zu ebenso glorreicher Vollendung bringen wie die meine; aber er war alt worden, er kam nur noch wöchentlich Ein Mal, um mit mir Musik zu machen, und zwar nicht mehr als Lehrer, sondern als amateur und aus Interesse für meine Fortschritte; er erklärte nicht mehr frisch genug zu sein und durch Rheumatismen am pünktlichen Besuch gehindert zu werden; er dürfe aber mit gutem Gewissen seinen Hermann empfehlen.

„Ist Ihr Neffe nicht mehr in Düsseldorf?“ fragte die Mutter.

„Ach, schon lange nicht mehr! sagte der alte Mann traurig. Er hat sich mit dem Graf H. wegen Erziehung der Kinder überworfen, sein Haus verlassen, in Aachen eine andre, sehr vortheilhafte Stelle gefunden, aber dort ein unglückliches Duell, wegen politischer Meinungen, gehabt, das den Verlust jener Stelle und die Lähmung seines linken Arms nach sich gezogen. Und so ist er denn seit vierzehn Tagen unbeschäftigt und zwecklos bei mir, da sich die guten Stellen doch auch

nicht immer wie reife Birnen vom Baum schütteln lassen, und wird sich sehr zu einer so gelehrigen Schülerin, wie Fräulein Ita ist, freuen."

Fräulein Ita warst Du. Die Mutter machte noch die Bedingung, daß Hermann seine politischen Ansichten für sich behielte, denn sie wisse wol, sagte sie, was er für ein Erz-Demagog sei, worauf der Cantor demüthig die Achseln zuckte; — und Hermann kam am folgenden Tage und begann sogleich Deinen Unterricht.

Er machte mir einen beklemmenden Eindruck, obgleich er gewiß einer der schönsten Männer war, und in der sogenannten altdeutschen Tracht, mit dem schwarzen Sammtrock, dem zurückgeschlagenen Hemdkragen, dem gescheitelten, glatt herab fallenden, und auf dem Halse sich kräuselnden Haar, wie ein Gemälde von Van Dyk aussah. Damals wußt' ich aber noch nichts von Van Dyk, und als ich in meinem romanesken Kopf nachsuchte, ob diese ungewöhnliche Erscheinung nicht der idealen Schöpfung irgend eines Dichters entspräche, fiel mir Klopstocks Abbadona ein — und jenes Grauen befiel mich, das uns gewiß Emotionen zugleich suchen und scheuen läßt.

Maßloser Stolz, rastloser Ehrgeiz, tiefe Bitterkeit, weil beide nicht befriedigt wurden: das war der Hauptzug in Hermanns Charakter; aber ich brauche Dir wol nicht zu sagen, daß ich damals diese Eigenschaften: Adel der Gesinnung, kräftiges Streben, und erhabene Melancholie um das Leid der Menschheit nannte. Ich wundre mich auch gar nicht darüber! Unbekannt mit Welt und Menschen, wie ich war, von nichts wissend, als von Liebe, Schönheit und Poesie, nichts begehrend als deren Verwirklichung — mußte der Mann mich

gewinnen, dem daran lag, diese meine Unvollkommenheit zu benutzen. Ich glaube nicht, daß Hermann mich je geliebt hat! vielleicht gefiel ihm das junge Mädchen! ganz gewiß aber war es ein hoher Triumph für seine Eitelkeit, die Liebe einer Tochter der hochmüthigen Freifrau von Ringoltingen zu gewinnen! Es dauerte einige Zeit, ehe ich mich an ihn und sein kaltes, abstoßendes Benehmen gewöhnte. Ich saß mit meiner Arbeit in dem Zimmer, wo er Dich unterrichtete; allein wir sprachen keine Sylbe zusammen, wir grüßten uns schweigend, und er sah mich kaum an. Das war mir sehr lieb, desto bequemer konnte ich ihn ansehen, seine Freundlichkeit beobachten, wenn er Dich lobte, seinen Ernst, wenn er Dich ermahnte, seine Lebhaftigkeit, wenn er Dir von Naturerscheinungen oder großen Thaten der Vergangenheit erzählte. Ach, das waren andre Darstellungen und Beschreibungen, als mir mein alter Cantor gemacht! Die kahle, dürre Landkarte wurde eine bunte, reiche Erde, deren verschiedene Stätten in geheimer, einflußreicher Wirkung auf die Völker und Staaten waren. In der Naturlehre verschwanden die Classen, die Ordnungen, die Gattungen, das trockne Geripp des Systems, vor dem lebendigen Hauch einer ewigen Palingenesie, die in heiliger Schönheit und unvergänglicher Jugend durch die Schöpfung ging. Sogar die Grammatik verlor ihr Leichenantlitz und redete wie mit menschlichen Lippen von dem Ursprung des Worts aus dem und durch das Chaos der Gedanken.

War er das Licht für meine dunkle Seele, oder nur der Träger des Lichts? ich weiß es nicht. Ich fühlte mich wieder glücklich, wie einst bei meinem Vater, aber tiefer, umfassender, triumphirender, und um so viel glühender fing ich an, den

Schöpfer dieses neuen Glückes zu lieben. — Als er meine Theilnahme für den Unterricht bemerkte, wendete er sich zuweilen mit einer interessanten Erklärung, die Du noch nicht fassen konntest, an mich und freute sich über mein schnelles Verständniß der Dinge. So gewann ich Muth, mit ihm zu sprechen, ihm meine Ansichten mitzutheilen, den seinen mit Fragen und Einwürfen zu begegnen. Ich war sehr unwissend, aber nicht dumm; was er mir vortrug, begriff ich. Mein guter Cantor hatte große Mühe gehabt, mir die vier Spezies beizubringen! Hätte Hermann mich in der Mathematik unterrichtet, ich glaub', ich hätte sie begriffen.

Statt dessen bot er uns an, uns die französische Sprache zu lehren. Ich bat die Mutter schüchtern um Erlaubniß, daran Theil nehmen zu dürfen, und sie gestattete es. Sie war bisweilen in den Lehrstunden erschienen, und hatte stets Hermanns Benehmen von der strengsten Zurückhaltung gefunden. Das war es auch — und nicht blos in ihrer Gegenwart. Er war viel zu stolz, um — in der gewöhnlichen Bedeutung — ein Mädchen verführen zu mögen. Er wollte mich wol an sich reißen, doch nur, nachdem er jede Richtung meines Wesens beherrscht und unterjocht hatte. Nach und nach wurde er mittheilender. In den Pausen zwischen den verschiedenen Lehrstunden, erzählte er Mancherlei, was er selbst erlebt hatte, beschrieb Kriegesszenen, große Schlachten, die er als Freiwilliger mitgemacht, und große Städte, Paris, Brüssel, mit all ihren tausendfarbigen Herrlichkeiten. Oder er sprach von dem begeisterten Aufschwung, den das deutsche Volk in jenen Jahren genommen, der Männer und Weiber, Greise und Jünglinge ergriffen und zu freudigen, unglaublichen Opfern angeregt, und der schon jezt, nach so wenig

Jahren, spurlos aus der Erinnerung undankbarer Fürsten verschwunden sei, die nicht daran dächten, die Helden jener Zeit nicht sowol zu belohnen, denn das sei unmöglich! als zu würdigen.

Es ist unglaublich, nicht wahr, daß dies einen so heftigen Eindruck auf mich machen konnte. Wozu um Gotteswillen sind Männer auf der Welt, wenn sie sich nicht für ihr Vaterland schlagen mögen! wie können sie für eine so natürliche Handlung eine besondre Berücksichtigung, die nur hohen Verdiensten zukommt, begehren! Dennoch fand ich diese allgemeine Schilderhebung des deutschen Volks gegen den fremden Tyrannen etwas höchst Bewundernswerthes, und den Einzelnen heroisch, der dazu mitgewirkt. Ich dachte nicht an Wilhelm Tell, der demüthig in seine Hütte zurückging, nicht an Themistokles und Miltiades, die in Verbannung und Armuth starben. Ich dachte an meinen Vater, der ungefähr mit Hermanns Worten gesprochen hatte, freilich mit dem gewichtigen Unterschied, daß jener nie für seine Person einen Schatten von Anerkennung, sondern ein allgemeineres Glück für die ganze Nation begehrte, die zu moralischer und politischer Freiheit herangebildet werden sollte. Mein Vater beseitigte vollkommen seinen persönlichen Vortheil! er war arm, und suchte nicht sich zu bereichern, indem er die Sprache einer Partei sprach; er war Edelmann, und wollte nicht der möglichen Vorzüge genießen, die sein Name ihm gab; er war liberal aus Conviction. Hermann hingegen wollte reich werden, wollte seinen Weg machen, wollte die Vorrechte der Geburt in den Staub treten, weil sie ihm fehlten, war liberal aus Egoismus. Später hab' ich eingesehen, indem ich ihn mit meinem Vater verglich, daß nur Aristokraten liberal sein

können, weil sie unabhängig und nicht von Scheelsucht und Mißgunst verzehrt sind. — Ach, was half mir die zu späte Erkenntniß?

Du weißt, daß das Vermögen der Eltern, oder besser gesagt, der Mutter, denn der Vater war von je unbemittelt und kein guter Wirth gewesen — einzig in dem kleinen Rosenheim bestand, welches im Kriege sehr gelitten hatte; und daß wir daher arm waren. Diesem Mangel an Mitteln, vielleicht auch dem Hochmuth der Mutter, die in einem uralten Namen die Basis aller Würde und alles Glückes sah — war es zuzuschreiben, daß für meine Erziehung so wenig geschehen war, und daß wir so einsam lebten. Graf Erberg auf Hochhausen war ein finstrer, stolzer Mann, mit dem unser Vater wenig verkehren mogte. Der Besitzer von Malans, Ulrich Erberg, war damals ein Knabe. Unser Vormund, Baron Elboder, war ein dritter Nachbar, und der einzige, mit dem wir umgingen. Er war wolhabend, lebte aber so sparsam und einfach, wie wir. Armuth wird nur drückend durch den Vergleich mit — und Sehnsucht nach Reichthum. Ich hatte nie die unsre bemerkt — vollends nicht, seitdem Hermann in unser Haus kam. Ein halbes Jahr verging in diesem neuen Leben; es war das goldne Zeitalter meiner Liebe! .... nichts als Schönheit, Friede und Freiheit auf der Welt und in meinem Herzen! tiefe, schweigende Anbetung, ohne Unruh, Angst und Besorgniß, war das Element meiner Existenz.

Da kam der junge Elboder zu seinen Eltern, um die Herbstferien der Universität bei ihnen zuzubringen. Er war zwanzig Jahr alt, munter, klug und übermüthig, mein Spielgefährte seit frühster Kindheit. Wir gingen traulich mit ein-

ander um. Franz Elboder kam täglich und zu jeder Stunde nach Rosenheim. Die Mutter erlaubte ihm, Dich und mich auf dem Rhein zu fahren, und dergleichen Kleinigkeiten, zu welchen lange Bekanntschaft und Gleichheit der Verhältnisse autorisiren. Hermann bemerkte es und zog sich finster zurück, versäumte mehre Lehrstunden, richtete seinen Vortrag ausschließlich an Dich, und versetzte mich in so heftige Aufregung, daß ich, seine Veränderung mit der Zeit und den Umständen combinirend, sehr kalt und fast ungezogen gegen den armen Franz wurde. Er durfte nicht mehr die Lehrstunden unterbrechen; ich nannte ihn nicht mehr nach alter Gewohnheit bei seinem Vornamen; und je erstaunter Franz sich zeigte, um desto froher und freundlicher wurde Hermann. Ich erkannte, daß es in meiner Macht stehe, ihn zu beglücken. O, nun fing ich an, ihn zu lieben!

Franz reis'te ab; ich war seiner Entfernung herzlich froh! mir schien, als interessire er sich mehr für mich, als mir lieb war. Während des langen Winters wuchs meine Liebe für Hermann stark und still, wie die Saat unter dem Schnee; aber sie beseligte mich nicht mehr so, wie in ihrer ersten Epoche. Namenlose Bangigkeit, erweichende Trauer, unbestimmtes Schwanken zwischen Sehnsucht und Furcht wechselten in mir mit jubelnder, himmelstürmender Seligkeit ab. Hermann kam viermal wöchentlich; die drei Tage seines Nichtkommens verbrütete ich in Lethargie. Dennoch wurde keine Erklärung, kein direktes Liebeswort zwischen uns gewechselt. Ich hatte den Moment seiner Ankunft nicht erwarten können, und wenn er nun da war, so schien mir das Glück, ihn zu sehen und zu hören, dermaßen allumfassend, daß es meine Fähigkeiten paralysirte. Ich lebte nur noch im

Auge und im Herzschlag. Hätte er nur meine Hand berührt, nur mein Kleid gestreift, er würde mich vernichtet haben. Die glühendste Leidenschaft gab mir die äußerste Schüchternheit, denn ich glaube, daß ich damals schön organisirt war, wild und zart wie ein Schmetterling, oder wie eine Waldblume, die augenblicklich welkt, wenn man sie abpflückt.

Im Frühling sagte mir die Mutter, Franz werde bald wieder zu seinen Eltern kommen, und sie wünsche, daß ich mein launenhaftes Benehmen gegen ihn aufgäbe, weil er eine sehr vortheilhafte Partie für mich sein würde. Sie setzte mir all' seine Vorzüge aus einander, die ich keineswegs leugnete, und schloß mit der Erklärung, es sei eine standesmäßige und passende Versorgung, die alle Berücksichtigung verdiene, weil ich durchaus ohne Vermögen sei. Es ist mir unmöglich, den Eindruck dieses Gesprächs auf mich zu beschreiben; denn mir schien, als habe meine Mutter gewünscht und mir gerathen, mich zu verkaufen. Es wird wol nicht so arg gewesen sein, indem Franz ein Mensch war, der nicht nur sehr gefallen, sondern auch Vertrauen und Achtung einflößen konnte; und empfindet ein Mädchen das für einen Mann, so darf sie ihn heirathen, ohne den Vorwurf der Käuflichkeit zu verdienen, möge er reich wie Crösus — sie arm wie Griseldis sein. Aber in meiner Exaltation war es mir nicht nur unmöglich, an meine Verbindung mit Franz zu denken, weil ich einen Andern liebte: sondern auch ohnedas kam es mir schmachvoll vor, einen Mann zu heirathen, der mir ein Opfer — wenigstens das einer glänzenderen Partie — zu bringen hatte. Ich verstummte vor der Mutter, und heiße Angst überrieselte mich bei dem Gedanken, Hermann könne etwas von diesem Plan erfahren. Er kam am nächsten Tage etwas vor der bestimm-

ten Stunde; Du warst noch nicht da. Er stellte sich vor mich hin und fragte, mich scharf fixirend:

„Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen als der Braut des Baron Franz Elboder meinen Glückwunsch abstatten?"

„Nein! entgegnete ich ruhig; ich bin nicht seine Braut und werd' es nie sein. Ich begreife nicht, wie Sie solche Märchen glauben können."

„Seit vorigem Herbst geht das Gerücht, antwortete Hermann, und mein Oheim hat gestern den Baron selbst gesprochen, der ihm freudig die bevorstehende Ankunft seines Sohnes erzählt hat."

„Aber das Alles ist ja kein Grund für Sie, um mir einen so .... unpassenden Glückwunsch zu sagen!" rief ich.

„O, sagte Hermann ganz überwältigt, ich wollte mein Schicksal wissen."

Dein Eintritt unterbrach das Gespräch, und wir fanden in mehren Tagen keinen Moment einsamer Unterhaltung. Endlich, als das Glück uns wieder günstig war, sagte Hermann:

„Heute früh ist der Baron Franz angekommen; ich hab' ihn in Rüdesheim auf der Durchfahrt gesehen."

„So?" entgegnete ich mit gleichgültigem Ton; aber ich zitterte und erblaßte, weil der Wunsch meiner Mutter, im grellen Contrast zu meinen Wünschen, schneidend durch meine Seele blitzte.

„Melusine! sagte Hermann dumpf und faßte meine Hand mit einem eisernen Griff; Sie lieben mich nicht."

„O Gott! rief ich und blickte gen Himmel, muß ich denn das Geständniß der Liebe an die Widerlegung eines kränkenden Zweifels verschwenden?"

Und ich legte auch meine andre Hand in die seine.

„Sind Sie wirklich so entschlossen?“ fragte er mit heimlichem Jubel.

„Ich thue, wie ich fühle, antwortete ich, und gebe die Hand dem, den ich liebe.“

„Ich bin's nicht werth!“ rief er mit so tiefer Innigkeit, daß ich bebend, glühend fragte:

„Also lieben Sie mich nicht? denn Lieb' und Liebe sind einander werth.“ Und die Thränen stürzten mir aus den Augen.

„O Melusine, erwiderte Hermann, wie sollt' ich's wol anfangen, um Dich nicht zu lieben! — Aber ist denn meine Zukunft Deiner werth?“

„Das liegt in Ihrer Hand, entgegnete ich schüchtern, ich... bin treu.“

Auf so flüchtige Unterhaltung mußten wir uns beschränken. Daher erfuhr ich nie seine eigentlichen Ab- und Aussichten, denn wir hatten kaum Zeit, uns ein inniges Wort, eine zärtliche Versicherung zuzuflüstern.

Franz war aufmerksamer, ich kälter, denn je; meine Mutter machte mir bittere Vorwürfe, und bestand auf ihren Plan, mich mit ihm zu verloben. Da faßte ich eines Tags ein Herz, und sagte an Hermann, meine Mutter würde so dringend, daß ich ihr den wahren Grund meiner Abneigung gegen Franz gestehen würde.

„Um Gottes Willen nicht! rief Hermann; Deine Mutter wird Deine Liebe für mich wie eine Erniedrigung Deiner selbst betrachten!“

„Aber sie muß ja doch zuletzt davon unterrichtet werden!“ sprach ich.

„Ja, zuletzt!“ sagte Hermann; und ich mußte ihm versprechen, gegen die Mutter zu schweigen. Ich schwieg auch. Doch eines Abends machte Franz mir plötzlich und überraschend eine Liebeserklärung, und ich verwarf sie. Nun mußt' ich doch der Mutter sagen, was ich gethan. Sie zürnte, sie fragte; ein Wort gab das andre .... und, der Verheimlichung müde, oder um mich zu rechtfertigen, bekannte ich ihr meine Liebe für Hermann. Sie sagte verächtlich:

„Du weißt vermuthlich nicht, daß er der Sohn eines Fischers aus Rüdesheim ist.“

Ich wußte es sehr gut, weil Hermann oft von seiner Herkunft sprach, um daraus die Folgerung zu ziehen, was für Genies im Volk versteckt wären. Die Bemerkung der Mutter machte also gar keinen Effekt auf mich, und ebenso wenig ihr Befehl, Hermann zu vergessen, da ich ihn doch nimmermehr heirathen dürfte. Ich erwiderte, ich würde ihn heirathen, ich würde warten, würde sie erweichen; Hermann seinerseits würde eine Stellung einnehmen, die seinen Talenten gebührte — und was weiß ich, welche Phantasien ich ihr vortrug! — aber heirathen würd' ich ihn. Verachtendes Schweigen war ihre Antwort.

Am nächsten Morgen gebot sie mir, mein Zimmer nicht zu verlassen, und um meines Gehorsams gewiß zu sein, schloß sie mich ein. Hermann kam. Sie hatte ein kurzes Gespräch mit ihm, in welchem sie ihn fürchterlich verletzt haben muß; denn als er das Haus verließ, sah ich ihn durch den Garten gehen, und ich würde ihn kaum erkannt haben, so verwandelt, so zerstört war sein Gesicht. Er blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach meinem Fenster hin. Ich bin überzeugt, daß er mich von dem Moment an gehaßt hat, und daß er sich

an der Tochter gegen die Mutter rächen wollte. Damals entsetzte ich mich, weil ich Verzweiflung darin zu erkennen glaubte, und den Vorwurf, daß ich mein Versprechen nicht gehalten und durch meine Voreiligkeit dies Gewitter heraufbeschworen.

Die Mutter sagte mir, Hermann werde nicht mehr das Haus betreten, ich sei für immer von ihm losgerissen, und ein für alle Mal dazu bestimmt, Franz zu heirathen. Diese unselige Hartnäckigkeit auf eine Verbindung zu bestehen, die mir bittrer als der Tod sein mußte, in der leidenschaftlichen Aufregung, die mich beherrschte — brachte mich vollkommen um meine Besinnung. Hermann war von mir geschieden in Zorn und Groll, vielleicht in Haß! ich sollt' ihn nie wiedersehen, und mich nicht vor ihm rechtfertigen! nicht seine Verzeihung erbitten, nicht meiner unwandelbaren Liebe und Treue ihn versichern! ich verlor den Kopf, ich dachte an nichts als an das Glück ihn noch einmal wiederzusehen und dann zu sterben. Ich schrieb ihm: er möge am nämlichen Abend um neun Uhr, auf dem Hügel unter den Nußbäumen sein, denn ich müsse ihn durchaus sprechen; — und schickte einen kleinen Gartenburschen mit diesem Zettel nach Rüdesheim. Er brachte mir ein Briefchen zurück, worin Hermann schrieb: Er sei krank, doch am dritten Abend hoffe er mich dort zu finden. — Ich bin überzeugt, daß er nicht krank war, aber seinen Plan gemacht hatte, und die drei Tage zu seinen Vorbereitungen brauchte.

Gott, in welchen Aengsten durchlebte ich diese drei Tage! ich bildete mir ein, Hermann werde sterben, eh' ich ihn gesehen. Ich irrte umher, sinnlos vor betäubendem Schmerz. Am letzten Tage fühlt' ich mich selbst fieberhaft unwol; ich

lag auf dem Bett, Du gingst ab und zu, meine Margarita, und suchtest mich zu pflegen, und brach meine krampfhafte Beklemmung in Thränen aus, so weintest Du mit mir, ohne zu wissen, warum. Die Mutter bekümmerte sich nicht um mich; sie meinte wol, die leibliche Krankheit sei eine Folge der Herzenskrankheit, und beide würden sich austoben. Gegen Abend sagt' ich: mir werde besser, schickte Dich fort, gab vor ungestört schlafen zu wollen, und verschloß meine Thür von innen. Um neun Uhr sprang ich behend aus meinem Fenster, und lief nach dem Hügel. Hermann war schon da. Er verbeugte sich, als ich vor ihm stand, und fragte eisig:

„Gnädiges Fräulein, was haben Sie mir zu befehlen?“

Ich taumelte zurück, athemlos, wortlos. Auch er schwieg und betrachtete mich kalt und hoch. Ich glaubte etwas wie Schadenfreude in seinem Blick zu lesen; das weckte meinen Stolz: er sollte meine Liebe nicht sehen, wenn er sie nicht mehr erwidern konnte. Ich wickelte mich in meinen Shawl und wollte schweigend den Hügel verlassen. Da rief er:

„Sie sind die ächte Tochter Ihrer Mutter! mein Gefühl demüthigen, mein Herz in den Staub treten ist Ihr Triumph! Weshalb beschieden Sie mich hierher, wenn Sie mir nichts zu sagen hatten?“

Ich kehrte zurück und sagte: „Ach, ich wage nicht mehr mit Ihnen zu reden, denn Sie hassen mich.“

Mein guter Engel wollte mich vielleicht durch diese Ahnung warnen; doch Hermann erstickte sie, indem er mich heftig in die Arme schloß und ausrief:

„Welcher böse Dämon flüstert Dir dies Mißtrauen zu? rede, o rede!“

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm sagte, was er entgegnete! in den übermächtigen Exaltationen der Leidenschaft werden Worte geboren, die man hernach mit kaltem Blut nicht wiederfindet. Endlich schlug mir Hermann, als den einzigen Beweis meiner Liebe, die augenblickliche Flucht mit ihm vor. Ich entsetzte mich.

„Du lügst, wenn Du behauptest mich zu lieben!“ rief er wild, und schleuderte gewaltsam meine Hand aus der seinen.

Ach, ich liebte ihn! ich willigte in Alles! Er sagte mir flüchtig, wir müßten sogleich nach Rüdesheim gehen, über den Rhein setzen, drüben die Post erwarten, die in einigen Stunden dort vorbei und nach Coblenz gehe; dann müßten wir den Weg von Brüssel nach Paris nehmen, in der großen Stadt könnten wir unbemerkt leben, und würden dort oder auf der Reise, leicht einen Priester finden, um uns zu trauen. Er sagte das Alles sicher, überlegt, überzeugt, seiner und meiner gewiß .... ach, ich folgte ihm! — Er hatte einen Paß, er hatte Geld, er ging ganz besonnen zu Werk. Ich weiß nicht, wie er sich das Erfoderliche verschafft hat! er sprach, er habe Freunde, und werde deren auch in Paris finden. Eine glänzende Carriere könne ihm nicht fehlen, und meine Mutter werde allendlich recht froh sein, daß ich ihn geheirathet. Er zeigte mir die glühendste Liebe, den bewunderndsten Dank, die tiefste Zuversicht! wie hätte ich einen Schatten von Mißtrauen in mir dulden dürfen! Dennoch wagte ich in Coblenz schüchtern zu äußern, ob wir nicht hier bleiben, uns trauen lassen, und der Mutter schreiben könnten; sie wäre dann ja nicht mehr im Stande uns zu trennen, und ich erspare ihr dadurch die Angst wegen meines Verschwindens und um meine Zukunft. Hermann sprach mit großer Bitterkeit:

„Bereust Du Dein Vertrauen, weil ich kein Edelmann bin? meinst Du, ich würde Dir nicht mein Wort halten?"

„O, rief ich, nicht um Dich zu binden, sondern um uns Beide und meine Mutter zu beruhigen, hab' ich jenen Vorschlag gemacht."

„Du bedenkst nicht, entgegnete er sanfter, daß dein Name hier zu bekannt ist, um nicht die Pfarrer von einer heimlichen Trauung abzuhalten."

Ich sah das ein. — O heiliger Gott! wie soll ich's anfangen um Dir, meine arme Margarita, die Verzweiflungen zu enthüllen, die nach und nach, langsam, sicher, ihre Krallen in mein Herz schlugen. Wir waren kaum in Paris, als ich diesen Qualen verfiel. Sie begannen damit, daß die Reue erwachte, daß ich mich zurücksehnte nach Rosenheim, nach Dir, sogar nach der Mutter, und daß ich, warlich, mit übermenschlicher Kraft, vor Hermann diese Sehnsucht zu verbergen suchte, weil ich noch an seine Liebe glaubte und ihn zu betrüben fürchtete. Vielleicht liebte er mich damals wirklich; wenigstens sagte er mir, ich sei von unvergleichlicher Schönheit, von bezaubernder Tiefe und Zartheit der Empfindung, von überwältigender Leidenschaft; wenigstens schien er ganz in das Glück meines Besitzes versunken und davon befriedigt und dankte mir täglich für seine Seligkeit mit neuer Glut. Dies neue, fast gewaltsame, flammende, funkelnde Leben, übertäubte denn auch häufig jene dumpfe Sehnsucht, und an seinem Herzen war ich in Wonne und Jubel aufgelös't und bereute nicht, für ihn mich verloren zu haben. Denn sieh! der Gedanke verließ mich nicht: Aber du bist verloren, Melusine! — Im Gewühl des Tages, im Wechsel der Eindrücke, in der Stille der Nacht, im Gespräch mit Hermann, in seinen Armen,

im Traum sogar — war ein Etwas in mir rege, wie der Todtenwurm im Holz, das mir eintönig wiederholte: Melusine, du bist verloren! — Nein! schrie ich bisweilen ganz laut, nein! denn er liebt mich, denn ich gehöre ihm an, auf Leben und Tod! für Zeit und Ewigkeit! — Aber immerfort hörte ich die gräßlichen Worte: Verloren, arme, arme Melusine!

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß wir nicht verheirathet waren. Auf der Reise trieb Hermann zu möglichster Eil' an, und in Paris sagte er, unser Beider Geburtschein werde begehrt, um uns zu trauen; er wolle deshalb an seinen Oheim schreiben. Er that es; ich schrieb auch an meinen lieben alten Cantor, legte einen Brief an meine Mutter bei, und beschwor ihn um seine Fürsprache. Es dauerte ein halbes Jahr, mein' ich, bis die Antwort darauf erfolgte, und zwar von einem Geschäftsmann, der Hermann anzeigte, sein Oheim sei eben gestorben, in Folge eines Schlagflusses, der ihn am Tage nach unsrer Flucht getroffen und geistesschwach gemacht habe; meine Mutter sei seit drei Monaten nach Heidelberg übergesiedelt, und habe den Brief zurückgesendet, den er beim Ordnen der Papiere des Cantors in Hermanns Schreiben gefunden und ihr übermacht habe. Von den begehrten Geburtscheinen war nicht die Rede; vielleicht deshalb nicht, weil meine Mutter auf den Umschlag jenes unerbrochenen Briefes geschrieben hatte: Ich kenne nicht mehr die Person, welche sich Melusine von Ringoltingen nennt, und will nichts von ihr hören. — Vielleicht hatte man nichts dazu beitragen mögen, um die Spaltung zwischen Mutter und Tochter zu vergrößern.

Genug, als jener Brief endlich ankam, war ich nicht mehr

im Stande, mich zu freuen oder zu betrüben, obgleich ich Veranlassung dazu hatte; denn Hermann erbte den Nachlaß seines Oheims, 2000 Gulden, und das war ein Schatz für uns, indem wir bereits in der kläglichsten Dürftigkeit lebten. Die Freunde, auf welche Hermann gerechnet, waren nicht so mächtig oder so freundschaftlich, wie er es gehoft. Er hatte es seiner großen Gewandtheit in der französischen Sprache zu danken, daß er an einigen kritischen Journalen arbeiten durfte. Doch diese Mittel genügten kaum zur Subsistenz, und sein Ehrgeiz verzehrte ihn, während er unter der Demüthigung seines Stolzes erlag. Die Liebe zu mir war erloschen, ich selbst ihm lästig — nicht sowol weil ich seine Sorgen für das materielle Dasein vergrößerte, als hauptsächlich, weil ich Zeuge derselben war. Er gehörte zu den Menschen, die jede Entbehrung mit eiserner Standhaftigkeit ertragen, so lange kein fremdes Auge in dies traurige Geheimniß dringt, und die sich erniedrigt fühlen, wenn es sich vor einem Andern enthüllt. Der elenden, nach Geld und Macht schätzenden Welt gegenüber ist diese Kraft nur edel; wer sie aber in die intimsten Verhältnisse überträgt, wer sich der Geliebten gegenüber, durch Armuth entwürdigt glaubt, der zeigt, daß seine innerste Gesinnung übereinstimmend mit der Welt ist und daß er die Geliebte keiner höheren für fähig hält. Er litt fürchterlich durch die Voraussetzung, seine Glorie schwinde vor meinen Augen in demselben Maß, als ich ihn mit der Dürftigkeit des Lebens kämpfen sähe. Er rächte sich dafür, indem er mich zu demüthigen suchte. Anfangs glaubte ich, seine Bitterkeit entspringe aus Liebe zu mir; er zürne dem Schicksal, weil er es mir nicht lieblicher gestalten könne; und seinetwegen betrübt' ich mich, wenn ein Ausbruch seiner Heftigkeit auch über

mich hergestürzt war — nicht meinetwegen! Wie muß er leiden, sprach ich heimlich zu mir selbst, da er nicht fühlt, wie weh er mir thut. Aber er fühlte es sehr gut, und er hatte seine Freude dran! — Je klarer diese Ueberzeugung sich mir aufdrängen wollte, um desto eifriger strebte ich sie zu unterdrücken. O Gott! wenn man nichts hat, keine Freistatt, keine Aussicht, keine Zuflucht, keinen Freund, keinen Schutz, nichts, gar nichts auf der großen, weiten Welt, als ihren Vorwurf und ihre Verachtung — und zum alleinzigen Trost für die Mauer von Schmach, mit der sie uns umzingelt, nichts als die Liebe eines Menschen, so ist es schwer die Erkenntniß anzunehmen, daß dieser Einzige uns nicht mehr liebt, und wenn sie sich uns auch mit den unwiderleglichsten Beweisen aufdrängt.

Ich hatte immer ein heißes, opferdurstiges Herz gehabt. Als die physische Sorge und Noth über mich kam, wiederholte und prägte ich mir ein, daß jezt der Moment gekommen sei, um meine Ausdauer zu bewähren, und um zu beweisen, daß ich andrer Opfer fähig sei, als desjenigen, welches der Rausch der Leidenschaft begehrt und bringt. Ich wähnte, wenn ich immer geduldig, freudigen Muthes, willig zu jeder Hülfe, zu jeder Arbeit, zärtlich wie sonst, vertrauend und huldigend wie niemals sei: so könne Hermann unmöglich wegen meines Leichtsinns mich verachten. Ich fühlte in mir die Kraft, den Fehltritt eines Augenblicks durch die Würde meines ganzen Lebens zu versöhnen; darum wollt' ich nicht von Hermann verachtet sein, darum fiel ich zerschmettert in den Staub, als ich erkannte, daß ich im Grunde nichts als ein Spielwerk für ihn gewesen — ein Spielwerk vergänglicher Liebe und unauslöschlichen Hasses.

Wie diese Erkenntniß erst dumpf, dann immer deutlicher sich in mir regte, darauf sich fest stellte, Wurzel schlug, sich entfaltete, und mich mit ihren kalten, verschattenden Zweigen so tief bedeckte, daß undurchdringliche Finsterniß sich um meinen Blick und meine Seele lagerte — könnte ich Dir ebenso wenig deutlich machen, als man bei gewissen Krankheiten sagen kann: so und so haben sie angefangen. Man weiß nicht, wo man den Keim der Krankheit empfangen, man fühlt ihn kaum, man leugnet ihn, nach und nach wird man matt, wird gezwungen das Uebel einzugestehen, versucht ihm Einhalt zu thun! aber es ist da, es zehrt, es wühlt, es wüthet, es führt zum Tode — des Leibes hier, des Herzens dort. Das entschied ein Moment.

Es war im Winter und ungewöhnlich strenge Kälte. Ich hatte eiskaltes Wasser geholt und fror sehr, meine Hände waren ganz erstarrt; da sagte Hermann:

„Wenn sie doch sehen könnte, die hochgeborne Freifrau von Ringoltingen, daß ihre schöne Tochter Mägdedienst bei einem Fischersohn, ihrem Geliebten, thut!“

„Warum nicht, wenn er meines Dienstes bedarf?“ sagte ich, scheinbar ruhig; aber so kalt es auch war, Hermanns Worte, sein Ton, sein Blick, sein Ausdruck waren noch kälter, schneidender, vernichtender, und die Vorstellung: er freut sich meiner Erniedrigung, folglich verachtet er mich! — wälzte sich wie ein Berg von Eis auf meine Brust. Und er schmolz nicht wieder fort. Bis dahin war ich von der innigsten Zärtlichkeit für ihn gewesen! wenn er ging, war's ein Leid, wenn er kam, eine Lust, wenn er lächelte, ein Fest, wenn er liebevoll war, eine Seligkeit. Das hörte auf. Ich sprach zu mir: Er liebt dich nicht und will dich dennoch besitzen?

nein, das geht nicht Hand in Hand! — Ich that meine Obliegenheiten, ich besorgte unsre armselige Einrichtung, ich arbeitete für ihn, ich suchte etwas Geld zu verdienen durch Handarbeit, ich blieb sanft und willig zu jedem Dienst; allein damit hörte meine Hingebung auf. Ich fand nicht mehr in mir die überquellende Liebe, die mich an sein Herz geworfen; ich blieb ihm fern — so fern, daß es ihn tief verletzte.

„Bin ich ein Pestkranker, dessen Nähe Du scheust?" rief er zornig.

„Nein, sagt' ich, aber Du liebst mich nicht mehr."

„Als ob ich Dich je anders als jezt geliebt hätte?" sprach er mit bitterm Hohn.

Zuweilen bat ich ihn, sich nicht so gräßlich zu verleumden, und mein Gefühl nicht mit Füßen zu treten. Zuweilen sank ich wie niedergedonnert in mir selbst zusammen, unfähig ihm zu antworten, starr vor übermäßigem Schmerz. Ich weiß nicht, warum er mich nicht fortjagte! ich glaube, ich war ihm nützlich zum materiellen Leben. Ich kochte für ihn, ich hielt sein Zimmer und seine Wäsche in Ordnung; war er müde vom Schreiben, so diktirte er und ich schrieb. Ich kostete ihm nichts! wir hatten ein elendes Zimmer mit einem Alkoven, vier Treppen hoch; ich arbeitete bei seinem Licht, ich saß an seinem spärlichen Kamin! so viel, wie ich brauchte zu meiner allernothdürftigsten Bekleidung, verdiente ich mir. Unten im Hause wohnte ein Krämer, im dritten Stock ein Perückenmacher, welche Beide Töchter hatten: denen gab ich Unterricht im Piano, und dafür bekam ich von jenem Kaffee, und von diesem ein Paar Franken — aus Mitleid, glaub' ich, denn der Perückenmacher war ganz gerührt, als ich eines

Tages ihn bat, mir mein Haar abzuschneiden und abzukaufen; schönes, langes, blondes Haar wird theuer bezahlt! aber er wollte mir nicht diese Schönheit rauben — der gute Mann, und da trafen wir jenes Uebereinkommen wegen der Musik. — Vielleicht brauchte Hermann auch Jemand, an dem er seinen Groll über sein hartes Schicksal auslassen konnte — genug, er hatte nie eine Aeußerung gemacht, die auf den Wunsch deutete, mit mir zu brechen, während ich schon tausend Plane bebrütete, um ihn zu verlassen.

Jener Brief traf in diese Zeit. Mir war sein Inhalt ganz, ganz gleichgültig! ich wünschte längst nicht mehr Hermanns Frau zu werden, und daß er die 2000 Gulden erbte.... betrübte mich fast. O Margarita! das Menschenherz ist voll unerklärlicher Widersprüche! So lange Hermann blutarm war, schien es mir Pflicht, bei ihm auszuharren, obgleich ich nach Erlösung aus meiner erniedrigenden Lage lechzte, und als er nun einige Mittel in Händen bekam und als ich einsah, daß ich jezt vielleicht bessere Tage mit ihm theilen könne, aber daß ich ihn verlassen müsse, weil er mich genug verachte, um mir wahrscheinlich dereinst diese Theilung vorzuwerfen: sieh! da wurde ich fast sinnlos vor Verzweiflung, einsam, elend, befleckt und schuldbewußt in der Welt dastehen zu sollen. Ich sprach nicht von meinen Qualen zu Hermann, ich klagte nicht. Bisweilen ächzte ich unwillkürlich, wie bei einem heftigen Körperschmerz. Ich mogt' auch wol körperlich krank sein, doch das kam nicht in Betracht, ich hatte eine eiserne Natur. Endlich langte das sehnlichst erwartete Geld an. Ich fragte Hermann, ob sich ihm noch immer keine Aussicht zu irgend einer Anstellung zeige, und wenn nicht — ob er dann nicht nach Deutschland zurückgehen und dort ein

Unterkommen suchen wolle; er habe nun Geld zur Reise und um sich anständig zu kleiden.

„Und welche Rolle würdest denn Du in Deutschland spielen?“ fragte er spöttisch, denn er sprach in keinem andern Ton mit mir. „Welche Stellung ich dort auch fände, sie würde mir schwerlich erlauben, Dich zu heirathen, und wir können nicht in Rüdesheim zusammen leben wie in Paris, das würde sich nicht schicken für ein Freifräulein von Ringoltingen.“

„Es schickt sich allerdings nicht — weder dort noch hier,“ antwortete ich mit stumpfer Ergebung.

„Das fällt Dir etwas spät ein!“ sprach er mit bitterm Lächeln.

Ich konnt' es nicht mehr aushalten! es hammerte mir im Kopf, die Kehle war mir zugeschnürt, ich schnappte nach Luft. Ich ging auf die Straße herab, da war es besser, die Sonne schien wunderfreundlich! es war im März und gar nicht mehr kalt. Ich erwärmte mich recht da draußen! Ich sah' zu Hermanns Fenster hinauf und sagte halblaut: Lebwol, Hermann! ich will lieber auf der Straße sterben, als bei Dir! — Darauf entfernte ich mich schnell, und fing an, in der ungeheuern Stadt, die ich fast gar nicht kannte, umher zu irren, ohne Absicht, ohne Gedanken, ohne Hofnung, ohne Wunsch, in vollkommenster Stupidität.

Plötzlich blieben zwei junge Menschen, die Arm in Arm gingen, vor mir stehen, und versperrten mir den Weg. Statt ihnen auszuweichen, blieb auch ich mechanisch stehen, und starrte sie an. Wie eine Nachtwandlerin, wenn man ihren Namen nennt, fuhr ich mit Entsetzen aus meiner Betäubung auf, als ich sie zu mir reden hörte, und floh, halbtodt vor

Angst und Scham, in die erste, beste Thür. Es war die einer Kirche. Da fühlt' ich mich geborgen! ich stürzte auf die Knie und schrie zu Gott um Rettung. Das erleichterte mich sehr. Ich kannte die Welt so gar nicht, daß ich meinte, sie wimmele von barmherzigen, guten Menschen, und ich brauchte nur die Hand nach ihnen auszustrecken, so sei die Hülfe da. Ich sah mir die Leute an, die mich umgaben; ich suchte ein Gesicht, zu dem ich Vertrauen fassen könne. Eine ältliche Dame mit stillen, blassen, ernsten Zügen gefiel mir ganz besonders. Als sie ihren Platz verließ, folgte ich ihr, und bat sie, mich anzuhören. Sie stand befremdet, doch nicht unfreundlich still, und fragte mich, woher ich sei, denn mein Accent verrieth die Ausländerin.

„Aus Deutschland!" erwiderte ich.

„Sind Sie denn auch eine gute Katholikin?" fragte sie weiter.

„Ach nein! ich bin protestantisch!" entgegnete ich; und darauf erklärte sie mir, sie könne sich nur ihrer Glaubensgenossen annehmen, und verließ mich.

Niedergeschlagen ging ich auf meinen Platz zurück, und begann neue Beobachtungen. Zu den Männern hatte ich kein Vertrauen. Ich fühlte instinktartig, deren Hülfe würde mein Untergang sein, und o Gott! ich wollte mich retten! — Endlich gewahrte ich eine schöne, junge Frau, elegant gekleidet, neben einem eben so hübschen und eleganten Mann, und Beide sehr andächtig in ihren Gebetbüchern lesend. Die Frau war guter Hofnung. Das gab mir, ich weiß nicht welche Zuversicht! ich meinte, sie müsse unsäglich glücklich sein, sie betete ja an der Seite eines geliebten Gatten für sein Kind!

sollte sie, die Gesegnete, nicht Erbarmen mit fremdem Elend haben?

Als Beide die Kirche verließen, folgte ich ihnen, und bat die Dame um Gottes willen, mir einen Augenblick Gehör zu schenken. Sie warf sich erschreckt zurück, klammerte sich an den Arm ihres Mannes und rief:

„Gieb ihr Geld, Lieber! geschwind! daß sie uns nicht mit ihrer Litanei langweilt! ich bin sehr angegriffen!"

Kaum hört' ich die ersten Worte, so zog ich mich zurück; Schutz begehrte ich, kein Geld. Der junge Mann trat aber auf mich zu, nahm ein Geldstück aus seiner Westentasche, gab es mir, drückte mir dabei die Hand und fragte:

„Wo wohnst Du denn, mein schönes Kind?"

O, meine Margarita! so sind die Menschen! elend sein, ist in ihren Augen eins und dasselbe mit verworfen sein .... und wer jenes ist, hat große Mühe dieses nicht zu werden! — Ich taumelte einen Schritt zurück, und faltete die Hände, ohne zu antworten. Die schöne Frau rief mit unwilliger Stimme ihren Mann. Er verließ mich, und ein Bettler reichte mir das Geldstück, das ich hatte fallen lassen: es war ein Napoleon. Ich sagte dem armen Mann, er möge es behalten und für mich beten. Dann verließ ich die Kirche, und irrte wieder umher. Ich hatte keine Rast noch Ruh, ich mußte gehen und immer gehen! ich war zum Umsinken müde, doch sobald ich mich niedersetzte, packte mich eine ganz unbeschreibliche nervose Angst. Zuweilen dachte ich: O Gott, Hermann sucht mich vielleicht! wenn ich ihm doch begegnen könnte! ich wollte Alles ertragen und immer bei ihm bleiben, denn ich fürchte mich gräßlich, so allein, allein, allein zu sein! — Und während ich das dachte, strömten die Menschen zu Tausenden

an mir vorbei, und Keiner ahnte, daß ein junges, unseliges Geschöpf auf dem Punkt war, in den tiefsten Abgrund zu stürzen, weil es allein war. — Zuweilen faßte ich den Entschluß von selbst zu Hermann zurückzukehren. Aber dann dacht' ich: Wer weiß, ob er nicht meiner Entfernung herzlich froh ist! ob er mir nicht zurufen wird: weshalb kommst du wieder? ich habe dich nicht vermißt, nicht gesucht! .... Nein, ich würde nicht die ewige moralische Mißhandlung ertragen und morgen oder übermorgen wieder entfliehen!

Der Tag ging zu Ende, es wurde allmälig finster. Ich wußte nicht, wo ich die Nacht schlafen sollte. Ich bedauerte jenen Napoleon dem Bettler geschenkt zu haben; ich hätte mir doch damit ein Unterkommen verschaffen können. Mich hungerte sehr. Ach ja! der physische Mangel machte sich fühlbar. Mich fror und hungerte. Ich hatte eine große Stadt kaum bei Tage gesehen — geschweige bei Abend! Das Geräusch und Gewirr wurde immer tumultuarischer und betäubender. Ich wagte nicht in ein Haus zu treten, aus Furcht fortgejagt zu werden. Mitunter blieb ich ganz verdummt vor einem prächtigen, hellerleuchteten Magazin stehen, und starrte die schönen Sachen an, oder vor einem Café, denn ich hatte brennenden Durst, und großes Verlangen nach einem Glas Wasser und ein wenig Brod. Um mir das zu verschaffen, hätte ich gern gebettelt! ja ja, gebettelt! Du weißt nicht, was das heißt, Hunger haben! wie das beklemmt und den Kopf erhitzt und ohnmächtig macht! und wie man doch nicht ohnmächtig werden will, weil man dann hinfällt und mit Füßen getreten oder von den Wagen überfahren wird — und weil dann Wachen, oder was weiß ich für Leute kommen, die das unglückselige Geschöpf ins Gefängniß schleppen, oder ins

Hospital. Ich hätte vermuthlich gradezu gebettelt, wenn nicht eine Drehorgel, die ein Blinder drehte, während ein Weib dazu sang, mich auf den Gedanken gebracht hätte auch zu singen. Der Freischütz war damals in der Mode, die Drehorgel spielte beliebte Melodien, das Weib kreischte dazu; aber es standen viele Leute umher, und Einige gaben dem Blinden. Nachdem er gegangen, wollte ich versuchen zu singen, auf der Straße, wie der elendeste Bettler. Es ging nicht, die Stimme versagte! die Blicke, die sich auf mich richteten, machten mich zittern. Ich verkroch mich in der Menge, und warf mein Tuch über den Kopf, ein großes, weißes Musselintuch, das mir nun statt Schleier diente und bis zum Gürtel herabhing. Als ich gewiß war, jezt könne mir Niemand unverschämt ins Gesicht sehen, faßte ich plötzlich Muth, stellte mich an einen Baum und fing an zu singen. Es war auf dem Boulevard des Italiens: da sind beständig elegante Leute. Ich sah durch mein Tuch, daß mehre mir zuhörten. Sie lobten meine Stimme und gaben mir Geld; dabei bemerkte einer meine kleine Hand. Nun fingen sie an, Voraussetzungen über meine muthmaßliche Schönheit zu machen. Einer beschwor mich, den Schleier abzunehmen; ein Andrer, ein ältlicher Herr, sagte: man solle sich doch mit meiner schönen Stimme begnügen, ich sei gewiß grundhäßlich oder entstellt; ein Dritter rief mir zu, das Jägerlied aus dem Freischützen zu singen; ich wünschte mich unter die Erde. Plötzlich riß mir Einer mit rascher Bewegung den Schleier ab, und mein Haar, das ohnehin schon halb aufgelöſ't war, fiel lang über meine Schultern herunter.

„Diable! rief der junge Mann, das ist ja eine heilige Genovefa!“

Ich ergriff mein Tuch wieder, warf es hastig um und lief pfeilgeschwind fort. Ach! als ich athemlos stillstand, bemerkte ich, daß ich mein Geld verloren hatte! stumpfe Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Ich war matt zum sterben. O lieber Gott, laß mich doch sterben! murmelte ich ununterbrochen, wie die Blödsinnigen. Ich ging immerfort, immerfort! ich hofte umzukommen vor Ermüdung. Gräßliche Gestalten streiften an mir vorüber, fürchterliche Worte fielen in mein Ohr — aber ich sah und hörte, wie es zuweilen im Traum geschieht, ganz undeutlich, phantasmagorisch. Einmal fühlte ich mich am Arm festgehalten; da stieß ich einen so gellenden Schrei aus, daß man mich auf der Stelle losließ. Ich ging weiter und kam auf eine Brücke. Die Seine floß still und ruhig darunter weg. Wer da unten läge! murmelte ich. Das ist ja sehr leicht! setzte ich hinzu. Ich beugte mich über die Brustwehr, mein Kopf schwindelte, wurde schwer, schwer; aber ich weiß nicht, wie es kam — Bilder des Lebens zogen an mir vorbei! ich dachte an Rosenheim, an eine Wasserfahrt mit Franz, an Dich, Margarita, mit Deinen himmlischen Augen! ich konnte mich nicht herabstürzen! Vielleicht sterb' ich von selbst, sprach ich zu mir; ich will warten bis Mitternacht! — Ich kauerte mich zusammen auf den kalten Steinen, und wartete gelassen auf den Tod. Beim ersten Schlag der Mitternachtstunde ging ein Mann vorüber und stieß mich hart mit dem Fuß am Knie. Das machte mir einen heftigen Schmerz. In demselben Augenblick fuhr ein Wagen auf die Brücke. Ach! die Pferde werden mich todt treten und das thut so weh'! ächzte ich, raffte mich auf, und schwang mich über die Brustwehr. Die eisige Kälte des Wassers raubte mir auf der Stelle die Besinnung.

Nach neun Tagen kehrte sie zurück. Ich fand mich mit unsäglichem Wohlbehagen in einem freundlichen Zimmer wieder und eine barmherzige Schwester saß vor meinem Bett und betete. Da faltete auch ich meine Hände, flehte inbrünstig Gott um Vergebung an und dankte ihm für mein Leben, das mir wie ein herrliches Geschenk vorkam. Dann fragte ich, wo ich sei, und hörte mit Verwunderung, im Hotel des —ischen Ministers, der grade über die Brücke gefahren sei, und mich habe retten lassen. Ich besserte mich rasch, und nach drei Tagen kam die gute Schwester nicht mehr, zu meinem großen Bedauern; ein Kammermädchen vertrat ihre Stelle. Nach acht Tagen war ich ganz hergestellt, und da ließ mich der Minister zu sich kommen. Er war der ältliche Herr vom Boulevard des Italiens, und ich erkannte ihn gleich, denn alle Umstände jenes gräßlichen Abends waren wie in Erz in mein Gedächtniß geprägt. Ich mußte ihm mein Schicksal erzählen; er fragte nach meinen Aussichten für die Zukunft, und ob eine Möglichkeit vorhanden sei, mich mit meiner Mutter zu versöhnen; er erkannte meine unendliche Hülflosigkeit für jezt und für immer.

„Sie sind verloren, wenn Sie nicht in meinem Schutz bleiben!“ sprach er.

„O ja! rief ich, bei Ihnen werd' ich geborgen sein!“

Ich war kaum neunzehn Jahr alt; er, tief in den Funfzigen. Er kam mir ganz wie ein Greis vor, recht uralt. Das freute mich! sein leutseliges Wesen gefiel mir ebenfalls sehr, ich faßte Vertrauen zu ihm. Er verspottete mich nicht und brutalisirte mich nicht; er ging fein und freundlich mit mir um; er besuchte mich täglich in der lieblichen kleinen Wohnung, die er mir in der Nähe seines Hotels gegeben

hatte, und wo ich mit Wonne ein Piano, Noten und Bücher fand. Ich freute mich immer, wenn er kam, er hörte mich gern singen und spielen, er lobte mich und bot mir alle Lehrer an, die ich nur wünschen konnte. O Herr und Gott, er foderte statt Dankbarkeit — Liebe; und ich, ich Unselige! zerschmettert vom Leid, vernichtet durch die Liebe, vor mir selbst erniedrigt durch meine Schmach und Sünde, geängstigt durch das Schreckbild meiner einsamen, elenden Existenz — ich beschwor ihn, jedes Opfer als Dankbarkeit hinzunehmen, aber mir nie von Liebe zu sprechen. Diese Bedingung war nicht schwer zu erfüllen für einen Mann von siebenundfunfzig Jahren, der das Leben rund um und durch und durch gelebt hatte, und der zu seinem eignen Erstaunen von dieser Jünglingslaune sich befallen sah.

So lebten wir ein Jahr in Paris, dann sechs in Neapel. Doch die waren anders! seine Zärtlichkeit hatte dem Wolwollen Platz gemacht; er war mir gut, und schenkte mir sein volles Vertrauen. Er besprach Alles mit mir, und hielt sehr viel auf mein Urtheil und meine Ansicht. Ich lebte in seinem Hause und galt für das, was ich nicht mehr war. Durch seinen Umgang, durch die Gesellschaft aller Männer, die bei ihm aus- und eingingen, durch Unterricht, Lektüre und Nachdenken, hatte erst mein Geist, allmälig mein Charakter sich entwickelt. Man nannte mich genial, exceptionel, man bewunderte meinen Verstand, man adorirte meine Grazie. Was half mir das? ich war elend!

Was ich für Seelenzustände durchlebt, mit welchen Dämonen ich gerungen — welch' ein schmachtender Durst nach Glück zuerst — und welch' ein Widerwille gegen Glück und Freude der Welt zuletzt mich beherrscht haben: ja, dafür giebt

es keine Worte! Denn, wer von uns hat nicht gerungen, nicht gelitten? wer von uns ist nicht durch Enttäuschung und Entmuthigung gegangen? wer von uns hat nicht seine Altäre stürzen und sich selbst oder seine Ideale vom Thron fallen lassen? Aber irgendwo empfängt uns eine grüne Oasis! erblüht sie nicht in der Gegenwart, so dämmert sie in der Zukunft oder lächelt uns melancholisch aus der Vergangenheit an; — wem die Erinnerungen trübe sind, der wirft sich kühn in den Arm der Hofnung, oder in den bezaubernden Genuß des Augenblicks; — wer von der Welt geächtet wird, flüchtet sich an ein liebendes Herz oder in das eigene; — wer nicht in Gefühlen schwelgen kann, der sucht durch That und Handlung seine Befriedigung, — wer die entsprechende Stellung im äußern Leben nicht finden kann, dem schaffen die Gedanken ein weites, unumschränktes Gebiet. Für Keinen ist das Dasein ein immerblühendes Eden! für die Meisten ist's ein Erdreich, das sie mühselig bebauen müssen, und das mit Haideland und Felsen vermischt ist! dennoch ist die dürre Haide mit lieblichen Blumen bestreut, und um den Fels schlingt sich Moos und Epheu, und die Tanne schießt aus seinem Spalt empor. Irgendwo faßt die Vegetation Fuß, und entwickelt Leben! — nur nicht im Triebsand! und ich, Margarita, stand mitten drin! Begeisterung hatte mich zur Thorheit geführt, Leidenschaft zum Leichtsinn, Liebe zur Schmach, Schmerz zur Sünde, Dankbarkeit zur Verworfenheit. Die herrlichsten Gaben hatte ich profanirt, die edelsten Fähigkeiten mißbraucht, jedes Material zur Existenz verdorben und jede Basis erschüttert, auf welche sie sich gründen läßt. Die Masse verachtete mich, der Einzelne bemitleidete mich mit jenem schauderhaften Mitleid, das man dem Laster zollt, die Welt stieß mich aus ihren

Reihen, und mein eignes Herz sprach den Bannfluch wider mich!

Und dennoch! dennoch schrie ich nach Glück! ich that und trieb Unglaubliches, um es zu finden. Bald warf ich mich in alle Zerstreuungen, welche große Städte in so reichem Maß und Wechsel, auch außerhalb des Kreises der sogenannten Gesellschaft bieten: Schauspiel, öffentliche Feste, Kunstgenüsse, Wolbehagen am raffinirten, täglichen Leben mußten wie eine ununterbrochene Berauschung an mir vorüberbrausen. Bald floh' ich in die Einsamkeit, und foderte von Büchern, von ernster Beschäftigung mit großen Geistern aller Zeiten, von Ausübung einer Million kleiner Fertigkeiten, zu denen ich alle Geschicklichkeiten der Männer rechnete, Ruhe, Klarheit und Befriedigung. Umsonst! Unruh, Finsterniß und grauenhaft gespenstische Leere, waren die Furien, die nicht eine Sekunde von mir abließen. Nur wenn ich alle körperliche und geistige Spannkraft bis zur Ueberspannung angestrengt und verbraucht hatte — nur dann war mir wol, weil ich müde war, und weil ich die Ermüdung Ruhe nannte. Eine solche Epoche war für mich die erste Anwesenheit der Malibran in Neapel. Der Minister kannte sie schon in Paris, er gab ihr in Neapel Feste über Feste, die nicht sowol durch Luxus und Geschmack, als hauptsächlich durch die Vereinigung aller Sommitäten glänzten — freilich nur der Männerwelt, die gleich mir für jene Fee des Gesanges fanatisirt war. Neapel, dessen Himmel, dessen Natur, durchstralt von der Sonne, durchglüht vom Vesuv, umbraus't vom Meer — dazu die Inspirationen der Kunst, Bewunderung, Jubel, Entzücken — es war eine Verklärung des irdischen Daseins, eine Vergeistigung der irdischen Freuden, die mir, während ich sie genoß, allen Be-

dürfnissen zu entsprechen, und alles Verlangen zu befriedigen schienen. Nichts da! es waren die Ekstasen des Opiumrausches gewesen! ich erwachte matter und ernüchterter denn je, das Bewußtsein der Unzulänglichkeit dieser Freuden wurde immer stärker, mein Ekel, sie umsonst und ewig umsonst herauf zu beschwören, immer bestimmter, und die tiefe namenlose Sehnsucht nach etwas Anderem, das ich nicht zu nennen wußte, das nicht in der Welt sein konnte, weil ich es nicht in ihr gefunden — immer nagender. O diese Sehnsucht nach Liebe! wie Psyche in der Hölle schwebte sie selig, heilig, himmlisch, durch meine Verzweiflungen.

Aber ich nannte sie nicht Sehnsucht nach Liebe, sondern nach dem Tode. Lieben mogt' ich nicht mehr! das Ideal, welches ich mir einst gemacht, war von der Realität nicht sowol vernichtet, als vor ihr in andre Regionen entfloh'n. Im Himmel mußte die Liebe wohnen, die ich begriff, die nicht in den Staub tritt, die nicht verachtet, die unser Auge hell, unser Herz freudig, unser ganzes Wesen fest macht, die das Leben giebt, d. h. das Bewußtsein der Unendlichkeit, und die ich zur Bedingung der Seligkeit machte. Darum wollt' ich sterben! o, wie hab' ich mich nach dem Tode gesehnt! ich glaubte an eine Fortdauer, an eine fortschreitende Entwickelung. Ich fühlte mich viel zu gering und unwürdig, um in einem überirdischen Abschnitt der Existenz zu meiner geträumten Seligkeit zu gelangen; aber besser zu werden, aber mich zu entwickeln, aber diesen Staub der Erde von mir abzuschütteln, aber durch Ströme oder Gluten der Läuterung hindurch zu gehen, aber mein verlornes, schneeweißes Unschuldskleid tapfer wieder zu erkämpfen: das durft' ich doch hoffen, und das hofte ich. Ich rang oft gegen das Verlangen mir den

Tod zu geben. Was mich davon abhielt war die Gewißheit an meiner Sehnsucht und meinem Gram zu sterben. Ja, ich war dessen so sicher, daß es mich geduldig machte.

Der Minister war den letzten Winter in Neapel sehr krank, und ich seine treue Pflegerin gewesen. Er rechnete mir das hoch an, er sprach: das Krankenbett sei ein schlechter Platz für meine Jugend und Schönheit. Ich versicherte ihn, und mit voller Aufrichtigkeit, es sei der allerbeste für mich, denn ich könne ihm nützen und dienen wie sonst Niemand. Er schenkte mir die kleine Herrschaft Töröseny in Ungarn, um meine Zukunft, im Fall seines Todes, unabhängig zu machen. Seitdem nahm ich jenen Namen an. Bis dahin hatte ich keinen! ich hieß Melusine. Er allein wußte den meiner Familie, und er hat ihn nie verrathen. Durch das Geschenk der Herrschaft und des neuen Namens gab er mir eine Art von bürgerlicher Stellung, die mich unaussprechlich erfreute, weil ich mir selbst dadurch weniger ausgestoßen vorkam. Er fand das Klima von Neapel zu aufregend, wünschte eine neue Bestimmung, und erhielt sie nach Berlin. Vorher sollte er Wiesbaden brauchen. Es war mir unmöglich, ihn in meine Heimat zu begleiten! er ließ mich in Mailand: ich sollte in der Lombardei oder der Schweiz einige Wochen zubringen und dann in Berlin mit ihm zusammentreffen. Ich blieb einen Monat am Comersee!

Margarita, es kommen Begegnisse im Leben, die außerhalb aller Berechnung, aller Voraussetzung, aller Möglichkeit liegen. Gott schickt sie uns als seine Boten: das glaub' ich fest! bald vertreiben sie uns mit dem feurigen Schwert aus dem Paradiese, dessen wir nicht mehr würdig sind; bald leihen sie uns ihre goldnen Flügel und prophetischen Blicke, und heben uns

wieder hoch genug, um ins verlorne Paradies hineinzuschauen und den Weg dahin zu suchen. Ein solcher Bote war Hulderich für mich! er hat in der Welt einen andern Namen, doch was kümmert er Dich und mich? Er war ein schöner, leidenschaftlicher, ganz von Gefühlen lebender Mensch. Er liebte mich! — — O, manche Männer hatten mir von Liebe gesprochen; sie wußten, wer ich war, sie meinten die schöne Mätresse des alten Ministers müsse leicht zu gewinnen sein; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, mir ihren Materialismus zu verbergen; und, mein Gott! sie hatten ganz recht von ihrem Standpunkt aus; ein alter Mann hatte mich für sein Geld gewonnen, warum nicht ein andrer durch seine Jugend, oder Schönheit. Alle meinten, ich hätte Leidenschaft, Sinne, Grazie, die ganze Energie einer mächtig reichen Organisation, und sie hatten ganz recht! aber daß ich außerdem eine Seele besäße — daß ich etwas Andres begehre als brutale Befriedigung, im zierlichen Gewande der Koketterie — das fiel Keinem ein! konnte vielleicht Keinem einfallen, der meine Verhältnisse kannte! Aber deshalb blieb ich eiskalt für sie, und die lodernden Flammen meines Innern erstarben in ihrer Gegenwart, vor ihren Wünschen.

Sie brachen aus vor Hulderich, sie umzingelten mich und ihn, als er mir von der Liebe in einem Ton sprach, der bisher nur in mir erklungen war. Ich hatte großes Mitleid mit ihm, ich wollt' ihm den Schmerz sparen, sein Gefühl an eine Unwürdige verschwendet zu haben, ich wollte bald ihn fortschicken, bald ihm sagen, wer ich sei. Aber ach! eine übermächtige Empfindung ist ein arger Sophist! mein Leben nur, doch nicht mein Herz, schien mir seiner unwürdig. Warum sollt' ich mich nicht ein Paar Stunden oder Tage an

dem prächtigen Strom ausruhen, der an mir vorüber ins Leben hineinrauschte, und mich in seine klaren Wellen lockte? — Ich widerstand auch nicht! was hatte ich zu fürchten und zu verlieren? höchstens eine neue Illusion erbleichen zu sehen! — In jenen Monat drängte sich das Glück eines Menschenlebens zusammen! jener Monat war die Perle, die zwischen den starren Muschelschaalen meiner Vergangenheit und meiner Zukunft lag! aber die Perle war mein: ich wurde geliebt, ich, die arme Melusine! „Den Schatten kann man malen, doch nimmermehr das Licht“ — heißt es in einem Liede. Das ist recht wahr! von meinem Leid weiß ich mehr zu erzählen, als von meinem Glück. Die Liebe conzentrirt dermaßen unsre Kräfte, daß sie außer aller Proportion zu den Mitteln, durch welche wir sie ausdrücken könnten, sind. Die gewöhnlichen Fähigkeiten werden paralysirt, nicht durch Mangel und Schwäche, sondern weil höhere Wahrnehmungen auch eine höhere Darstellung begehren. Nur bei dem Geliebten ist die Sphäre unsrer Freiheit, in der jede Richtung unsers Wesens ihren Laut und ein Echo findet, und wie der Akkord auf einer Orgel tönt.

Als ich mich von Hulderich trennte, war's auf Nimmerwiedersehen! das hatte ich ihm zugeschworen. Vor meinen Augen sollte er nicht meinetwegen erröthen. Ich ging wie in den Tod, doch mit dem Bewußtsein, gelebt zu haben. Ich erkannte das Gesetz: wer lebt, muß sterben. Wir wenden es nur an auf das eine Leben und den einen Tod; doch glaube mir: der Mensch hat mehre Leben auf der Erde durchzumachen, Leben der Phantasie, der Sinne, des Verstandes, des Herzens; und hat er sie glühend und kräftig durchlebt, so muß er nach jedem solchen Leben sterben, wie die Blume zer=

fällt, wenn sie ausgeblüht hat! Immergrün ist kühl und kahl! die Rose flammt, duftet und welkt! Ich nahm mein Schicksal an.

In Berlin sagte ich dem Minister, was mir begegnet war. Es betrübte ihn augenblicklich, wie eine flüchtige Eifersucht. Im Herbst ging ich nach Töröseny. Da wurde Hulderich geboren; ich wäre gern immer in der ländlichen, wilden Einsamkeit geblieben, mit meinem Kinde und der Erinnerung an den Vater. Doch der Minister hatte sich dermaßen an meinen Umgang gewöhnt, daß er mich schmerzlich vermißte und dringend meine Rückkehr wünschte. Ich hatte Mitleid mit seinem einsamen Alter, und kam wieder, natürlich mit meinem Knaben. Allmälig faßte er eine innige Zärtlichkeit für Hulderich, und amüsirte sich mit ihm wie ein Vater, während er zugleich auf tausenderlei Weise für ihn sorgte. Er gab ihm ein kleines, unabhängiges Vermögen, so daß mein Sohn eine freie, schöne Stellung in der Welt haben wird — und das ist ein immenser Vorzug! man wird dadurch vor dem Contakt mit zahllosen Niedrigkeiten und Gemeinheiten bewahrt, und es bleiben deren noch so viel andere und von andern Seiten übrig, daß Eltern dem Himmel nicht genug dafür danken können, wenn ihr Sohn nicht seine Meinung — und ihre Tochter nicht ihre Hand zu verkaufen braucht, um das Leben zu fristen.

Von Berlin gingen wir nach Constantinopel. Dort starb der Minister, den ich einen treuen Freund nennen darf, vor einem Jahr, und meine Gesundheit, die allmälig gelitten hatte, führte mich nach Italien. Doch umsonst! der Tod hatte sich bei mir eingenistet, ich weiß nicht wann und wo. Zur Strafe dafür, daß ich einst mein Leben frevelnd enden

wollte, muß ich nun sterben, und hätte doch gern gelebt, um Hulderichs erste Schritte im Leben zu bewachen. Jezt, da ich ihn an Dein Herz legen darf, da Du ihm eine zärtliche Mutter sein wirst, eine Mutter, deren er sich nie zu schämen braucht, jezt sterb' ich bereitwillig, und lege Dich, ihn und seinen Vater in die Hand des starken, heiligen Gottes, der mich nicht umsonst durch die Aengste und Kümmernisse des Lebens geführt hat. Durch Schwäche und Uebermuth gefallen, durch Liebe erlös't: das ist die Geschichte der Menschheit und des Menschen; darf ich klagen oder zagen, weil es die meine ist?"

„Nein, geliebte Melusine! rief Margarita, Du brauchst weder zu zagen noch zu klagen! Du hast „die Welt überwunden," wie es in der Bibel heißt."

„O schweig! sprach Melusine rasch, wer Martern erduldet hat, ist deshalb noch kein Heiliger! .... Bewahre eine sanfte, melancholische Liebe in Deinem milden Herzen für mich Arme, und hauche sie in die Seele meines Kindes."

Sie bot ihr die Hand; Margarita legte mit schweigender Betheuerung die ihre hinein, und die Schwestern sanken einander in die Arme. Dann sprach Margarita:

„Und soll Hulderich nie seinen Vater kennen lernen? mißgönnst Du dem Mann, der Dich so sehr, und den Du einzig geliebt hast, die Freude an dem prächtigen Kinde? weißt Du, ob er sich nicht nach ihm sehnt, ob er nicht des Knaben wie eines Trostes bedarf?.... Hast Du ihn denn je wiedergesehen, weißt Du von ihm, bist Du ihm keinen Ersatz schuldig?"

„Nach vier Jahren sah ich ihn wieder, auf einen Moment, und er liebte mich damals noch, sprach Melusine mit tiefer Rührung. Ohne Hofnung, ohne Aussicht, ohne Lebens=

zeichen von mir zu empfangen, hatte er mir die Treue des Herzens bewahrt; sieh', das versöhnte mich für immer mit meinem Schicksal! Hatte Einer mich betrogen, hatte ein Andrer meine Hülflosigkeit benutzt — Er hielt mir Wort, über allen Glauben und alle Erwartung! Um Seinetwillen segnete ich mein ganzes Leben, weil es mich Ihm zugeführt! um Seinetwillen dankte ich Gott für all' meine Qualen, weil ich Ihn desto höher schätzen durfte! um Seinetwillen faßte ich Zuversicht zum Schöpfer und zur Kreatur, weil ich mir sagte: Gott liebt die Menschen, denn er hat ihnen die Liebe gegeben, und die Liebe trägt sie in den Schooß Gottes zurück. Aller Glaube, aller Trost, alle Demuth, alle Versöhnung, aller Balsam, quoll für mich aus der Liebe jenes Mannes! Aber, so unermeßlich viel das auch sein möge, dennoch hab' ich ihm dafür Ersatz gegeben; nicht durch mich, o nein! doch aus meiner Hand. Frage nicht! es lassen sich nicht alle Verhältnisse enthüllen! — Darum auch wird er gewiß aus der Ferne über Hulderich wachen und ihn nie aus den Augen verlieren, so wie ich für ihn selbst gethan; er wird ihn immer lieben! jedoch kann er nichts für ihn thun, in dem Sinn der Welt, nicht ihm seinen Namen geben, nicht ihn zu seinem Erben machen; darüber giebt es Gesetze. Was Hulderich Töröseny seinem Herzen auch sei, für sein äußeres Leben bleibt er Hulderich Töröseny. Ich entziehe ihm nicht das Kind; unsre Liebe, unsre Schuld hat's gethan."

„Schuld!" sprach Margarita mit sanftem Vorwurf.

„Ja! entgegnete Melusine nachsinnend; warum das so ist, weiß ich nicht, allein es ist so: am strengsten und bittersten rächen sich in der Welt und durch sie die Uebertretungen der Gesetze, welche sich die Liebe zu Schulden kommen läßt.

Ich glaube fast, setzte sie mit zauberischem Lächeln hinzu, daß, weil sie auf Erden gestraft — sie im Himmel begnadigt wird."

„Und hast Du je wieder von dem unseligen Hermann gehört? fragte Margarita; was mag aus ihm geworden sein?"

„Ein loyaler Mann und Professor der Theologie in X.," sagte Melusine ruhig.

Nach diesem Gespräch nahmen ihre Kräfte mit reißender Geschwindigkeit ab. Doch der Geist blieb klar und gegenwärtig, und alle Anordnungen, welche sie zu treffen hatte, um Hulderichs Vormundschaft auf Margarita zu übertragen, besorgte sie umsichtig und pünktlich, und bestimmte, daß er in einer bewährten Anstalt in Genf erzogen werden solle. Dann, als nichts mehr ihr zu thun oblag, streckte sie sich müde aus, und es vergingen lange Tage, in denen nichts an ihr lebte, als ihr Herz. Sie konnte nicht mehr sprechen, noch sich bewegen. Die Aerzte begriffen nicht, wie sie noch lebe. Vielleicht war es deshalb, weil sie die Erfüllung eines heißen Wunsches ins Grab mitnehmen wollte.

Es war früher Morgen. Die Augustnebel wogten und wallten auf dem Genfer See, wie Nonnenschleier auf einem raschen Herzen. Ulrichs Wagen hielt vor Margaritas Wohnung, und er fragte: ob er sie wol schon sehen könne. Ja, erwiderte man ihm, aber dort in Bellerive. Wo und wie, war ihm ganz gleichgültig! Er eilte nach Bellerive; er trat in die weitgeöfnete Gitterthür des Gartens, aber er überschritt die Schwelle nicht. Er schlang die Finger durch die Eisenstäbe und hielt sich fest. Seine Brust, sein Gehirn, waren wie zerspalten von Schmerz, von Seligkeit. Unter einer finstern Cypresse und einem mit feurigen Blüten überschütteten Granatbaum, lag todt oder sterbend Melusine, auf einer

Chaise longue, und Margarita saß im stillen Gebet zu ihren Füßen, während Hulderich und Tony neben ihr knieten — Alle drei schweigend, thränenlos, andachtvoll, himmlisch zärtlich, wie Engel am Sterbebett eines vielgeprüften Menschen. Aber in diesen Frieden des Himmels schrie die ganze Qual der Welt, mit dem Ausruf hinein, der sich aus Ulrichs Brust drängte, nachdem er die ganze Gruppe überschaut und erkannt. Seine Stimme weckte Melusine aus der Agonie. Sie sah ihn an; ihr Auge flammte in ihrem Leichenantlitz auf, wie die ewige Lampe in einem Grabgewölbe. Sie richtete sich auf, winkte ihm, nahm seine Hand, nahm mit der andern Hulderichs und Margaritas Hände, legte sie in die seine, sprach:

„Dein!" — und starb.

Schluß.

Drei Wochen später, an einem stillen, heißen Sternenabend, standen Ulrich und Margarita, Arm in Arm, auf der rebenumlaubten Gallerie des Gärtnerhauses. Sie hatten sich am Morgen trauen lassen. Sie standen auf der Zinne des Glücks, unter der wehenden Siegesfahne der Liebe. Mögten

sie dort stehen bleiben! wie das Leben nun einmal ist, dürfte der nächste Schritt — schon ein Schritt abwärts sein! — Es ging eine große Stille durch die ganze Natur. Keine Welle plätscherte, kein Blatt säuselte. Sternschnuppen fielen heiß und schnell vom Himmel, am stärksten im Osten, über dem Gottesacker von Montreux, wo Melusinens irdische Hülle ruhte. Ulrich küßte zuweilen Margaritas Augen und Lippen, und sie drückte sich an seine Brust; sie sprachen nicht.

Da ward die Stille unterbrochen. Pferdegetrappel und muntrer Peitschenschlag erklangen. Ein bepackter Reisewagen kam aus der Stadt, und rollte auf der blendend weißen Chaussee nach Chillon fort. Fünf Minuten später kam eine zurückgeschlagene Kalesche, in der zwei Damen saßen, und vorn, auf dem breiten Koffer, lag ein großer, weißer Windhund. Er richtete sich unter der Gallerie auf den Vorderfüßen empor, und stieß ein kurzes Geheul aus. Der Wagen flog dahin. Ulrich sah ihm nach. Dann, nachdem das Geräusch verhallt war, sprach er:

„Das war Unica! — wie es scheint auf dem Wege nach Italien. Bianco und ich, wir haben uns erkannt.“

„Arme Unica! seufzte Margarita; unser Glück ist ihr Leid, Ulrich.“

„O, rief er heftig, das Glück erfüllt Dich nicht ganz! Du denkst an etwas, was uns nicht betrift; aber ich .... nur an Dich! nur an Dich .... Undankbare!“

„Der Vorwurf trift mich nicht! an wen hab' ich denn etwa gedacht, seit drittehalb Jahren, als an Dich?“ fragte Margarita lieblich.

Er konnte nicht ein Gleiches sagen, er legte seine Wange auf ihre Locken.

„Und überdas, fuhr sie mit der himmlischen Grazie des Herzens fort, mußt Du Dich doch daran gewöhnen, daß ich die Gedanken zwischen Dir und meinen Kindern, Hulderich und Tony, theile. Du erlaubst es ... nicht wahr?"

Er schloß sie mit einer unbeschreiblichen Bewegung von Dank, Liebe und Rührung in seine Arme. Mit keinem Blick, mit keiner Sylbe hatte sie nach seiner Vergangenheit gefragt, denn heiße Schmerzen, die weh thun mußten, wenn sie aufgewühlt wurden, lagen für ihn darin. Ihre Liebe machte sie allwissend. Nun richtete sie sich auf, und als sie seine Augen von Thränen glänzen sah, rief sie, indem sie die Arme um seinen Hals warf, mit einem ganz ungeahnten Ausdruck von Leidenschaft:

„Er weint, o Herr und Gott! und ich bin glückselig. Ulrich, Du bist undankbar." — — — —

Unter dieser goldnen Nacht fuhr Unica stumpf und trübe, an Ildas Seite, dem Simplon zu. Sie eilte am Genfer See vorbei, weil sie Ulrichs Aufenthalt in Vevay kannte und ihm nicht begegnen wollte. Nachdem ihre Scheidung erfolgt war, hatte sie ausführlich an Ilda geschrieben, und sie gebeten, sie mit sich zu nehmen, sie wolle fort aus ihrer Heimat und aus Deutschland.

Ilda sagte zu Mario, der damals bei ihr war: „Das Leben ist eine russische Schaukel! bald ist dieser oben, bald jener; man braucht nur zu warten, so kommt man wol auch wieder in die Höhe."

„Himmlische Gräfin! rief Mario, der Vergleich macht seekrank oder schläfert ein."

„Schlafen Sie immerhin ein wenig, entgegnete sie, ich weiß, Sie verschlafen nichts. Vielleicht wachen Sie in Italien auf, wenn Sie meine schöne, trostlose Freundin sehen.“

„Sagen Sie mir, nahm Mario nach einer Pause das Wort, was das heutzutag für eine Wuth ist, in der Welt herumzureisen! wem's gut geht, reis't vor Freude, wem's schlecht geht, reis't, um sich zu zerstreuen! wer Geschäfte hat, reis't, um sich von ihnen zu erholen, wer keine hat, um sie zu ersetzen! wer Geld hat, reis't, um es auszugeben, wer keins hat — ja, ich weiß nicht, wie er's anfängt! aber er reis't, darauf kann man sich verlassen. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen schwirren umher, daß mir angst und bange wird. Europa ist schon viel zu eng! eine wahre Bettelei! In den Orient muß man, nach Egypten, nach Algier! Dampfschiffe, Dampfwagen sind eine ganz erträgliche Erfindung, um das Reisen zu erleichtern; aber sie genügt uns nicht. Es ist die höchste Zeit, Mittel zu erfinden, damit wir über unsere engen Planeten hinaus in den Sirius und den Polarstern setzen können! — Und nicht genug in der Wirklichkeit — nein, auch in Fiktionen, in Büchern wird gereis't! Als Sie mir gestern Ihr Manuscript da vorlasen, fiel mir das wieder recht auf! Sagen Sie mir um Gottes willen, weshalb lassen Sie die Leute nicht friedlich zu Hause sitzen, statt sie durch alle Welttheile zu jagen?“

„Weil die Leute es nicht thun, mein lieber Mengen! und weil ich keine andre Welt beschreibe, als die, welche ich kenne! antwortete Ilda. Meine Bücher sind kleine Monde von der Sonne der Zeit. Der Mensch will eine Erholung haben, wenn er von harten Schlägen gebeugt worden; das ist ganz natürlich! Ehedem suchte er sie in der innern Sammlung,

heutzutag in der äußern Zerstreuung. Ehedem zog er sich in ein Kloster zurück, bald für immer, wenn er zum geistlichen Stande übertrat; bald für eine gewisse Zeit, indem er sich durch eigene Meditationen und durch den Umgang mit gottseligen und gelehrten Leuten zu stärken suchte — wie das z. B. in Portroyal geschah. Heutzutag meditirt man mit Extrapost und auf der Eisenbahn. Unsre Bedürfnisse sind immer dieselben, wir suchen nur nicht immer auf gleiche Weise sie zu befriedigen. Vor fünfzig Jahren gab's keine Krankheit, die nicht durch den Gebrauch von Spaa geheilt werden konnte. Wer spricht jezt von Spaa? Die Kaltwasserkur ist in der Mode und wird mit Wuth gebraucht. Damals starb man am Pouhon, jezt am Brunnenwasser; und damals wie jezt kann man auch troß Beider wieder gesund werden. Eine ähnliche Mode ist das Reisen, und sie wird blindlings, wie jede Mode, angenommen. Das ist nicht meine Schuld."

Unica befand sich in einem kläglichen Zustand, als die Gräfin Schönholm nach Hochhausen kam, stumpf, untheilnehmend, matt, ohne Lust und Willen sich aufzurichten. Bald war sie entschlossen, Ilda zu begleiten, um sich von dem Ort loszureißen, wo sie seit fünf Jahren so viel gelitten; bald schien es ihr unmöglich, fortzugehen, weil hier jede Stätte sie an Ulrich erinnerte. Heut wünschte sie, ihre Mutter möge die Reise mitmachen; morgen, die arme Mutter müsse sich bei Ida ein wenig ausruhen, und für sie selbst werde die Trennung gut sein. Sie wußte nicht genau, was sie wollte; hätte irgend Jemand ihr widersprochen, so würde sie es gewußt und dasjenige gethan haben, was man ihr nicht rieth. Jezt klammerte sie sich nur an den Widerspruch gegen ihr

Schicksal, und beschloß, die Reise mit Ilda zu machen, ohne sich jedoch von der Liebe für Ulrich zerstreuen zu lassen.

Anfangs hatte Ilda großes Mitleid mit Unica, und wunderte sich gar nicht, sie gleichgültig gegen die Majestät des Berner Oberlandes, und die Lieblichkeit der lombardischen Seen zu finden. Sie hatte selbst solche Epochen des Stumpfsinns gehabt, wo Geist und Herz sich in einem tiefen Schlaf von schwerer Krankheit und langem Leid erholen, um später neugestärkt zu erwachen. Während man so müd' und matt ist, wird man leicht gereizt, durch die geringste Auffoderung heiter und guten Muthes zu sein. Wer aus Schwäche eine Krücke gebraucht hat, glaubt keinem Andern aufs Wort, wenn der ihm zuruft: wirf sie weg! du kannst ohne sie gehen! — Er selbst muß erst wieder Zuversicht zu seiner Kraft gewonnen haben. Es gehört viel Erfahrung dazu, um mit Leidenden umzugehen, ohne ihnen weh zu thun; aber Ilda hatte diese Erfahrung. Sie legte Unica nicht den geringsten Zwang auf; sie machte ihr Vorschläge, um dies oder das zu sehen und zu thun, sie beschrieb es anmuthig, wenn Unica in der Stimmung war, ihr zuzuhören, allein sie überredete sie zu nichts. So lag denn Unica halbe Tage lang auf dem Sopha, grade wie in Hochhausen, ohne ein Buch oder irgend eine Beschäftigung zur Hand zu nehmen. Sie fand die Lombardei sehr langweilig, den Mailänder Dom sehr groß, da Vinci's Abendmal sehr verdorben, Venedig sehr feucht, Bologna sehr finster. Geschichte, Kunstwerke, Monumente, Erinnerungen, an denen dieser Boden so überreich ist, gab es nicht für sie.

„Davon versteh' ich nichts!“ sagte sie zu Ilda, wenn diese sie auf einen oder den andern interessanten

Gegenstand, oder bedeutenden Moment aufmerksam machen wollte.

Endlich sprach sie sehr bestimmt den Wunsch aus, sobald wie möglich nach Rom und zur Ruhe zu kommen; das Reisen fatiguire sie, ohne sie zu zerstreuen. Dies war am Abend ihrer Ankunft in Florenz. Ilda, ganz froh, irgend einen Wunsch von ihr zu hören, der auf die Wirklichkeit sich beziehe, schlug ihr vor, nur einen Tag in Florenz zu bleiben, um wenigstens einige Kunstwerke zu sehen, und dann weiter zu reisen. Unica war damit einverstanden, begleitete Ilda am nächsten Morgen in die Gallerie der Uffizien, und bat sie, ihr nur gleich die schönsten Gemälde und Statuen zu zeigen. Ilda führte sie also geradeswegs in die Tribüne, wo nur Meisterwerke des Meißels und Pinsels sich befinden, und stellte sie dort vor Luinis „Herodias.“ Kaum hatte sie dies holdselige Bild ins Auge gefaßt, als sie krampfhaft Ildas Arm ergriff, und sie mit bebenden Lippen beschwor, die Tribüne zu verlassen. Auf Ildas ängstliche Frage antwortete sie:

„Wie jene Herodias sieht die Frau aus, die Ulrich liebt.“

Mit unwillkürlicher Theilnahme trat Ilda zum Bilde und fragte:

„Ist sie wirklich von dieser süßen, traumhaften Schönheit?“

„Sie gleicht ihr! rief Unica; das Haar, die Wendung des Kopfes, die breiten Augenlider.... ich weiß nicht was! aber sie gleicht ihr! — Mein Gott! ist sie denn so unvergleichlich, daß sie das Ideal der Phantasie und des Herzens ist? — O, lassen Sie uns gehen!“

Ilda beschwor sie, einen Blick auf die Medizeische Venus, auf die Gemälde von Rafael zu werfen.

„Ich kann nicht, sagte Unica, ich sehe nichts! nur die Herodias schwebt mir vor Augen."

Sie verließen Tribüne und Gallerie, und Unica war nicht zu bewegen, Ilda in den Palast Pitti oder in die Akademie zu begleiten, obgleich Ilda ihr die Versicherung gab, in ganz Florenz sei kein zweiter Luini — geschweige eine zweite Heodias.

Ende Oktobers kamen sie nach Rom. Ilda bewohnte die Villa Strozzi, die ehemals Alfieri bewohnt hat, auf dem Platz der Diocletianischen Thermen. Polydor empfing sie mit Jubel. Sein Atelier war unten im Hause; hinter demselben breitete sich ein großer, stiller Garten voll Cypressen, Fontänen und geschorner Lorbeerhecken aus. Unica fand sich an Hochhausen erinnert. Nichts im ganzen unendlichen Rom gefiel ihr so gut, als die Villa Strozzi. Kirchen, Ruinen und Paläste waren ihr gleichgültig.

„Ich habe keine Seele für die Kunst," entgegnete sie kalt auf Polydors Vorschlag, mit ihm Excursionen durch die Marmorwelt des Vaticans zu machen.

„Madonna! sagte Polydor später ganz außer sich zu Ilda, was für eine Amphibie haben Sie denn da unten im Rhein aufgefischt und uns gebracht! solche Frauen sind für Deutschland eben recht.... aber in Rom!!!"

„Hat sie Ihre Statuen nicht genug bewundert, mein Polydor?" fragte Ilda neckend.

„O! rief Polydor und schüttelte sich vor Graus, eine Frau hat kein Herz für die Liebe, wenn sie keine Seele für die Kunst".... —

„Und kein Auge für den Künstler hat, nicht wahr? unterbrach Ilda. Bah! das sind Phrasen, Polydor! für die

Kunst muß man durch Bildung empfänglich werden, und obenein begehrt die Kunst ein besondres Erdreich! die Liebe nimmt mit jedem vorlieb."

Die feuchte, schwere Novemberluft, mit Regen und Sirocco abwechselnd, wirkte höchst schädlich auf Unicas Gesundheit. Sie wurde nervenkrank, reizbar, abgespannt und körperlich so hinfällig, daß Ilda in heftige Unruh gerieth, und ihr einen Arzt zuführte. Er verordnete kleine Arzneimittel, und hauptsächlich Zerstreuung, Beschäftigung, Gesellschaft. Von dem Allen mogte Unica nichts wissen! Sie brachte ihre Tage im Garten der Villa Strozzi zu.

„Hier allein fühl' ich kein Heimweh," sprach sie, wenn sie zu andern Promenaden und Streifereien aufgefodert wurde.

Endlich entschloß sie sich, an Ildas Spazierritten Theil zu nehmen: der melancholische Charakter der römischen Campagne gefiel ihr, und die lebhafte körperliche Bewegung war ihr wolthätig. Menschen mogte sie nicht sehen. Gräfin Schönholm lebte nicht in der großen Gesellschaft; höchstens ging sie einmal hindurch. Allein sie sah einige Bekannte und Freunde, dann diejenigen Personen aus Polydors mannichfachem Umgang, die sich für einen Salon schickten, und endlich alle Deutsche, welche nach Rom kamen und sie aufsuchten. Grade in diesem Winter war ihr Kreis lebhaft und angenehm, und durch seine Vielseitigkeit anregend; beobachtend oder mitsprechend oder zuhörend — immer konnte man sich unterhalten. Unica beharrte bei ihrer Theilnahmlosigkeit. Sie erschien, doch zerstreut und in sich versunken, und kühl empfing sie die Annäherung der Personen, denen sie durch ihre Schönheit aufgefallen war, oder die sich Ildas wegen mit ihr zu beschäftigen versuchten — so kühl, daß eine Abweisung darin

lag, und daß man nicht anders konnte, als sie hochmüthig und übellaunisch, oder wenigstens äußerst langweilig zu finden. Das fühlte sie und es vermehrte ihr Unbehagen.

Der Carneval mit seinen Corsofahrten, Confetti, Festini, Moccoli, Lärm, Jubel und Tumult, kam ihr albern und kindisch vor; doch als Ilda ihr in den Fasten eine Reise nach Neapel vorschlug, lehnte sie es ab, indem sie behauptete, dort werde ihr die Luft und das betäubende Gewirr schädlich sein, obgleich ihr augenscheinlich das römische Clima nicht zusagte, besonders als gegen Ende des Winters die Regenzeit wieder eintrat. Ilda ward gelangweilt durch Unicas Hartnäckigkeit.

„Die Arme sind mir müde, sprach sie eines Tages zu Polydor, von der immerwährenden Anstrengung, Unica zu führen, zu heben, zu ziehen, während sie sich mit eiserner Hand an die Vergangenheit klammert und keinen Schritt vorwärts thun will.“

„Bemühen Sie Sich nicht, Madonna! entgegnete er; betrachten Sie nur die Stirn der Gräfin Erberg, diese vortretende, eigensinnig gewölbte Stirn, die im Grunde ihr schönes Gesicht ebenso entstellt, wie der Eigensinn ihren Charakter. Wo Sie eine solche finden, wohnt Starrsinn; der ist nicht zu beugen, nur zu zerschmettern .... und das ist nicht Ihr Fach.“

Dennoch versuchte Ilda noch immer, Unicas starre Seele zu erwärmen und dem Trost und der Hofnung zugänglich zu machen. Sie wollte das Auge dem Himmel zuwenden, das sich so fest gegen die Schönheit der Erde verschloß. Als Unica einmal über ihr hartes, unverdientes Schicksal klagte, erwiderte Ilda:

„Ich weiß etwas, wodurch es leichter zu tragen wird: betrachten Sie es wie einen Segen. Nehmen Sie es an wie

eine Nothwendigkeit zu Ihrer innern Ausbildung, und lassen Sie vom Feuer der Schmerzen die Auswüchse wegbrennen, die sich um die Seele gebildet haben."

„Dazu bin ich nicht starkgeistig genug," entgegnete Unica etwas bitter.

„O, dazu braucht man keinen starken Geist, antwortete Ilda sanft, nur Liebe, welche überall die Offenbarung der ewigen Liebe erkennt."

„Alle Liebe, deren ich fähig bin, rief Unica, gehört dem Mann, der sie verschmäht hat! ich bin todt für jede andre, ich weiß von keiner andern, ich verstehe keine andre.... weder auf, noch über der Welt."

„Sie werden es lernen, erwiderte Ilda unerschütterlich; der Mensch leidet nicht umsonst! glauben Sie mir! .... oder nicht mir, sondern dem Beispiel aller vielgeprüften Menschen: sie wurden gereift durch Schmerzen."

„Einige! Andre wurden zerbrochen, noch Andre erbittert," sagte Unica.

„Die Zerbrochenen richteten sich schöner als vorher auf, versetzte Ilda; und erbittert? — wissen Sie wol, daß schon die uralten Brahminen lehrten: Wenn dich ein Mensch verwundet, ja tödtet, vergieb ihm, liebe ihn; sei wie die Wurzel des Arekabaumes, welche die Axt mit Wohlgeruch füllt, die sie zerfleischt. — Das lehrten sie gegen Menschen! und wir sollten uns gegen Gott erbittern, der die Menschen lenkt?"

„Sie haben nie gelitten!" rief Unica.

Ilda schwieg. Ihr Antlitz wurde prächtig von innerer Bewegung. Sie legte den Kopf in die Hand, fixirte Unica und sagte nach einer Pause:

„Durchblättern Sie mein Leben: Sie finden nichts darin

als Liebe und Poesie, und Poesie und Liebe; ist das denkbar ohne Leid?"

„Wenn Sie leiden, so machen Sie ein Lied darüber, oder schreiben ein Buch, um Sich zu zerstreuen — und so werden Sie mit dem Leid fertig."

„Das ist wahr, sprach Ilda melancholisch lächelnd; ich werde mit dem Leid fertig, doch das Leid nicht mit mir."

„Nun! rief Unica, wenn denn doch immer ein Neues oder ein Anderes da ist: so bleibe ich schon lieber bei dem Einen."

Bald darauf ward sie von einem nervösen Fieber befallen, das zwar nicht gefährlich wurde, aber sie dermaßen angriff, daß Ilda an die Gräfin Erberg schrieb, und sie dringend bat, nach Rom zu kommen, weil sie vermuthlich die Einzige sei, welche genug Einfluß auf Unica habe, um sie von hier fortzuführen. Alle Aerzte waren einstimmig der Meinung, Unica könne das Clima nicht vertragen; Ilda beschwor sie, mit ihr nach Neapel oder Florenz zu gehen, erklärte sich sogar bereit, sie nach Deutschland zurück zu begleiten; umsonst! Unica sagte: nach Deutschland könne sie nicht, weil Ulrich dort lebe, und in Italien sei Rom ihr liebster Aufenthalt. Als aber ihre Mutter kam, in Todesangst, in heißen Thränen, und sie auf den Knien beschwor, sich nicht muthwillig ums Leben zu bringen, ward sie gerührt, und versprach, sich künftig ganz von der armen, geängstigten Mutter führen zu lassen.

Anfang Mai verließen Beide Rom, und gingen direct nach Carlsbad, welches man am zweckmäßigsten für Unica fand.

„Gott Lob daß sie fort ist! rief Polydor vergnügt. O Madonna, alle Menschen sind unglückselig, welche nicht die Kunst haben, an der sie sich stärken und erholen können von den Bitterkeiten und Armseligkeiten des Lebens."

„So ungerecht ist Gott nicht, mein Polydor! sagte Ilda. Unsre Fähigkeiten sind verschieden, die Anfoderungen des Lebens vielseitig. Nur der ist unglückselig, der keine Richtung finden kann, die ihm Befriedigung, approximativ, gewährt — d. h. keine dicke, handgreifliche, auf irdisches Gut und Glück basirte" .... —

„Die nebenbei! unterbrach Polydor; sondern .... — fahren Sie doch fort."

„So ist's! sagte Ilda und sah ihn mit unglaublicher Feinheit an; die Gedanken an irdisches Glück lassen uns selten zu himmlischer Befriedigung kommen! sie unterbrechen und hemmen unsern Flug."

„Auch den Ihren, Madonna?" fragte er, ihre Hand nehmend.

„Stehe ich außerhalb des Gesetzes?" sprach sie lachend.

Und so haben sich denn all' diese Menschen im Hafen des Lebens vor Anker gelegt! Dann ist wenig mehr von ihnen zu sagen; die großen und häufigen Chancen der Gefahr sind überstanden, die Leidenschaften in Gefühle übergegangen; und bald werden die Gefühle — Gewohnheit oder Gedanke werden.

Bei Unica ist das Leid bereits Gewohnheit, und zwar eine körperliche: sie ist den Aerzten anheim gefallen und krank; unheilbar — wie d i e behaupten. Nebenbei ängstlich, hypochondrisch, verwöhnt, egoistisch, aus der Pflege ihrer Gesundheit den hohen Zweck ihres Lebens machend, bald empfindsam, bald misanthropisch, durch und durch verschroben.

Fürst Anton Thierstein hat sich wirklich mit seiner Cousine Amélie verheirathet, die, eine zweite Clotilde, ihn so geschickt durch seine Schwächen zu regieren weiß, daß er die Winter mit ihr in Paris zubringt, und Ambrach dermaßen

elegant eingerichtet hat, daß seine Mutter die zweite Schwiegertochter bittrer als die erste haßt — und um so mehr, da sie ihr nicht schaden kann. Jener warf die Fürstin vor, keinen Sohn zu haben; dieser wirft sie vor, daß sie Zwillingssöhne hat. Wenn das so fortgeht — wo soll das Vermögen für die Nachkommenschaft herkommen? fragt sie Amélie; und Amélie antwortet gleichgültig: Das geht mich nichts an, das ist Antons Sache! — und hat alljährlich ein Wochenbett in Ambrach und einen Carneval in Paris.

Severin ist mit andern Auswanderern nach Amerika gegangen.

Die Ehepaare Ostwald und Vaudemont leben zufrieden — jedes in der Sphäre, die es sich gewählt hat, und die freilich nicht dieselbe ist, zum Glück für Ida und Valerian.

Ulrich und Margarita endlich sind sehr glücklich! sie ist es ganz; ihre reine Seele, ohne Reue und ohne Trauer, findet vollkommen Befriedigung im Kreise ihrer Pflicht. Durch sein Leben geht ein tiefer Schmerz, der, den Melusine prophezeit hat: Hulderich, sein begabtestes, hofnungsvollstes, geliebtestes Kind — zwiefach geliebt, wegen der todten, unvergeßlichen Mutter! — ein Kind, das die Natur verschwenderisch mit allen Gaben ausgestattet, und dazu bestimmt hat, der Stolz und die Freude eines Vaters zu sein; — dies Kind trägt nicht seinen Namen, tritt nicht in die Rechte des Erstgebornen, bleibt für die Welt immer nur ein natürlicher Sohn, und heißt vor der Welt, sogar auf seinen Lippen — Hulderich Töröseny.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Sechster Theil.

Sigismund Forster.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Sigismund Forster.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

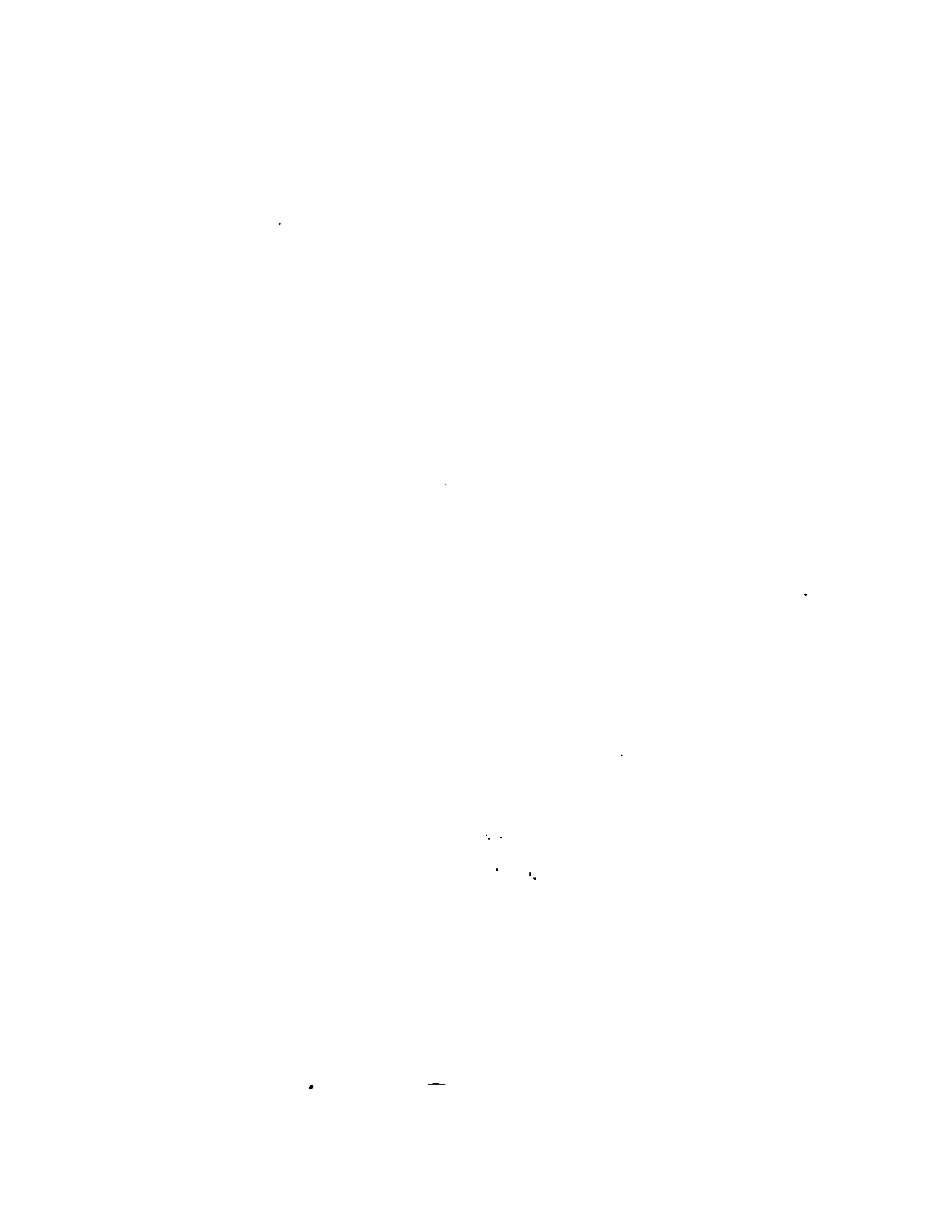


Zweite Auflage.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.



1. Am Rhein.

Im Gasthof zum Stern in Bonn saß eine Gesellschaft fröhlicher Studenten beisammen. Sie tranken lebhaft und sprachen noch lebhafter über rosenrothe Mädchen und graue Professoren, und zwar nach Studentenart, nämlich so, daß am Ende sonnenklar erwiesen wurde, wie kein Mädchen hübsch genug und kein Professor geistreich genug sei, um von Studenten sonderlich beachtet zu werden. Darin stimmten Alle überein, auch die, welche eben zum Beginn der Wintervorlesungen nach Bonn gekommen waren, und folglich von dessen Professoren nur die Namen, und von dessen hübschen Mädchen nur das wußten, was ihnen die schnellgewonnenen Freunde, die schon länger da gewesen waren, von ihnen erzählten. Mitten in dieser allgemeinen Weiberverachtung sprang ein junger Mensch lebhaft auf und ans Fenster und rief:

„Sacristi! da geht ein bildschönes Mädchen!"

Die Hälfte seiner Gefährten sprang ihm nach, aber das Mädchen war schon verschwunden.

„Wer war es? wie sah sie aus?" fragten sie ihn.

„Die ist schön!" wiederholte er und sah mit seinen dunkeln leuchtenden Augen unverwandt auf den Platz hinaus.

„Diese Pomona etwa?“ fragte der Eine und zeigte auf eine recht hübsche Obstverkäuferin, die mit einem Korb voll Weintrauben sich dem Fenster näherte, als sie die jungen Leute an demselben sah.

„Oder diese Meduse mit den schwarzen Schlangenlocken?“ fragte ein Anderer, auf eine ältliche Engländerin zeigend, die am Arm ihres Gatten auf den Gasthof zuschritt.

„Wozu habt Ihr Augen, wenn Ihr damit nicht zu sehen versteht?“ rief der junge Mann, kehrte zu den Gefährten am Trinktisch zurück, setzte sich, und sprach zu dem Einen: „Friedrich! wer war das Mädchen?“

„Ich bin zwar ein großer Anhänger des animalischen Magnetismus, mein Alter,“ entgegnete Friedrich ernsthaft, „aber so weit hab' ich's doch noch nicht gebracht, um mich mit allen Frauenzimmern in Bonn dermaßen in magnetischen Rapport gesetzt zu haben, daß ich, wenn ich mit dem Rücken nach dem Fenster gekehrt sitze, sagen könnte, wer diejenige ist, welche grade über die Straße geht.“

„Zum Teufel Dein Magnetismus!“ rief Jener; „damit hat das Mädchen nichts zu schaffen, denn es sieht weder blaß noch krank aus.“

„Nun, so gieb mir ihr Signalement,“ sagte Friedrich, „dann werd' ich sie Dir vielleicht nennen können.“

„Ja, ihr Signalement!“ riefen die Uebrigen, „wir wollen sie auch kennen, wenn wir ihr begegnen.“

„Das ist leicht zu geben: groß, schlank, blond, Wangen zum Küssen, Mund zum Küssen“.... —

„Tosca Beiron!“ unterbrach ihn Friedrich; „einzige Tochter des General Beiron allhier!“

„Richtig! sie ist's! sie ging am Arm eines alten Schnurrbarts!" jubelte Jener; „also, Tosca Beiron."

„Aber warum sagst Du, Friedrich, daß sie die einzige Tochter des Generals sei?" fragte ein Anderer. „Die Professorin Zeller ist auch seine Tochter."

„Mein Junge," entgegnete Friedrich, „eine Professorin ist ein für alle Mal in meinen Augen keine Tochter mehr, sondern die Frau eines Professors, und als solche ein unerfreuliches Gebilde, das ich respectuös und zeremoniös zu behandeln habe, besonders wenn ich bei ihrem Manne, wie beim Professor Zeller, Collegia höre. Wie in aller Welt sollte mir einfallen, solch ein Wesen in die junge, frische, allerliebste Kategorie der Töchter zu stellen! Nein! der General Beiron hat nur Eine Tochter, die da verdiente von Sigismund Forster beschrieben und von mir nach dem Signalement auf der Stelle erkannt zu werden; und das ist Tosca. Auf ihr Wol! gelt, Sigismund?" Er hielt sein Glas hin.

„Sie lebe! und schön und glücklich!" rief Sigismund Forster, stieß an, trank und warf sein Glas zu Boden.

Acht Tage darauf war Ball, und Tosca Beiron dessen Königin. So wie sie den Saal betrat, war sie umringt und hatte alle Tänze vergeben, ehe Sigismund Forster, der nicht zudringlich sein mogte, nur daran denken konnte, sich ihr zu nähern. Sie trug ein einfaches weißes Florkleid und einen Kranz von rothen Rosen auf ihrem schönen blonden Haar. Sie war selbst wie eine eben erblühende Rose, siebzehn Jahr alt, lieblich, heiter, unbefangen, vielleicht zu unbefangen, zu bewußt ihrer Schönheit und der Siege, welche durch sie zu erringen sind. Indessen, ihre Jugend und Grazie milderte das. Ein Beobachter hätte vielleicht gesagt: das junge Mäd-

chen wird übermüthig werden; — aber er durfte noch nicht sagen: sie ist es. Sigismund dachte heimlich: sie sieht ein wenig schnippisch aus, und das ist nun ganz und gar anbetungswürdig. Er bat sie um einen Walzer. Sie sah in dem Schreibtäfelchen nach, welches sie am Gürtel trug, und bedauerte sehr keinen mehr übrig zu haben. Dann um einen Galopp. Auch die waren sämtlich vergeben.

„Und welchen Tanz werden Sie die Gnade haben, mir allendlichst zu schenken, mein Fräulein?“ fragte er darauf.

Tosca untersuchte abermals ihr Täfelchen.

„O ich bitte!“ rief er, „nur keinen von den dort verzeichneten Tänzen! Die alle sind nicht für mich; sondern einen andern.“

Tosca sah ihn an. Bis daher hatte sie nur einen Tänzer in ihm gesehen; jezt war sie durch den ungewöhnlich schönen jungen Mann überrascht, der so dringend und mit so wolklingender Stimme um einen Tanz bat. Mit großen Augen sah sie ihn an; dann schlug sie die Augen nieder, weil er sie fixirte, und sagte endlich, munter auf ihr Täfelchen deutend:

„Wenn die hier verzeichneten Tänze getanzt sind, ist der Ball aus.“

„Warum denn?“ entgegnete Sigismund ganz verwundert. „Befehlen Sie nur, und es wird mehr getanzt.“

Tosca sah ihn wieder an, wie um sich zu überzeugen was für eine Art Mensch denn eigentlich vor ihr stehe, ob ein Geck, ob ein zudringlicher Gesell, ob ein roher Bursche. Nichts von dem Allen. Sigismund Forster sah vollkommen wolerzogen aus. Ein kleines halbunterdrücktes Lächeln glitt über ihren allerliebsten Mund.

„Ja," sagte Sigismund, als ob er dies Lächeln beantworten müsse, „ja, es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir einen Tanz gönnen mögten."

In dem Augenblick näherte sich ihnen schüchtern ein junger Mann, und Tosca rief ihm mit einem zauberhaften Lächeln zu, indem sie ihre Hände bittend zusammenlegte:

„O Herr von Geldern, welch' eine unerhörte Confusion hab' ich gemacht! Bitte, bitte! nehmen Sie es nicht übel. Nicht wahr, den dritten Walzer hatte ich Ihnen gegeben?"

„Sie waren so gnädig," antwortete Herr von Geldern.

„Und sehen Sie — diesen dritten Walzer hatte ich schon versagt," sprach Tosca erröthend und machte mit der Hand eine leise Bewegung, die auf Sigismund wies.

Herr von Geldern verbeugte sich und zog sich zurück, ohne ein Wort zu sagen. Sigismund Forster hatte den Takt, nichts weiter zu sagen, als:

„Der dritte Walzer also," und mit einer tiefen Verbeugung ebenfalls zurückzutreten.

Tosca dachte bei sich selbst, um ihr Gewissen zu beschwichtigen: „Auf dem nächsten Ball will ich den Cotillon mit Geldern tanzen, er ist immer so bescheiden!" —

Dergleichen kleine Ball-Unredlichkeiten hat jedes junge Mädchen begangen. Es darf nicht zu dem Einen sprechen: Mit Ihnen mag ich nicht — und zu dem Andern: Mit Ihnen mögt' ich gern tanzen. Es muß die Auffoderungen annehmen, und es nimmt sie auch an, schon aus bloßer Furcht vor der Möglichkeit, einen Tanz sitzen zu bleiben. Aber dann treten kleine absichtliche Unordnungen ein, um die Tänze, welche regelrecht vergeben sind, nach Lust und Laune zu tanzen, und da weiß das junge Mädchen es sehr geschickt anzu

fangen, daß grade derjenige zu leiden habe, den es als so schüchtern, so wolerzogen, oder so ergeben kennt, daß er es ihr nicht nachtragen wird, und für den es sich, trotz dieser guten Eigenschaften, nicht im Geringsten interessirt. Einen solchen Patito hat das junge Mädchen, und es nimmt sich sehr in Acht, einen Andern als ihn zu verletzen oder zurückzusetzen. Ohne ein wenig List und Grausamkeit geht es nun einmal nicht in der Welt, und im Ballsaal machen wir unsere Vorschule durch.

Sigismund tanzte keinen Schritt vor dem dritten Walzer. Friedrich und mehre seiner Freunde neckten ihn mit seiner Unbeweglichkeit.

„Ich muß Euch aufrichtig gestehen," sagte er lustig, „ich begreife nicht Euren Muth, wie Ihr wagen mögt, Euch mit diesen Tänzerinnen zu präsentiren."

„Ah! und wem willst denn Du Dich präsentiren?" rief Friedrich.

„Nun, dem ganzen Ball," entgegnete Sigismund.

„Und hab' ich mich etwa schlecht präsentirt?" fragte Friedrich weiter, der eben mit Tosca getanzt hatte.

„O, Du lieber Bruder," sagte Sigismund lachend, „Du bist schon ein Jahr hier, Dich kennt man, Du hast nicht mehr nöthig, an einen glänzenden Eintritt zu denken, wie ich Fremdling. Aber ich tanze lieber gar nicht, als mit so einem winzigen, eckigen Grashüpfer, als Deine Tänzerin im ersten Walzer war."

„Grashüpfer!" wiederholte Friedrich, „das ist ein guter Name. Fortan soll sie gar nicht anders heißen. Aber ich habe auch einen Namen erfunden, und zwar für die Tosca Beiron."

„Und der heißt?“ fragte Sigismund gespannt.

„Dornenröschen! So schnippisch, so kurz angebunden ist mir in meinem Leben kein Mädchen vorgekommen. Es wird ihr zu viel weiß gemacht, und das taugt den Frauenzimmern nichts.“

Das Orchester spielte den dritten Walzer und Sigismund eilte zu Tosca. Tanz ist Tanz, meint man, und wenn zwei Personen nur Takt zu halten verstehen, so muß es ziemlich einerlei sein, mit wem man sich im Saal herumdreht. O mit nichten. Man versuche es nur einmal beim Gehen! Man nehme nur einmal den Arm und lasse sich führen, die Treppe herunter, oder nur über die Straße; welch ein Unterschied! Man kann nicht Schritt halten, man wird müde, man wird gestoßen, der Arm, der Schutz und Stütze sein soll, wird zur Last, zur Unbequemlichkeit; ganz lahm kann man davon werden, wenn's lange dauert, und ganz verdrießlich. Und dann ein anderer Arm! Da geht man mit demselben Schritt, da hat man dieselben Bewegungen, da passen Gang und Haltung so genau zusammen, daß Keiner den Andern genirt, da sieht der Mann nicht gehemmt und die Frau nicht übereilt aus. Wie viel mehr ist das beim Tanz der Fall, wo man, von Melodien getragen, gleichsam in höherer Sphäre geht, und folglich durch den Mittänzer sehr gehoben und sehr gefesselt werden kann.

Sigismund tanzte mit Tosca, als ob er sie trage.

„Welch eine liebliche schwebende Musik hat dieser Walzer,“ sagte sie freundlich. Und es war doch nur eine ganz gewöhnliche Tanzmusik.

Sie machten die oberflächliche Unterhaltung einer ersten Bekanntschaft, und Sigismund fand, daß Tosca auf keine

Weise den Beinamen verdiene, welchen Friedrich ihr gegeben. Sie war fröhlich und gesprächig, und hatte zuweilen ein allerliebstes schelmisches Lächeln. Dies Lächeln wird ihn aus dem Häusel gebracht haben, den armen Friedrich, dachte Sigismund heimlich; er ist zuweilen ein bischen schwerfällig.

Mit diesem dritten Walzer begann und beschloß sich der Ball für ihn. Er tanzte nicht mehr, aber er sah Tosca tanzen, und es war ihm, wenn sie an ihm vorüber schwebte, als sehe sie ihn bald fragend, bald freundlich an. Und allerdings verwunderte es sie sehr, daß ein so ausgezeichneter Tänzer so gar wenig Freude am Tanz zu finden scheine, und doch einen ganz besondern Werth auf einen Walzer mit ihr gelegt habe. Nach dem Cotillon verließ sie den Ball.

„Die Lampen brennen ganz dunkel vom Staube," sagte Sigismund, der ihr bis zur Thür nachgeblickt, zu einem Freunde; „komm, laß uns gehen."

„Gehen, trinken, spielen — was? welch Verbum willst Du conjugiren?" antwortete der.

„Alle drei!" rief Sigismund; „und nimm Dich nur in Acht! heut hab' ich Glück."

Als Sigismund Forster um acht Uhr früh statt ins Collegium — zu Bett ging, hatte er nicht blos das Glück gehabt, hundert Louisd'or zu gewinnen, sondern das größere noch, daß seines Freundes Kasse sich grade in hoher Flut befand, so daß der ihm auch wirklich seinen Gewinn auszahlte.

Tosca Beiron saß im Wohnzimmer ihrer Mutter am Stickrahmen im Fenster, und nähte sehr eifrig Tapisserie, während sie ganz leise, mehr mit den Gedanken als mit den Lippen die Melodie des Walzers summte, welchen sie mit

Sigismund getanzt. Sie lehnte sich im Stuhl zurück, betrachtete ihre Arbeit aus der Ferne, und fand die Theerose, die sie eben gestickt, ungewöhnlich schlecht schattirt. Um ihr Werk zu verbessern, sah sie die wirkliche Theerose an, die in ihrem Fenster blühte. Sie stützte ihren Kopf in die Hand, und betrachtete gedankenvoll die zarte Blume. Da glitt ihr Blick auf die Straße hinab. Sigismund Forster ging vorüber mit einer Mappe unter dem Arm. Er schlenderte nur so hin, und blickte rechts und links; dabei gewahrte er sie, und grüßte. Sie dankte erröthend. Dann sah sie fast unwillkürlich, und gewiß ohne sich Rechenschaft davon zu geben, nach der Uhr. Es fehlten zwei Minuten an eilf. Er geht also hier vorüber in die Vorlesung, und gewiß täglich — dachte sie. Nie war ihr eingefallen, von ihrer Arbeit auf- und nach den jungen Leuten hinzublicken, die, oft nur ihretwegen, über die Straße gingen. Nie war ihr eingefallen, von ihrem Fenster aus einen Gruß anzunehmen, oder gar zu erwidern. Aber für Sigismund Forster machte sie fortan eine Ausnahme. Täglich ging er um zwei Minuten vor eilf Uhr vorüber, und täglich dankte ihm Tosca für seinen bescheidenen Gruß mit einer sanften Neigung ihres zierlichen Kopfes. Um zwölf Uhr, nach beendeter Vorlesung, ging er wieder vorüber; auch wol Nachmittags, und jedes Mal sah sie ihn zwischen ihren Blumen hindurch; aber dann grüßte sie nicht mehr. Sie dachte: guten Morgen dürfe sie wol auf diese Weise sagen, doch mehr nicht. Sie hätte gern etwas über ihn erfahren, woher er sei, was er studire; allein es war ihr ganz unmöglich, direct nach ihm zu fragen, erstens weil es sie verlegen machte, und zweitens weil sie nicht wußte wen; denn ins Haus ihrer Eltern kam Niemand von diesen

jungen Leuten anders, als auf ganz besondere Empfehlung, und dann machte ihre Mutter mit ihnen die Unterhaltung, und sie konnte nur ein oder das andere Wort dazwischen werfen. Bei ihrem Schwager hatte sie einmal versucht indirect zu fragen nach seinen Zuhörern, und nach diesem und jenem; allein ihr Schwager war Arzt, und liebte als solcher genaue und klare Fragen und Antworten, so daß er sie ganz und gar nicht verstand. Tosca dachte heimlich und ein wenig verdrießlich: Ach, wie konnt' ich nur meinen Schwager fragen! Unter dessen Zuhörern wird er ja nicht sein. Rezepte und Arzeneien und Krankenzimmer, und all die fatalen Sachen sind sehr gut für den lieben Zeller — aber nur nicht für ihn. Ob er nicht studirt .... wie man König wird? — —

Eines Morgens kam Tosca zu ihrer Schwester. Sie hörte lebhaft im Zimmer reden, und war schon im Begriff, vor der Thür wieder umzukehren, weil sie glaubte, ihr Schwager könne einen ernsthaften, langweiligen Besuch haben, als plötzlich eine klingende Stimme ihr Ohr traf, die Stimme, welche zu ihr gesagt hatte: Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir einen Tanz gönnen mögten. Sie erröthete vor Freude, sie war ganz sicher, sich nicht zu irren. Sie blieb noch einen Augenblick vor der Thür stehen, um die kleine freudige Bewegung vorüberziehen zu lassen; dann trat sie ein. Sigismund Forster, Friedrich und noch ein dritter junger Mann waren bei ihrer Schwester. In Sigismunds Augen ging eine Freudensonne auf. Tosca sah es wol, und daher blieb sie ganz ruhig; so bringt es die Taktik mit sich! aber sie war glänzend schön, wie vom Morgenroth umstralt. Man sprach — was man denn so zu sprechen pflegt. Die

Professorin Zeller war eine beschränkte, hausmütterliche Frau, die den jungen Männern gute Rathschläge ertheilte, wie sie es anfangen müßten, um nicht zu viel Geld auszugeben, und die fast jede ihrer Phrasen mit den drei, für sie heiligen und unumstößlichen Worten begann: „Mein Mann sagt.“ Endlich richtete Sigismund das Wort an Tosca und fragte, ob sie den nächsten Ball besuchen werde.

„Ich hoffe es,“ entgegnete sie mit stralenden Augen.

Die drei jungen Männer baten sie sogleich, ihnen einen Tanz aufzuheben. Aber sie verneinte es standhaft.

„Ich weiß noch nicht, ob der Papa es erlaubt,“ sagte sie.

„Aber auf den Fall,“ bat Sigismund.

„Dann können wir ja auf dem Ball selbst darüber sprechen,“ erwiderte sie.

„Warum willst Du Dich denn nicht vorher engagiren, Tosca?“ fragte die Schwester; „ich dächte, es wäre doch sehr angenehm, im Voraus einiger Tänze sicher zu sein.“

„O, was das betrift, liebe Marie,“ sagte Tosca nachlässig .... —

„Nur nicht übermüthig!“ unterbrach die Professorin Zeller mit feinsollender Bescheidenheit, und drohte der Schwester mit aufgehobenem Finger.

„O gar nicht!“ rief Tosca mit ihrem reizend schelmischen Lächeln; „ich fürchte nur mein schlechtes Gedächtniß. So lange vorher .... könnt' ich leicht die Engagements vergessen.“

Es ist der Instinkt der Frau, dem Manne die Sicherheit seines Glücks — nicht zu geben. Hat sie's gethan, so ist sie nicht mehr frei. Um den Verlust der Freiheit verschmerzen zu lassen, muß man lieben. Bei siebzehn Jahren liebt man

noch nicht; man versucht es erst. Daher ist in den jungen Mädchenköpfen oft eine so wunderliche Verschrobenheit oder Exaltation. Das Herz mögte seine starken Schwingungen machen, aber es hat sich dazu noch nicht Raum in der Brust geschaffen, und weiß noch nicht, ob es für den mächtigen Schlag den Athem lang genug haben wird. — Tosca verbrauchte einstweilen ihren Athem zum Tanzen und Singen.

Als die jungen Männer ihren Besuch beendet hatten, sprang Sigismund mit einem Satz aus der Hausthür mitten auf die Straße, und sagte halblaut:

„Welch ein unerhörtes Glück!"

„Ja," sagte Friedrich, „Dornenröschen war heute ungewöhnlich gnädig; aber es ist doch eine wunderliche Laune, daß sie sich nicht zum Tanz versagen will."

„Wozu auch?" rief Sigismund. „Man braucht ja nur auf dem Ball der Erste zu sein, und diese Aufmerksamkeit darf sie doch wol erwarten."

Er nahm seine Freunde, jeden unter einen Arm, und sie gingen zum Speisen in den Gasthof zum Stern. Tosca blieb aber der Gegenstand ihres Gesprächs; wenigstens wußte Sigismund es immer wieder auf sie zu bringen, und Friedrich fing schon an, ihm zu erklären, daß er nach grade langweilig werde.

„Thut mir leid für Dich," entgegnete Sigismund fröhlich; „ich meines Theils bin in meinem Leben nicht muntrer und besser aufgelegt gewesen, und ich wünschte nichts, als die Gewißheit einer solchen täglichen Begegnung."

Er ließ Champagner bringen. „Das geschieht ihr zu Ehren, daß Ihr's wißt!" sagte er; „nur der Champagner verdient's, daß darin auf ihr Wol getrunken werde. —

Tosca Beiron, Tosca Beiron, Blume deutscher Mädchenschaar" .... —

Friedrich lachte laut auf: „Pascal Vivas, Pascal Vivas, Blume span'scher Ritterschaft!"

„Du parodirst Uhland in Deiner Ekstase," sprach der Dritte.

„Was kümmert's mich," rief Sigismund launig, „daß Uhland schon früher meine Verse gebraucht hat. Es ist eine große Ehre für seinen Pascal Vivas, daß sie mir grade jezt einfallen."

„Weißt Du auch den Anfang, mein Junge? — In den abendlichen Gärten — Ging die Gräfin Julia — Es wär' doch hübsch, wenn Du es auch zu solchem Ritterdienst bringen könntest. Nur schade, daß sie nicht Gräfin ist."

„Schade?" fragte Sigismund gedehnt.

„Schade, weil's so gewissermaßen feierlich und poetisch klingt: Gräfin Tosca!"

„Wäre Tosca Beiron Gräfin" .... — rief Sigismund sehr lebhaft und schwieg plötzlich.

„Nun?" fragte der Andere gespannt.

„So wäre sie mir so gleichgültig wie das," sagte Sigismund, und schnippte mit Daumen und Zeigefinger den Kork von der Champagnerflasche.

„Dies finde ich unbegreiflich," sagte Jener und veränderte sichtlich die Farbe.

„Nimm's nicht übel, lieber Bruder," entgegnete Sigismund freundlich, „Du bist Graf Hohenberg und ich bin Dir eben so gut, als wärest Du Herr Hohenberg. Mit den Männern ist's was Andres! Die werden vom Leben anders durchgebildet. Allein die Frauen Deines Standes sind im

Durchschnitt zu verschrobene Geschöpfe, als daß ich nicht eine unüberwindliche Abneigung gegen sie haben sollte."

„Und doch ist Tosca Beirons liebenswürdige und verständige Mutter — Gräfin," sagte Hohenberg.

„Was?" rief Sigismund und stellte erblassend sein Glas auf den Tisch.

„Ja, ja! ich sage Dir eine Gräfin, und noch dazu vom alten Reichsadel; ich kann mich nur eben nicht auf ihren Namen besinnen."

„Und hat eine solche Mißheirath gemacht?" rief Sigismund bitter.

„Eine Mißheirath?" entgegnete Hohenberg erstaunt; „nun, das muß ich sagen, Du ziehst scharfe Grenzlinien, wenn Du findest, daß der Freiherr von Beiron-Königsegg eine Mißheirath für irgend eine Gräfin unter der Sonne ist."

„Und wer ist der Freiherr von Beiron-Königsegg?" fragte Sigismund.

„Mein Gott, der General, Tosca's Vater!" riefen Hohenberg und Friedrich aus einem Munde.

„Ah, sie ist also ein Fräulein von Beiron!" sprach Sigismund langsam und nachdenklich.

„Nichts anders! stiftsfähig und hoffähig, wie Eine, die es von väterlicher und mütterlicher Seite wol bis zu zweiunddreißig Ahnen bringen mag."

„O zum Teufel die Ahnen!" sprach Sigismund und zerknickte sein Champagnerglas.

Hohenberg fuhr heftig auf.

„Meine Jungen, meine Jungen!" sagte Friedrich begütigend, „habe Tosca Beiron zweiunddreißig Ahnen oder gar keine, sie bleibt ja immer das holdselig schnippische Dornen-

röslein, und das ist für ein Mädchen die Hauptsache; — denn mit ihrer Schönheit verzaubert sie uns Alle, und daran liegt jedem Mädchen mehr, als an ihren vermoderten Ahnen. Ein Beispiel ist Tosca's Schwester."

Sigismund schlug ein schallendes Gelächter auf.

„Lieber Bruder!" rief er, „der guten Frau, so unschön, so geistlos, und ich glaube gar ein wenig bucklich, ist wol Niemand sonst zu verzaubern vorgekommen, als der würdige Professor Zeller. Frag' einmal Fräulein Tosca von Beiron, ob sie wird einen Arzt heirathen mögen."

„Ich sehe nicht ein, weshalb sie grade für einen Arzt eine besondere Liebhaberei haben sollte, wenn ich nicht etwa dieser Glückliche wäre. Das, ja das würde mir ganz begreiflich sein," entgegnete Friedrich. „Uebrigens aber — wer denkt denn gleich ans Heirathen? Man plaudert mit einem Dornenröslein, man tanzt mit ihm, man neckt es, man bekommt schnippische Antworten und — wenn's Glück ungeheuer gut ist .... könnte man wol gar einen Kuß erobern" .... —

„O," rief Sigismund sehr heftig, „jezt könnte mir diese Tosca einen Kuß geben wollen — ich nähm' ihn nicht."

„Holla! Holla!" rief Friedrich, „ein Kuß ist immer eine ganz allerliebste Sache, von der man beileibe nicht so wegwerfend reden darf, Freund Sigismund Forster, möge er nun bei der Tochter des Großmoguls oder des Scharfrichters zu finden sein."

„Und Tosca Beiron wird ihn Dir auch schwerlich geben wollen," sagte Hohenberg gleichzeitig.

„Und wenn sie tausend Mal wollte!" rief Sigismund; „ich, Sigismund Forster, würde nicht wollen! und meine Lippen sollten verdorren, wenn sie sie küßten!" .... —

„Und das Alles, weil Tosca Beiron die Tochter einer Gräfin und eines Freiherrn ist?" rief Hohenberg geärgert; „ich muß Dir sagen, mein lieber Bruder, daß ich das mehr wie sonderbar finde."

Am andern Morgen schlug sich Sigismund Forster wegen des Kusses von Tosca Beiron, den er nicht wollte, mit seinem guten Freunde Hohenberg, verwundete ihn im Arm, und bekam von ihm eine Schmarre über die linke Wange.

Ein Paar Tage hindurch blickte Tosca Beiron umsonst zwei Minuten vor eilf Uhr auf die Straße hinab — umsonst! denn Sigismund Forster ging nicht vorbei! und weder dann, noch Mittags, noch Nachmittags. Was war ihm widerfahren? sie hatte alle Zeit, sich mit Beantwortung dieser Frage abzuquälen, und tausend Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zu ersinnen. Endlich! endlich! sah sie ihn die Straße herauf kommen, mit der Mappe unter dem Arm, und mit einem breiten schwarzen Tafftstreif über die linke Wange. Sie freute sich so, daß sie die Hand über die Augen legte, um deren Jubel zu beschwichtigen. Allein sie hätte diese Vorsicht nicht nöthig gehabt, denn Sigismund Forster ging vorüber ohne aufzublicken, geschweige zu grüßen. Tosca glaubte sich getäuscht zu haben. Ganz verwundert dachte sie: Wie doch so ein schwarzes Band übers Gesicht verändert! Ich hätte darauf gewettet, er sei es .... und er war's doch nicht .... o, unmöglich! — Um zwölf Uhr kam er aus der Vorlesung zurück. Sie gab genau Achtung, sie erkannte ihn unwidersprechlich; er war's, aber er ging vorüber ohne aufzublicken und ohne zu grüßen. Ihr sanken die Hände in den Schooß vor traurigem Erstaunen. Sollte er es übel genommen haben, daß ich mich neulich nicht mit ihm zum Tanz engagiren wollte?

fragte sie sich heimlich. Seit dem Tage ist er zuerst verschwunden, und so wiedergekehrt. Ich hatte aber eine bessere Meinung von ihm. — Sie suchte sich zu zerstreuen; sie stickte emsig, sie sang, und dazwischen tauchte immer die Hofnung auf, daß sich auf dem Ball Alles erklären und ausgleichen werde. Ob Herr von Geldern, ob Friedrich, ob Graf Hohenberg ihr eine kleine Laune übel genommen hätten, darüber hätte Tosca muthwillig gelacht oder gleichgültig die Achseln gezuckt; aber Sigismund Forster? — Sie war nicht im Stande, sich Rechenschaft darüber zu geben, weshalb sie grade ihn um keinen Preis verletzen mögte.

Am nächsten Morgen, als Sigismund vorüber ging, bückte sich Tosca tief auf ihre Arbeit, so daß er sie nicht gewahr werden konnte, wenn er etwa heimlich doch zum Fenster hinaufblickte. Dann hob sie rasch den Kopf — und siehe! er hatte herauf gesehen, ihre Blicke begegneten sich. Aber blitzschnell wendete Sigismund den Kopf auf die andere Seite, und Tosca dachte: Richtig! er hat mir irgend etwas übel genommen ... aber in aller Welt was?

So vergingen die Tage bis zum Ball. Dadurch, daß Sigismund immer pünktlich an Tosca's Fenster vorüber ging, zeigte er ihr, daß er sie nicht sehen wollte. Sie hofte auf den Ball! sie traute sich zu, durch einige Worte die Mißstimmung zu vernichten, in welche Sigismund, sie begriff nicht, wodurch? ihr gegenüber gerathen war. Sie kleidete sich mit äußerster Sorgfalt an. Sie schmückte sich nicht, aber sie wählte die Blumen, die Farben, die ihr besonders gut standen, und zuversichtlich, freudig, betrat sie den Ballsaal. Sigismund stand der Eingangsthür zehn Schritte gegenüber und mit dem Gesicht ihr zugekehrt. So wie Tosca mit ihren

Eltern erschien, fixirte er sie einen Moment ganz starr, und trat darauf in eine Gruppe hinein, ohne sie zu grüßen, ja, ohne nur zu thun, als ob er sie kenne. Eine unermeßliche Traurigkeit drückte Tosca's Herz zusammen. Was habe ich ihm gethan? fragte sie sich heimlich; und dann setzte sie schnell hinzu: Er ist übermüthig; weil er besser aussieht, als jeder Andere, bildet er sich gewiß ein, ich würde mich sehr um seine Vernachlässigung grämen! doch daraus soll nichts werden. — Sie nahm sich zusammen, sie empfing alle Ansprachen der Tänzer, sie war munter, ungezwungen, sie versprach ganz von selbst dem Herrn von Geldern den Cotillon; sie sah gar nicht hin nach Sigismund. Allmälig zwang sie sich nicht mehr zur Heiterkeit, sie wurde wirklich heiter, sie fühlte sich befreit von dem unbegreiflichen Interesse, welches sie bis daher für Sigismund ganz unwillkürlich empfunden. Nie war sie schöner gewesen, und nie anmuthiger. Es war, als ob sie sich in ihrer ganzen Lichtseite zeigen, und all ihre kleinen Sonnenflecke vergessen machen wollte.

„Heut ist Tosca Beiron warlich kein Dornenröslein," sagte Friedrich, nachdem er mit ihr getanzt hatte, ganz in Ekstase zu Sigismund, „sondern eine Rose ohne Dorn."

„Wie Herr Walter von der Vogelweide bereits vor einem halben Jahrtausend von der Kaiserin Irene gesagt und gesungen," erwiderte Sigismund spöttisch und wandte sich ab.

Er langweilte sich. Hätte er Tosca anders als triumphirend gesehen, so würde es ihn interessirt haben, sie aufs genaueste zu beobachten; jezt, in ihrem Uebermuth, wie er es nannte, hatte er nicht Lust dazu. Und doch mogte er nicht den Ball verlassen. „Sie könnte meinen, ich ginge gelang-

weilt fort, weil ich mich nicht mit ihr beschäftige," sprach er heimlich; „ich muß nur tanzen! Aber mit wem denn? wie sie Alle, Alle so unhübsch, ungraziös, unbedeutend neben ihr aussehen! Gleichviel! getanzt muß werden!" —

Er wählte aufs Gerathewol eine Tänzerin. Es war die junge Person, welche er auf dem vorigen Ball Grashüpfer genannt, und er trat mit ihr zum Tanz an — er wußte selbst nicht, zu welchem Tanz. Es war eine Française, und Tosca tanzte ihm gegenüber. Alles ging charmant! Sigismund tanzte mit einem Ernst, als ob es gelte, ein Examen des Tanzes zu bestehen, und wendete nicht eine Sekunde den Blick von seiner Tänzerin ab. Tosca tanzte wie immer; nur erschien ihre Gestalt noch graziöser, ihre Haltung noch schwebender neben den springenden und beweglichen Sätzen des kleinen Grashüpfers. Jetzt kam eine Tour im Contretanz, wo Tosca und Sigismund einander die Hand geben mußten, und da konnte er nicht vermeiden, den Kopf zu ihr zu wenden. Er that es mit einem peinlichen Gefühl, denn er wußte wol, daß sein Benehmen gegen Tosca nicht schicklich sei. Hätte sie ihn spöttisch oder nur schelmisch angesehen, so würde er sich dennoch in seinem guten Recht ihr gegenüber gefühlt haben; allein der traurig ernste Ausdruck seines Gesichts frappirte sie, und sie sah ihn sanft an, mit großen erstaunten Augen, die zu fragen schienen: Aber was fehlt Dir denn, daß Du so verändert bist? Das rührte ihn. Er schlug unwillkürlich die Augen nieder, um sie nicht freundlicher anzublicken, als er wollte, und seine Hand zitterte. Es lagen nur die Spitzen von Tosca's Fingern in dieser Hand; allein sie fühlte es doch! ... Da wurden sie getrennt durch eine neue Tour.

Nach beendetem Contretanz ging Sigismund ins Büffetzimmer, hielt einige Freunde durch Champagner fest, und kehrte nicht in den Ballsaal zurück. Tosca blieb den ganzen Abend gedankenvoll. Sie konnte sich sein Benehmen nicht erklären. Wenn Uebermuth darin lag, so war es doch nicht der allein! das hatten ihr der traurige Blick und die zitternde Hand gesagt. Den Uebermüthigen würde sie sehr bald vergessen und ihn auf gleiche Weise behandelt haben. Der Traurige beschäftigte sie unablässig. Mit dem Gedanken an ihn blieb sie auf dem Ball, und kehrte erst in tiefer Nacht heim. „Der Ball war matt ... heute!“ sprach sie nachdenklich, als sie den Blumenkranz aus dem Haar nahm. „Ich glaube, ich werde schon zu alt für den Tanz. So recht großes Vergnügen ... wie neulich — machte er mir nicht mehr.“ Sie entschlief und träumte von Sigismund.

Von nun an ging Sigismund Forster nicht mehr an Tosca Beirons Fenster vorüber. Sie grämte sich und er — grämte sich noch mehr.

Woran hängen unsre Schicksale? Oft an Einflüssen, die, unabhängig von uns, um unsre Wiege gewaltet haben! oft an Eindrücken, die sich in unsre Seele ätzten, als sie sich zum ersten Mal dem Bewußtsein öfnete! oft an Begegnissen, die sich der reizbaren Empfänglichkeit eines Kindes unwiderstehlich bemeistern und ihm Zu= und Abneigungen einflößen, deren es dann in seinem ganzen Leben nicht wieder Herr wird. Es mögte interessante Aufschlüsse über manche Eigenthümlichkeiten der Menschen geben, wenn man wüßte, welcher Empfindung sie sich in der Kindheit zuerst bewußt worden sind. Die meine war Bangigkeit, ungeheure, namenlose, verzweiflungsvolle Bangigkeit. Ich war ganz klein damals, so klein, daß Jahre

folgen, von denen ich nicht die geringste Erinnerung habe, also vielleicht zwei oder drei Jahre alt. Es war in Remplin und ein großer Maskenball, und ich armes kleines Geschöpf dazwischen! Wie ich dahin gekommen, ob man mir einen Spaß machen wollte, ob ich selbst dahin verlangte — ich weiß es nicht! Aber ich war da, zwischen den unheimlichen, fabelhaften, vermummten Gestalten, mit Gesichtern ohne Augen, zwischen der Musik, dem Gewühl, den Lichtern, dem konfusen Tumult solchen Festes. Ich war halbtodt vor Angst; ich weinte, zuletzt schrie ich Zeter; da wurd' ich denn fortgebracht. Und dann war ein Feuerwerk auf der großen Pelouse hinter dem Schloß, und mein Vater, der mich abhärten und meine Nerven stählen wollte, bestand darauf, daß ich es ansehen sollte. Nun war aber dies große, wilde, grelle Feuer, und die Detonation der Schwärmer und Raketen, und die Menschenmasse bald flammend beleuchtet, bald schwarz und finster, und wieder dieser Tumult — etwas so Grauenvolles für mich, daß ich wieder in unerhörtes Geschrei ausbrach. Da aber mein Vater wollte, daß ich bleiben sollte, so blieb ich, und ertrug bis zum letzten Augenblicke die Marter eines Festes, das wahrscheinlich allen übrigen Anwesenden großes Vergnügen machte. Mein Gott, das ist ein halbes Menschenleben her! Doch ich glaube, daß meine traurige Scheu vor Allem, was Lärm und Tumult, sogar der eines Festes und des Vergnügens ist, sich von jenem entsetzenvollen Moment herschreibt; und daß der Eindruck, welchen die Maskenball-Gesellschaft auf mich machte, mich durch mein ganzes Leben in der Gesellschaft begleitet hat, und begleiten wird. Ja, ja, das sind die Gesichter ohne Augen aus Remplin! Wie viel tausend Mal hab' ich mir das ganz unwillkürlich und ganz überzeugt

gesagt, wenn ich in einen Gesellschaftssaal trete. Nur wein' ich nicht, so wie damals; o nein! ich lache eher, und wol gar ein wenig spöttisch und hochfahrend, um mir die Larven nicht allzu nah kommen zu lassen, aber ob mir innerlich nicht ganz beklommen dabei zu Muth ist .... das ist die Frage! — Ich erzähle diese kindische Geschichte nur als ein Beispiel von der Heftigkeit früher Eindrücke. Daß man diese regeln soll und beherrschen kann, weiß ich wol; aber dennoch glaube ich, daß die Seele dadurch auf einen gewissen Ton gestimmt wird, möge sie auch, wie ein fügsames Instrument, Symphonien von Beethoven oder Walzer von Strauß auf sich spielen lassen.

Sigismund Forster ging nicht mehr an Tosca's Fenster vorüber. „Sie ist eine hochfahrende Person, wie sie Alle sind!" sprach er zu sich selbst. „Klagten die Uebrigen nicht sämtlich über ihr hochmüthiges Benehmen? Ich will nicht warten, bis sie es auch gegen mich an den Tag legt. Und darum will ich sie auch nicht wieder sehen, nie wieder, und nicht vorbei gehen; ich würde es nicht lassen können, sie anzusehen — und dann .... bekäme sie mich am Ende doch herum, mit ihren diabolisch himmlischen Augen. Seh' ich sie aber nicht mehr, so bring' ich's vielleicht dahin, eine Andere anzusehen, und das wäre das Gescheuteste, was ich thun könnte... das würde mich zerstreuen."

Er versuchte dann auch diese Art von Zerstreuung, der arme Sigismund, während Tosca sich ganz vergeblich den Kopf zerbrach, ob Unglück oder Unheil, Verdruß oder Krankheit ihm zugestoßen sein könne. Zuletzt überredete sie sich, er sei zum bevorstehenden Weihnachtfest in seine Heimat gereist, und das beruhigte sie über seine Schicksale. Aber zwischen

Weihnachten und Neujahr begegnete sie ihm auf der Straße, mit mehren seiner Freunde. Alle kannten Tosca, alle grüßten sie; und Sigismund auch. Seinetwegen, oder seiner Gefährten wegen, wollt' er sich nicht absichtlich auszeichnen. Es war sehr kalt, und er sah sehr bleich aus. Tosca bemerkte diese Blässe und seinen Gruß. „Ah! er ist krank gewesen!" sagte sie sich fast erfreut; „wenn er nur übermorgen zu meinem Schwager kommt!" —

Am Sylvesterabend gab der Professor Zeller einen kleinen Ball.

„Heut' Abend wird's lustig sein bei Zellers!" sagte Friedrich beim Mittagsessen im Gasthof zum Stern.

„Nicht lustig genug für mich," entgegnete Sigismund. „Ich dächte, wir blieben unter uns."

„Ich gewiß nicht!" rief Friedrich.

„Ich auch nicht," sagte Hohenberg; „denn unter uns können wir ja alle Tage lustig sein. Und komm doch mit, lieber Bruder, es soll ein wunderhübsches Mädchen bei Zellers zum Besuch sein, — eine Nichte oder Cousine von ihm" .... —

„Eine Schwestertochter von ihm ist es," sagte Friedrich, „und sie ist allerdings recht hübsch, wenigstens so lange sie allein ist. Aber neulich, sobald die Tosca Beiron eintrat.... o weh! wie sah das arme Ding aus! schwarz wie eine Zigeunerin und ungeschickt wie eine Küchenmagd."

„Ah, sie ist schwarz!" rief Sigismund eifrig; „das gefällt mir! Dann ist sie ganz gewiß schön. Schwarze Augen? schwarzes Haar?"

„Pechfinsterrabenschwarz, mein Junge!"

„Bravo! dann werden wir doch endlich mal eine wahre Schönheit zu sehen bekommen."

„Ich sage Dir, sie ist keine Schönheit."

„Nun, im Vergleich zu der faden Schönheit von .... gewissen Blondinen." .... —

„Wenn Du etwa Tosca Beiron meinst" .... —

„Ja, grade sie mein' ich!" brach Sigismund aus.

„So muß ich Dir sagen," fuhr Friedrich gelassen fort, „daß Du Dich irrst. Jenes kleine Mädchen, so munter und nett es auch ist, sieht neben ihr aus .... etwa wie ein schwarzes Hühnchen neben einem weißen Pfau."

„Der Vergleich ist gut und passend!" rief Sigismund laut lachend; „ja, ein Pfau — das ist sie."

„Ein zarter, edler, seltner, weißer Pfau — ganz gewiß!" beharrte Friedrich.

„Eure Hühnerhof-Vergleiche für ein Paar hübsche Mädchen wollen mir gar nicht behagen," rief Hohenberg. „Komm nur heut' Abend zu Zellers, Freund Sigismund, dann kannst Du doch wenigstens mit Kenntniß der Dinge reden und Dich überzeugen, ob die kleine Fremde wirklich Deine bereitwillige Bewunderung rechtfertigt."

„Nein," sagte Sigismund, „ich mag nicht! Ich könnte mich in sie verlieben, und das würde mir grade jezt sehr unbequem sein — abgesehen davon, daß man immer Verdruß und Aerger in Hülle und Fülle dadurch hat."

„Aerger und Verdruß? in Gottes Namen," sagte Hohenberg; „die gehören nun einmal dazu, wie Senf und Pfeffer zum Salat, der ohne das gar nüchtern und kalt sein würde. Aber was verstehst Du denn eigentlich unter unbequem?"

„Etwas, das mich stört und mich von den Gedanken abbringt, die ich haben mögte und sollte."

„Und darf man in diese Gedanken eingeweiht werden, oder ihrer Richtung folgen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Sigismund ernst; „sie sind sehr einfach und natürlich. Morgen werd' ich einundzwanzig Jahr alt; seit anderthalb Jahren soll ich studiren, und habe nichts gethan, gar nichts! Nämlich, ich hab' viel getrunken, viel gespielt, viel Schlägereien gehabt, und die Universitäten sind gewiß dazu auf der Welt, daß man das Alles aufs Gründlichste treibe! Hat man's aber achtzehn Monat getrieben, so wird man's überdrüssig und das ist jezt mein Fall. Von morgen an wird gearbeitet.... und zwar eisern.“

„Da Du Dich entschlossen zu haben scheinst, vor der Zeit ein Philister zu werden“ — sagte Hohenberg ärgerlich, der seit drei Jahren auf Universitäten nichts trieb, als — nichts; „so wäre es viel passender, dächte ich, auf dem Zellerschen Ball gesetzt und artig in Deine vita nova überzugehen, als diese Nacht mit Wein und Karten zu durchschwärmen.“

„Aus dem Philister wird nichts, mein Junge!“ rief Sigismund lustig; „aus dem gesetzten Leben mach' ich mir nichts, aber aus dem tüchtigen viel. Und ich sage Dir ja, es wäre mir unbequem, in meinen ernsthaften und arbeitsamen Projecten durch irgend ein Paar schwarze Augen gestört zu werden.“

„Paperlapapp!“ sagte Friedrich; „die Augen thun's halt nicht! Hast Du Dich doch tapfer gegen die von Tosca Beiron vertheidigt.“

„Ist er nicht possirlich mit seiner ewigen Tosca Beiron!“ rief Sigismund und lachte.

„Possirlich?“ entgegnete Friedrich gelassen; „mit nichten, mein Alter, nur beständig! und hauptsächlich .... beständig im guten Geschmack.“

Sigismund erröthete und fuhr auf: „Ein Geschmack, der mir zusagt, so oder anders, ist gut.“

„Charmant! charmant!“ erwiderte Friedrich noch ruhiger. „dasselbe meinte ich ja auch nur. Und übrigens wollt' ich Dich nur aufmerksam machen, daß Du Dich vor übermächtigem Einfluß schöner Augen nicht sehr zu hüten brauchst. Du verstehst den Zauber zu brechen. Wenn ich bedenke, in welche Ekstase Du vor ungefähr acht Wochen, hier, zu dieser Stunde und in diesem Saal geriethest, als Du zum ersten Mal Tosca Beiron sahest“ .... —

„Wahrhaftig, da ist er wieder mit seiner Tosca!“ rief Sigismund und brach in ein so fröhliches Lachen aus, daß Hohenberg augenblicklich einstimmte, und Friedrich selbst lächeln mußte, als er seinen Satz zu Ende sagte:

„Und jezt Deine Gleichgültigkeit gegen sie damit vergleiche, so beruhigt mich das ganz ungemein über Deine ferneren Herzensschicksale.“

„Falsch! falsch! mein Junge!“ sagte Sigismund noch immer lachend. „Damals wußte ich nicht, daß sie blaue Augen habe. Blaue Augen .... siehst Du — die kann ich nicht vertragen. Dabei fällt mir immer der alte Spruch ein: Blaue Augen sind lieblich, aber sehr betrüglich.“

„Und den von den braunen kennst Du nicht? Braune Augen sind hübsch, aber tück'sch. — Chancen giebt's immer, und Sonne und Mond haben ihre Nachtseite. Graue Augen haben auch ihre Meriten, aber nicht die der Schönheit, son-

dern der Tugend; denn von ihnen heißt's: Graue Augen sind gräulich, aber sehr getreulich."

„Gefallen mir auch nicht sonderlich!" rief Sigismund. „Da bleibt's denn schon für mich bei den schwarzen Augen, welche von keinem Sprüchlein weder gepriesen noch getadelt werden. Aber es bleibt bei ihnen auf meine Weise. Kennt Ihr das bairische Schnoderhüpfeln?"

„Nein," antwortete Friedrich verwundert.

„Das lautet so," sprach Sigismund und sang:

„Gelt, Du Schwarzaugeli,
„Gelt für Di tauget i,
„Gelt für die wär' i recht — —
„Wann i Di mögt!"

„Kellner! eine Flasche Champagner!"

Einige Stunden später übersahen Tosca Beirons blaue Augen mit einem Blick die ganze Gesellschaft im Hause ihres Schwagers, und senkten sich betrübt zu Boden — denn Sigismund Forster war nicht da. Sie beschloß, um jeden Preis den Grund seiner Abwesenheit zu erfahren, und da fiel ihr nichts Besseres ein, als geradezu Friedrich zu fragen. Der hatte ihn bei ihrer Schwester eingeführt, folglich mußte der mit ihm in Verbindung sein und ihr Antwort geben können. Als sie mit Friedrich einen Walzer tanzte, ließ sie alle Tänzer mit irgend einer kleinen Anmerkung die Revue passiren und sagte dann plötzlich, als bemerke sie jetzt erst seine Abwesenheit:

„Aber wo ist denn Herr Forster? meine Schwester sagte mir, er sei eingeladen. Er ist doch nicht krank? Er ist ein so guter Tänzer, wenn er tanzt!" — setzte sie hinzu, als wolle sie damit ihre Theilnahme entschuldigen und erläutern.

„Er ist allerdings nicht ganz wol," erwiderte Friedrich, der diese kleine Unwahrheit auch schon gegen den Professor Zeller ausgesprochen hatte, weil Sigismund dadurch sein Nichtkommen entschuldigte.

„Und wol schon seit längerer Zeit?" fragte Tosca.

„Nein .... ganz plötzlich .... heut' Mittag."

„Er sah doch schon vorgestern, als ich Ihnen begegnete, recht blaß aus."

„Ach ja, ich erinnere mich .... es ist wol schon seit vorgestern!" sagte Friedrich ein wenig verlegen, weil er nicht recht wußte, welchen Charakter er dieser improvisirten Krankheit geben solle.

„Sie sagen mir nicht die Wahrheit," rief Tosca schelmisch, „denn Sie sehen ganz verlegen dazu aus! Bitte, weshalb hat Herr Forster nicht herkommen wollen?"

„Nicht wollen? ach, der Arme! er kann ja nicht! Er hat ja den ganzen Tag zu Bett gelegen" .... —

„So? den ganzen Tag? Sie sagten doch eben — heut Mittag, ganz plötzlich."

„Gnädiges Fräulein, ich werd' Ihnen die Wahrheit sagen," betheuerte Friedrich ernsthaft. „Er ist allerdings unwol, und dann ist morgen ein wichtiger Tag für ihn, sein Geburtstag, an welchem er sich zu allerlei guten Entschlüssen von Studien und solidem Leben fest und stark machen will. Daher begreifen Sie gewiß, daß er den letzten Abend dieses Jahres nicht unter Tanzmusik hinzubringen wünschte."

„O, das begreif' ich!" entgegnete Tosca sanft und nachdenklich. Hätte Friedrich ihr gesagt, daß Sigismund den Champagner mit einigen guten Freunden den tüchtigen Entschließungen weniger hinderlich finde, als den Ball beim Pro-

fessor Zeller, so würde sich Tosca's Theilnahme bedeutend abgekühlt haben. Aber das mußte er aus Rücksicht für den Professor verschweigen. Sie fragte weiter und mehr nach Sigismund. Sie erfuhr, daß sein Vater Präsident in Paderborn, daß er selbst der Aelteste von fünf Geschwistern sei. Jede Aeußerung Friedrichs interessirte sie tief: daß Sigismund so ausgelassen lustig sei, und dann wieder so ernst; scheinbar ganz hingerissen, ganz beherrscht, und dann plötzlich eisern fest. Zuletzt erschrak sie vor ihrer gar so großen Aufmerksamkeit, und wandte das Gespräch, allein ihre Gedanken blieben bei Sigismund.

Sie blieben es den ganzen Abend und die ganze Nacht. Dieser ungewöhnliche Ernst bei einem so jungen und muntern Mann gefiel ihr außerordentlich, und daß er krank war, that ihr so leid! — Er war freilich nicht krank, und der Champagner schmeckte ihm sehr gut; doch davon hatte sie keine Ahnung. Ihr Herzchen schlug für den Sigismund, den sie verstand. — Sie erwachte ganz früh am Neujahrsmorgen, und mit dem Gedanken an ihn. Daß er krank, und heut an seinem Geburtstag so allein sei, und daß vielleicht Niemand daran denke, ihm an diesem doppelten Festtag Glück zu wünschen oder ihm eine kleine Freude zu bereiten, fiel ihr schwer aufs Herz. Sie stand auf. Es war noch ganz finster, und nur das letzte Viertel des Mondes warf einen matten Schimmer über die schneebedeckte Straße. Sie öfnete die Vorhänge und blickte auf die leichtgefrornen Fensterscheiben. Nach einem alten Glauben kann man am Neujahrsmorgen aus den phantastischen Zeichnungen, welche der Frost auf die Scheiben gehaucht hat, den Inhalt des kommenden Jahres sich prophezeien. „Blumen und nichts als Blumen!“ sagte sie halb-

laut; „das ist eine gute Vorbedeutung." Von den Eisblumen glitt ihr Auge auf die wirklichen, die im Fenster blühten; auf Tazetten, Hyazinthen, auf die schöne zarte Theerose, auf die prächtige dunkelrothe Camelia. Blumen sind lieblich — und besonders am Geburtstag! dachte sie, und pflückte hastig die Theerose ab; nur schickt es sich wol nicht, daß ich ihm einen Strauß sende! Er wird aber nicht erfahren, von wem er kommt, und ganz heimlich darf ich mir doch wol die Freude machen, die Blumen in einen Glückwunsch zu verwandeln! ... Und was fing' ich jezt an mit der Rose, die nun mal abgepflückt ist, wenn ich sie nicht verschenkte? — Sie brach noch einige Blumen ab, sie mischte sie graziös mit Wintergrün und Erika, die Theerose in der Mitte — und der lieblichste Strauß war fertig. Mit klopfendem Herzen und zitternden Händen legte sie ihn auf den Tisch. Ob ich ihn nicht lieber der Mama gebe? aber die Mama ist ganz wol, Gottlob! dachte sie; und einem Kranken machen Blumen so viel Freude! Das weiß ich noch, als ich vorigen Winter die Masern hatte, und die ersten Veilchen bekam. Sie rief ihre Kammerjungfer; sie nannte ihr Hausnummer und Straße, wohin die Blumen gebracht und schweigend abgegeben werden sollten. Das Mädchen rief auf der Straße den ersten besten kleinen Buben heran, und versprach ihm zehn Kreuzer, wenn er den Strauß pünktlich da und da abliefern wolle. Der Knabe versprach es freudig, gab den Strauß an Sigismund selbst ab, und empfing dankbar seine Belohnung. Tosca fühlte sich beängstigt, als sie die Gewißheit hatte, ihre Blumen wären nun in seinen Händen. Ihr einziger Trost war der, daß er nie erfahren könne, von wem sie kämen, und daß sie ihm doch vielleicht eine kleine Freude gemacht hätten.

Sigismund empfing den Strauß mit einigem Erstaunen. Zuerst untersuchte er, ob nicht etwa ein Billet ihm sage, von wem. Aber nichts! Dann, ob der Strauß nicht mit irgend einem bekannten Bande gebunden sei. Wieder nichts! Er war durch eine Epheuranke zusammengeschlungen. Er betrachtete die Blumen so aufmerksam, als ob sie ihm einen Namen nennen könnten — und siehe da! als er die Theerose erblickte, fuhr es ihm durch den Kopf: Tosca Beiron! — Als er ehedem unter ihrem Fenster dahin ging, hatte er zu oft diese Blume bemerkt, um jezt nicht die Zusammenstellung zu machen. „Oho!" rief er, „von ihr ist der Strauß! von ihr! Wie kommt sie dazu, so — zudringlich zu sein, sie, die Hochfahrende! die Uebermüthige! O Tosca Beiron, ich habe gesagt, Deinen Kuß wollt' ich nicht; — aber auch Deine Blumen will ich nicht.... siehst Du — ich mag Dich nicht leiden, weil.... Du blaue Augen hast; luziferische Augen! und weil Du eine vornehme Närrin bist. — Er riß den Strauß auseinander, und ließ die schönen, von Tosca so zärtlich gepflegten Blumen auf dem Tisch liegen. Er sann darüber nach, wie er ihr beibringen solle, daß er ihr Geschenk verachte. Einige Freunde störten ihn in seinen Meditationen.

„Sieh' da! Sigismund unter Blumen, wie ein Frühlingsgott!" rief der Eine.

„Und welche Flora hat Dich denn mit ihren Gaben überschüttet?" fragte der Andre.

„Ja, ja! die Weiber kommen uns immer mit Aufmerksamkeit zuvor;" sprach der Dritte. „Kaum graut der Tag und wir sind bei Dir.... aber eine Frau hat Dir schon früher ihren Glückwunsch in einem bedeutungsvollen — gelt, sehr bedeutungsvollen Selam ausgesprochen."

„Nun! heraus damit! wer ist diese Flora? nur keine Geheimnißkrämerei, Sigismund! Nun? Du wirst doch nicht den Verschwiegenen spielen wollen?“ riefen sie durcheinander.

„Ich kann nichts verschweigen, denn ich weiß nichts,“ antwortete Sigismund kurz.

„Holla! holla! wer Dir das glaubt!“

„Die Verschwiegenheit ist eine vortrefliche Eigenschaft den Weibern gegenüber; — aber den Freunden?“....

„Wenn ich sage, daß ich nichts weiß,“ entgegnete Sigismund noch bestimmter, „so dürft Ihr Euch auf mein Wort verlassen: ich weiß nichts.“

Sigismund war heftig und leidenschaftlich wie ein Jüngling, und ungezogen wie ein Knabe; aber insolent — fast hätte ich gesagt: wie ein Mann, — war er nicht; und unter keiner Bedingung hätte er weder Tosca's, noch irgend einen unbescholtenen Namen genannt, oder auch nur errathen lassen.

„Für die große Verschwiegenheit, die Du an den Tag legst, Freund Sigismund, behandelst Du aber dies pretium affectionis sehr schlecht, indem Du es so herumliegen läßt“ — sagte der Eine, raffte die Blumen zusammen und stellte sie — in einen Fidibusbecher.

O arme Tosca! dieser Platz, und von fremder gleichgültiger Hand ihren Blumen gegeben! —

„Da ich nicht weiß, von wem sie kommen, so sind sie mir gleichgültig,“ antwortete Sigismund.

„Auf Ehre, lieber Bruder?“

„Gleichgültig! auf Ehre!“ sagte er.

„Da dürften wir uns wol die Blumen theilen?“ fragte der Andre, noch immer mißtrauisch und wie um Sigismund zu prüfen.

„Meinetwegen!“ erwiderte der; „wir wollen sie unter uns theilen, ich nehme die Rose.“

O arme Tosca! im Nu wurden die Blumen aus dem Fidibusbecher herausgerissen und in das Knopfloch von jungen, ihr wildfremden Leuten gesteckt. Dann sprachen sie von andern Dingen.

Gegen Mittag ging Sigismund aus. Könnte ich ihr doch die Lehre geben, dachte er, daß es sich ganz und gar nicht für ein vornehmes Mädchen schickt, so dem Ersten Besten einen Blumenstrauß, und um nichts und wieder nichts zu senden. — Er ging vor ihrem Hause vorbei und trug die Rose im Knopfloch. Tosca saß wie gewöhnlich am Stickrahmen im Fenster, während verschiedene Personen mit Neujahrsglückwünschen um den Sopha ihrer Mutter versammelt waren. Sie beachtete nicht deren Gespräch; sie dachte an ihre Blumen und an Sigismund. Da erkannte sie ihn und ihre Rose. Ihre Augen leuchteten auf, ein glänzendes Roth flammte wie ein Blitz über ihr schönes Gesichtchen. Er trug die Rose, also freute er sich ihrer. Er blickte nicht herauf, also ahnte er nicht, daß sie von ihr komme; oder wenn er es ahnte? — so wollte er sie auf keine Weise in Verlegenheit setzen. Sie wußte ihm tiefen Dank, daß er sie nicht grüßte. Er hatte sie sehr gut bemerkt; doch mit rascheren Schritten ging er vorbei und auf ein hübsches Frauenzimmer zu, das ihm entgegen kam. Es war seine Hauswirthin, die Frau eines Buchbinders, für die er immer ein halb scherzendes, halb verbindliches Wort hatte. Er kehrte mit ihr um, er stattete ihr seinen Glückwunsch ab, er sagte, er habe ihr nichts Besseres zu bieten, als diese Rose, und darum müsse sie sie nehmen. Die hübsche Frau sagte, sie nehme sie sehr gern, denn

eine Theerose sei etwas Seltenes. Sigismund gab sie ihr. Tosca saß ein Paar Minuten ganz versunken in ihre heimliche Freude da, und blickte noch immer auf die Straße hinab. Da fuhr sie zusammen; Sigismund kam zurück, ohne die Rose. Eine hübsche Frau ging neben ihm, und die hatte sie in der Hand. Tosca erbleichte und konnte die Augen nicht abwenden. Sigismund sprach lebhaft mit jener Frau. Grade als er unter Tosca's Fenster war, blickte er rasch mit einer stolzen Wendung des Kopfes zu ihr auf, und grüßte sie tief, aber mit einem eisigen Ausdruck. Dann ging er weiter mit seiner Gefährtin. Tosca erwiderte nicht den Gruß. Er weiß Alles, und er verachtet mich! blitzte es ihr durch den Sinn. Sie sprang auf, ging in ihr Zimmer, kniete nieder und weinte bitterlich. — Sigismund schloß sich den ganzen Tag in seinem Zimmer ein.

Nachmittags klagte die Generalin Beiron über Kopfweh und Uebelbefinden. Gegen Abend gesellte sich starkes Fieber dazu. Professor Zeller ward gerufen; er sprach seine Besorgniß vor einem Nervenfieber aus, und that Alles, um ihm vorzubeugen. Umsonst! nach drei Wochen starb Frau von Beiron. Tosca hatte ihre Mutter mit unglaublicher Treue und Ausdauer gepflegt, alle Nächte bei ihr durchwacht. Nach ihrem Tode brach die Kraft des jungen Mädchens zusammen. Nicht daß sie von einer großen Krankheit befallen wurde! das wäre besser gewesen, meinte der Professor Zeller; sie wurde nervenkrank. Ihr fehlte nichts, aber sie verblühte sichtlich und ihr sonst so fröhlicher Sinn war wie zerknickt. Sie klagte nie. Fragte man sie um ihre Krankheit, so antwortete sie nur: Ich bin nicht krank, aber ich gräme mich. Suchte man sie zu zerstreuen, schlug man ihr Gesellschaft und Bälle

vor, die sie sonst so sehr geliebt, so gerieth sie in die heftigste Bewegung und bat dringend, sie damit zu verschonen. Sie verließ nicht das Zimmer. So verging der Winter und ein Theil des Frühlings. Im Mai trat der General eines Tages in ihr Zimmer und sagte:

„Tosca, übermorgen reisen wir nach der Schweiz, Du sollst erst in Gais die Molken- und dann am Leman die Traubenkur brauchen."

„Gott segne Dich, Papa!" rief Tosca jubelnd; „nun werd' ich gesund!"

Als Tosca Beiron im Herbst blühend und frisch, fröhlich und schön nach Bonn zurückkam, war Sigismund Forster nicht mehr dort.

---

2. Unter den Linden.

Eine lange Reihe von Jahren lag dazwischen. — Es giebt Momente, in denen wir Jahre verschwenden; es giebt Jahre, die uns in der Erinnerung zu Momenten zusammenschrumpfen. Wie wir sie durchleben — ob arm, ob reich:

das nimmt oder giebt ihnen Gewicht. Als ein Krösus sich zu fühlen, im königlichen Pomp des Daseins, überschüttet mit allen Kronen des Lebens, seien sie von Dornen, oder von Rosen, oder von Diamanten, oder von Lichtstralen — das preßt die Essenz des Lebens in flüchtige Augenblicke zusammen, die durch ihren Inhalt unermeßlich werden. Oder als ein Arbeiter sich zu fühlen, der pünktlich seine Aufgabe erfüllt und dafür seinen Lohn empfängt, von einem Tage zum andern, heute wie morgen, und der sich etwa nur Sonntags ein kleines Vergnügen bereitet, recht blaß, recht steril, ohne lange Vorfreude, ohne längeren Nachhall — das dehnt das Leben aus, ohne es zu erfüllen, und verwandelt lange inhaltlose Epochen in schnellvergessene Augenblicke. Hier ist das Dasein wie ein Goldfädchen, das dünn, dünn und immer dünner, bis zur Unscheinbarkeit und Unhaltbarkeit fortgezogen wird; dort ein Goldbarren.... so prächtig, so schwer, häufig zu schwer. So ist das Leben eingerichtet: am Ueberfluß oder am Mangel leidet der Mensch.

Es war in Berlin am Neujahrstag. Im ersten Stockwerk eines hellgrauen Hauses unter den Linden, an der Ecke der Kirchgasse, saß ein noch junger Mann am Schreibtisch und schrieb. Vor ihm lag ein Brief von Frauenhand; er blickte zuweilen hinein, lächelte und schrieb weiter. Zuweilen legte er die Feder hin, lehnte sich zurück und verfiel in Nachsinnen. Die Mittagssonne glänzte hell ins Zimmer hinein. Es sah sehr freundlich, sehr wolgeordnet aus, ebenso entfernt von Confusion, als von übertriebener Zierlichkeit. Kissen in Tapisserie genäht, lagen auf dem Sopha; an den Wänden hingen einige hübsche Lithographien, Blumen standen in den Fenstern.

Ein Wagen hielt vor dem Hause, und eine Dame stieg aus, begehrte mit der Besitzerin desselben zu sprechen, und hatte eine lange Unterhaltung mit ihr. Der Schluß davon war, daß die Dame ein wenig ungeduldig sagte:

„Nun, so werde ich selbst den Herrn darum bitten müssen! Sein Sie so gut, mich bei ihm zu melden."

Die Hauswirthin ging voran, die Dame folgte ihr auf dem Fuß, und während sie die Treppe heraufstieg, fragte sie ein wenig besorgt:

„Der Herr raucht wol sehr stark?"

„„Gar nicht, gnädige Frau," lautete die beruhigende Antwort der Hauswirthin, welche eben das Zimmer nach raschem Anpochen hastig öfnete, und hineinsprach:

„Herr Regierungsrath, die Frau Generalin von Beiron wünscht Sie zu sprechen."

Der Mann machte eine lebhafte Bewegung, griff mechanisch nach der Brille, die neben ihm auf dem Schreibtisch lag, und setzte sie auf, indem er sich erhob.

Heutzutag hat ein Mann über dreißig Jahr entweder eine kahle Platte, oder er trägt eine Brille. An diesen Wahrzeichen sind die Söhne unsers Jahrhunderts zu erkennen. Wem sie fehlen, der gehört, mit seltnen Ausnahmen, den letzten Tagen des vergangenen an.

„Da ist der Herr Regierungsrath Forster," sagte die Hauswirthin zu der Dame.

Tosca Beiron und Sigismund Forster standen sich gegenüber. Er erkannte sie auf der Stelle. Er wunderte sich, daß sie den Namen trug, den einst ihre Mutter getragen, aber er war nicht einen Augenblick in Zweifel. Sie hatte die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Physiognomie behalten: ihre

beherrschenden Augen, ihr reizendes Lächeln, ihre unbefangene stolze Haltung; auch ihre Züge waren dieselben, nur ausgeprägter, schärfer, der Mund vielleicht etwas zu groß und die Stirn an den Schläfen nicht mehr ganz frisch. Mit einem Blick übersah es Sigismund. Von Kopf zu Fuß war sie in violetten Sammet gekleidet, und in der Hand hielt sie einen großen Strauß der allerschönsten Frühlingsblumen. Sie sah magnifik aus, als sie so mitten in dem sonnenerleuchteten Zimmer stand. Sie erkannte ihn nicht; oder vielmehr — sie dachte nicht daran, ihn zu erkennen. Sie hatte jezt andere Gedanken, als ihn. Und überdies war Sigismund auch nicht mehr der schöne heitere Jüngling aus Bonn. Heutzutag ist das Leben eines Mannes, der seinen Weg auf ganz gewöhnlichem Wege machen muß, und darin durch keine allmächtige Protektionen und Connexionen unterstützt, oder durch keine ganz überwältigende Talente gehoben wird — anstrengend und mühselig. Und Anstrengung zerstört die Schönheit — die Schönheit der Züge, die des Ausdrucks nicht. Sigismund hatte scharfe Züge, und sah ernst und kalt aus, kalt sogar, wenn er verbindlich sprach und lächelte. Die Schmarre, welche ihm einst Hohenberg auf der linken Wange beigebracht, war durch einen starken dunkeln Bart bedeckt. Seine Augen hätten vielleicht die Strenge des Gesichts mildern können; aber die Brille verdarb sie, wie zu starker Firniß den Eindruck des schönsten Oelgemäldes schwächt. Bei dem Allen war etwas Festes und Klares in dem Gesicht, etwas, das Vertrauen weckte, und als er mit fester und tönender Stimme, und sich verbeugend, zu Tosca sagte:

„Was verschafft mir die Ehre, Sie hier zu sehen, gnädigste Frau?“

—

Da entgegnete sie zuversichtlich:

„Die Hofnung, daß Sie mir eine große, eine übergroße Bitte nicht abschlagen werden.“

Sie setzte sich und fuhr fort, als er sie schweigend und erwartungsvoll ansah:

„Mit zwei Worten: ich wünschte, daß Sie mir diese Ihre Wohnung abtreten und dafür die im zweiten Stockwerk, welche ihr ganz ähnlich ist, nehmen mögten. Meinethalben würde ich weder Sie noch irgend Jemand mit dieser Bitte belästigen; ob ich eine Treppe oder drei steige, ist mir einerlei, und eben so, ob mein Zimmer nach Süden oder nach Norden liegt. Aber mein Mann ist krank, sehr krank; jeder Schritt wird ihm schwer, und mit der, den meisten Kranken eigenen Laune behauptet er, grade diese Wohnung, eine Treppe hoch, Südseite, und in der wir schon vor einigen Jahren gewohnt haben, sei ihm die bequemste, ja mehr! die heilsamste in ganz Berlin. Wir wohnen in British Hotel; es hat dieselbe Lage, allein das Geräusch des Gasthofs ist ihm unerträglich. Da drüben ist ein Haus ganz zu unsrer Disposition; er behauptet, durch die Lage nach Norden wären die Zimmer in Keller verwandelt. Auf der ganzen Südseite der Linden ist in keinem Privathause eine Miethwohnung frei, außer hier im zweiten Stockwerk — und die Linden .... verlassen Fremde so ungern“ .... —

„Gnädige Frau,“ sagte Sigismund, „diese Wohnung steht Ihnen sofort zu Befehl.“

„O Sie sind gütig!“ rief sie lebhaft.

„Es ist mir, wie Ihnen, vollkommen einerlei, gnädige Frau, wie viel Stufen ich zu meinem Zimmer zu steigen habe,“ sagte er ruhig.

„So freut es mich doppelt, daß Sie kein Opfer zu bringen haben, indem Sie den Wunsch eines beklagenswerthen Kranken erfüllen," entgegnete sie sanft. „Und wann würden Sie, ohne allzu unbequeme Uebereilung, diese Wohnung verlassen können?"

„Das Zelt eines einzelnen Mannes ist eben so leicht abgebrochen als wieder aufgeschlagen, gnädige Frau, und ich werde es heute und sogleich thun .... denn Ihr Herr Gemal mag schon ungeduldig sein."

Tosca stand auf und machte eine Bewegung, als wolle sie ihm die Hand geben; aber, sich besinnend, drückte sie beide Hände gefaltet vor die Brust und sagte mit großer Herzlichkeit:

„Ach, daß Sie es thun würden, wußt' ich wol, aber wie — das konnt' ich freilich nicht ahnen."

„Und dürfte ich fragen," entgegnete Sigismund lächelnd, „was Ihnen im Voraus die Gewißheit meines Gehorsams gab?"

„O mein Herr!" rief Tosca lebhaft, „die Außergewöhnlichkeit meiner Bitte! eine so extraordinäre Insolenz von meiner Seite muß durch einen sehr gewichtigen Grund motivirt und entschuldigt werden — und das wird der begreifen, dem ich meinen Wunsch ausspreche, und ihm willfahren; — so dacht' ich. Allein, das Wie liebenswürdig zu finden .... darauf durft' ich nicht rechnen."

Sie ging der Thür zu, stand still, sah sich rings im Zimmer um und sagte:

„Ach, es ist freundlich hier! Sie haben hier gewiß manche angenehme Stunde, manchen lieben Augenblick verlebt, und wir verjagen Sie unbarmherzig, und machen Ihnen gar

heute den Festtag zu einem recht unbequemen Werktag. Nun, ich danke Ihnen aus voller Seele! Ein warmer aufrichtiger Dank bringt mehr Segen, als alle Neujahrsglückwünsche."

„Das glaub' ich gern, gnädige Frau," entgegnete Sigismund und begleitete Tosca bis zur Treppe. Dann kehrte er ins Zimmer zurück, trat ans Fenster und sah sie in den Wagen steigen, der die Linden herauf fuhr. Ihm war leicht ums Herz, so, als habe er die knabenhafte Ungezogenheit von Bonn gut gemacht. Und wie sie schön ist, wie beherrschend durch Blick und Haltung! dachte er, als er ihr nachblickte; eine prächtige Erscheinung — ganz, wie sie zu werden versprach. — Neben dem Stuhl, auf welchem Tosca gesessen, lag eine Tazettenblüte, wie ein kleiner goldener, aus dem Himmel auf die Erde gefallener Stern. Sigismund hob sie auf und legte sie in sein Portefeuille. Dann begann er seine Uebersiedelung. Damit verging der Tag. Am Abend saß Sigismund im Zimmer des zweiten Stockwerks am Schreibtisch, um den Brief zu beenden, bei dem er durch Tosca's Eintritt gestört worden war. Drei Seiten waren beschrieben. Auf die vierte schrieb er:

„Ich bin unterbrochen worden, liebe Agathe. Aber es „thut nichts, denn ich hoffe nächstens auf ein Paar Tage nach „Magdeburg kommen zu können, und da holen wir mit Plaudern nach, was ich heut mit Schreiben versäumen mußte. „Diese Aussicht macht Deine lieben freundlichen Augen noch „freundlicher — nicht wahr? Gott segne diese lieben Augen, „meine Agathe, damit sie nichts als Freude, Glück und Liebe „auf der Welt sehen, und mir ins Herz blicken mögen." S. F.

Dreiviertel des letzten Blatts blieb unbeschrieben. Sigismund couvertirte den Brief und trug ihn selbst auf die Post.

Er ging an British Hotel vorüber und sah zu einigen hellerleuchteten Fenstern im ersten Stockwerk empor. Da wohnt sie gewiß, dachte er, und mit einem kranken Mann! — Ihm fiel ein, daß es grade zwölf Jahre waren seit jenem Tage in Bonn, wo er sie so muthwillig gekränkt, und zum letzten Mal ihr schönes Gesichtchen, aber erbleichend und traurig, zwischen den Blumen im Fenster gesehen hatte. Am Abend spät war er wieder vorbei gegangen, und mehrmals auf und ab; seine Ungezogenheit that ihm gar so leid! Er wünschte glühend, sie gut zu machen, Tosca um Verzeihung zu bitten .... aber er sah sie nicht mehr, nie wieder. Ihre Mutter starb, sie erkrankte, sie reis'te; er trauerte mit ihr, um sie. Wie ein Meteor, das man ein Mal sieht und nimmer wieder, so war sie aus seinem Horizont verschwunden. Jahre lang dachte er an sie. Wenn er eine schöne Blondine sah, so flüsterte eine Stimme ganz heimlich in ihm: „Fast so schön wie Tosca Beiron." Großer Schmerz kam über ihn, sein Vater starb und hinterließ seine Familie unbemittelt. Es folgten eiserne Zeiten voll Sorge und Anstrengung. Durch Schmerzen und durch Mühen mußte er sich kämpfen, und er that es. Die Seinen blickten mit Hofnung und Liebe auf ihn. Er war ihr Trost, ihre Zuversicht, ihre Freude. Und so ging es ihm denn allmälig besser, und zuletzt gut. Jezt hatte er im Hause seiner Schwester, die in Magdeburg mit seinem Universitätsfreund Friedrich verheirathet war, ein junges Mädchen kennen gelernt, das er herzlich lieb hatte. Er war mit ihr verlobt, im Frühling wollte er sie heirathen. Toscas Bild war erst blaß und nebelhaft in ihm geworden, dann verschwunden, wie eine Todte im Grabe. Das Leben rauscht darüber hin, und deckt es zu, und nimmt uns so in

Anspruch, daß wir nicht Zeit haben, an unsre Todten zu denken. Ständen sie aber auf aus ihrem Grabe, in ihrer alten Schönheit, mit ihrer alten Macht, so würden sie uns wieder beherrschen, wenn sie uns je beherrscht haben; denn begraben können wir viel, aber tödten nichts.

Solche Bilder glitten an Sigismund vorüber, als er durch die Straßen ging. Er versuchte an die Zukunft zu denken, aber magnetisch zogen ihn die Gedanken in die Vergangenheit zurück. „Agathe, zu Dir!" sagte er halblaut. — —

Am andern Morgen gegen zehn Uhr nahm der General Beiron die Wohnung in Besitz, welche Sigismund verlassen hatte. Zwei Diener trugen ihn aus dem Wagen die Treppe hinauf; er hatte die Brustwassersucht. Ein junger Mann, der schon zwei Stunden früher in Begleitung von Handwerkern und Trägern mit vielen Meublen und Geräthschaften gekommen war, empfing ihn und Tosca, und sagte:

„Ich hoffe, lieber Onkel, daß Sie ziemlich zufrieden mit meinen Anordnungen sein werden, und daß meine schöne Tante ein andres Wort, als ein spöttisches für mich hat."

„Mein guter Ignaz, ich danke Dir!" sagte der General freundlich, und gab ihm die Hand.

„Das wollen wir sehen, Ignaz," sagte Tosca und ging durch die Zimmer. Nach zwei Minuten kam sie wieder und sagte lachend:

„Ich muß Sie loben, mein Ignaz! in allen Zimmern ist etwas ganz Wesentliches vergessen. Hier im Salon ein Schachbrett-Tisch, im Zimmer meines Mannes Sophapolster, und in meinem Zimmer Blumen."

„Sie sehen, lieber Onkel, daß ich wirklich Recht habe, mich ein wenig über die eiserne Unnachsichtigkeit meiner schönen Tante zu grämen. Gestern waren alle Magazine geschlossen; heute war's bis früh acht Uhr Nacht. Ich schmeichelte mir, in zwei Stunden geleistet zu haben, was in menschlicher Kraft steht .... aber nein!“ ....

„Und abermals nein!“ unterbrach ihn Tosca; „denn Sie haben mich bis daher immer glauben machen, daß Ihnen zu meinem Dienst mehr als menschliche Kräfte zu Gebot ständen.“

„Ist sie liebenswürdig?“ sagte der General lächelnd zu seinem Neffen.

„Ach, ich bin unglückselig!“ rief Ignaz. „Eine solche Aeußerung müßte mir ja wenigstens Flügel und Zauberstab verleihen, und statt dem Allen steht mir nichts zu Gebot, als ein Miethwagen .... und mein guter Wille.“

„Mit dem guten Willen macht man hübsche Phrasen und weiter nichts!“ sagte Tosca lachend.

„Ich gehe schon, ich gehe!“ rief Ignaz; „aber gestehen Sie, daß es hart ist, nie ein Wort der Zufriedenheit zu hören .... wenigstens kein directes.“

Er verließ das Zimmer. Tosca blickte ihm seltsam nach, und der General sagte:

„Welch ein Mensch! welch ein goldnes Herz an Treue und Ergebenheit. Warlich, er gehört nicht unsrer Zeit und unsrer Welt an.“

„Das denk' ich auch .... zuweilen,“ sagte Tosca. Ihr Mann sah sie fragend an. „Ja,“ fuhr sie fort, „mit dem Alter, glaub' ich, kommt uns der Zweifel, und ich werde

älter und immer älter, und da mein' ich zuweilen, der Ignaz spiele Komödie."

„Wenn er das thut," entgegnete der General, „so hat er sich wenigstens eine schöne und schwere Rolle gewählt."

„O, nicht schwer!" rief Tosca. Sie setzte sich zu ihrem Mann, sie nahm seine abgemagerte Hand in ihre weichen feinen Hände, sie sah ihm mit tiefer Innigkeit in das blasse, greisenhafte Gesicht.

„Doch! doch! mein guter Engel," antwortete er traurig. „Welch ein Leben führt Ihr Beide, Du und er, seit drei Jahren. Es ist hart, in Eurem Alter Krankenpfleger sein zu müssen."

„Für ihn vielleicht, nicht für mich, denn ich thue ja nichts weiter für Dich, als daß ich bei Dir bin .... und auch das erlaubst Du mir ja nicht immer."

„Gewiß nicht!" sagte der General eifrig; „Du mußt ausgehen, mußt mit Menschen verkehren, mußt Dir die Welt ansehen und ihre Huldigung und Bewunderung hinnehmen. Ja, das mußt Du! dazu bist Du geboren, und ich bestehe vielleicht aus Egoismus darauf. Nicht als ob es mir schmeichelte, Dich gefeiert zu wissen — wie das so oft alten Männern von schönen jungen Frauen geschieht — sondern weil es Deiner Eigenthümlichkeit zusagt, sich in bunten Kreisen zu bewegen, weil es Dich anregt, Dich heiter stimmt, Dir Gelegenheit giebt, Deine Liebenswürdigkeit zu entfalten; und weil der Mensch, wenn er sich auf seinem rechten Platz fühlt, zufrieden mit sich und mit Andern ist und Muth und Laune nicht verliert, die Du doch so sehr nöthig hast bei Deinem alten kranken Mann. Du siehst, wie egoistisch ich bin."

„Wie gut Du bist," sagte Tosca sanft. Sie weinte nicht, aber die Thränen fielen ihr langsam und fest aus den diamantnen Augen. Der General machte eine leise verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Ich kann besser Blut sehen als Thränen," sprach er.

Tosca schloß einen Moment die Augen, und that sie frisch und stralend auf. Er nickte ihr freundlich zu.

„Sag mir," hub er wieder an, nachdem er sich im Zimmer umgesehen, „wie heißt der Mann, den wir aus dieser freundlichen Wohnung vertrieben haben?"

„Regierungsrath ist er," antwortete sie; „die Hauswirthin nannte auch seinen Namen, aber, wie das bei Präsentationen immer geht, ich verstand ihn nicht."

„Gleichviel! ich mögte doch sehr gern seine Bekanntschaft machen. Solche Bereitwilligkeit gegen wildfremde Menschen ist erstaunenswerth."

„Das dächt' ich doch nicht," sagte sie gelassen.

„Lieber Engel, die meisten Leute scheuen weniger ein großes Opfer, als eine große Unbequemlichkeit, und eine solche haben wir ihm doch verursacht."

„Das ist wahr!" rief sie, „ich werd' ihm zwei Worte schreiben."

Sie schrieb: „Sie müssen jezt die Consequenzen Ihrer „wundervollen Güte hinnehmen, und meinem Mann die „Gelegenheit gönnen, Ihnen seinen herzlichen Dank aus„zusprechen. Es würde ihn betrüben, wenn er Ihre Freund„lichkeit nur wie ein Almosen betrachten müßte — und „mich auch.

Tosca Beiron."

Das Billet wurde herauf geschickt, und die mündliche Antwort lautete, der Herr werde später die Ehre haben, seinen Besuch zu machen.

Ignaz kam zurück; Blumen, Schachbretttisch, Sophapolster langten auch an. Es wurde Alles geordnet, eingerichtet, so viel wie möglich behaglich gemacht. Der General sagte endlich:

„Jezt glaube ich, daß wir den Winter hier ganz leidlich verbringen werden.“

Da gab Tosca ihre Hand an Ignaz, und sagte mit ihrem holdseligsten Lächeln:

„Das ist hauptsächlich Ihr Werk! ich danke Ihnen.“

Ignaz küßte diese Hand, aber er drückte sie heftiger, als man bei einem Handkuß zu thun pflegt. Der General ging in sein Zimmer; er war angegriffen, der unruhvolle Morgen hatte ihn ermüdet. Seine Nächte waren ohnehin fast immer schlecht; Tags schlief er zuweilen im Lehnstuhl ein. Ignaz kniete auf Toscas Fußkissen vor ihr nieder, als sie allein waren, und sagte:

„Sie wissen, wie ein freundliches Wort, ein holder Blick von Ihnen mich beseligt: weshalb denn geizen Sie so unbarmherzig damit?“

„Ich geize nicht, Ignaz, ich verschwende nur nicht,“ antwortete sie ruhig, lehnte sich im Sopha zurück und ließ ihn knien.

„Tosca!“ sagte er und schüttelte langsam und nachdenklich den Kopf, „Sie sind schön, Sie sind geistreich, Sie sind edel, Sie sind liebenswürdig …“

„Ja, ja, ja! ich bin vollkommen!“ unterbrach sie ihn.

„Nein,“ entgegnete er, „vollkommen sind Sie nicht.“

„Gott sei Dank!“ rief sie, „Gott sei Dank! denn vollkommne Menschen, hab' ich mir sagen lassen, würden nicht geliebt — nur bewundert.“

„Aber warum wollen Sie geliebt werden? was liegt Ihnen an Liebe? — Sie lieben ja nicht wieder! Das ist Ihr einziger Fehler, Tosca, Sie haben ein eiskaltes, ein marmornes Herz: Sie können nicht lieben.“

„O doch!“ sagte sie höchst gelassen; „ich liebe meinen Mann, und nächst ihm — Sie.“

Ignaz sprang auf und rief heftig: „O entweihen Sie nicht die Liebe, indem Sie jenes dürftige Gefühlchen so nennen.“

„Dürftig wie es ist, füllt es mein Herz aus. Ich kann nicht dafür, daß Gott es so eng und klein gemacht hat,“ entgegnete sie spöttisch.

„Tosca!“ rief Ignaz ganz außer sich, „Du lästerst! Dein Herz“ .... —

„Ich bitte mir aus, Ignaz, daß Sie mich Sie nennen,“ unterbrach ihn Tosca, — „nun also: mein Herz“ .... —

„O Sie haben kein Herz! ich sagte vorhin, es sei von Marmor, aber es ist nicht wahr! Sie haben keins. Gott hat Ihnen den Stempel der Vollendung nicht aufgedrückt, Ihnen fehlt die Glorie des Weibes.“

„So sagen alle Männer, wenn wir ihnen nicht überwunden in die Arme — oder noch besser, zu Füßen sinken.“

„Ich zweifle nicht, gnädige Frau, daß Sie manche Erfahrungen der Art gemacht haben!“ rief er bitter.

„Ach Ignaz,“ sagte Tosca freundlich, „ergrimmen Sie Sich doch nicht so unnütz gegen mich, Sie wissen ja, wie ich gegen Sie gesinnt, daß ich Ihnen von Herzen gut bin.

Wir haben ja längst mit einander ausgemacht, ich sei keiner leidenschaftlichen Liebe fähig, Sie meinen: weil ich zu kalt und stolz sei; ich sage: weil ich zu schüchtern bin" ...

„Aber Schüchternheit hindert die Liebe nicht, steigert sie wol gar! Das schüchternste Mädchen liebt" .... —

„Und wird dafür gekränkt und verletzt, Ignaz; dadurch verlernt man zu lieben."

„Sie wollen nicht lieben, Tosca!"

„Ich hab' oft gehört und gelesen, die Liebe sei ganz unabhängig vom Willen, und stärker als er .... und ich glaub' es."

„Warum?" fragte Ignaz mißtrauisch.

„Inquisitor!" warf sie hin. „Weil ich es mit dem Liebenwollen nie bis zum Lieben gebracht habe," setzte sie hinzu.

Ignaz stand mit untergeschlagenen Armen vor ihr, fixirte sie scharf und sagte: „Das ist mein Trost." Er sah recht schön aus. Schwarze Locken legten sich dick und schwer um seine Stirn, von der sich die Nase zart und grade herabsenkte. Die Augen traten tief unter den Augenknochen zurück; schwarze Brauen und lange schwarze Wimpern verschatteten sie dermaßen, daß sie wie unterirdisches Licht glänzten, wozu freilich auch ihre Farbe beitrug; sie waren gelb und der äußerste Rand der Iris war orangefarben. Scharf wie die Augen war auch der Mund, ganz klein, ganz festgeschlossen, mit schmalen purpurrothen Lippen. Im Ganzen war das Gesicht vielleicht noch frappanter, als es schön war, weil es den Antinous und den Vampyr verschmolz. Auf Tosca schien er übrigens weder den einen noch den andern Eindruck zu machen. Sie fing an in einem großen Korb von indischem

Rohr, zwischen Wolle, Seide, Chenille und Stickmuster umher zu suchen, und sagte während der Zeit:

„Was wir ganz nothwendig haben müssen, das sind Reitpferde, lieber Ignaz. Gelt, die besorgen Sie?"

„Ich wundre mich, gnädige Frau, daß Sie nicht müde werden, Ihre Befehle einem so gleichgültigen Menschen, wie ich es Ihnen bin, zu ertheilen," sagte er gereizt.

„Wenn's Ihnen zu viel wird, so lassen Sie sie unausgeführt! ich finde wol einen andern Vollstrecker nicht meines letzten — sondern überhaupt meines Willens."

Diese Worte schienen Ignaz zur Besinnung zu bringen. Sein Ausdruck wurde sanfter, die leidenschaftliche Aufregung schien sich zu legen.

„Vergebung!" sprach er mit schmeichelndem Ton.

„Gern, mein guter Ignaz!" sagte sie ohne ihre arbeitsame Laune unterbrechen zu lassen.

Er ging. Auf dem Vorsaal begegnete ihm Sigismund, der eben die Treppe herabkam. Beide fixirten sich im Vorüberstreifen. Ignaz eilte fort. Sigismund ließ sich bei Tosca melden. Als er dem Diener, der seinen Namen nannte, auf dem Fuß folgte, und ohne Brille eintrat, erkannte Tosca ihn plötzlich, erröthete heftig und sagte sehr überrascht, fast verlegen:

„Sind S i e es?... mein Gott!"

„Ich glaube, wir sind alte Bekannte," entgegnete er, „und ich war schon gestern nicht im Zweifel, wen ich die Ehre hatte zu sehen."

„Ich erkannte Sie nicht, und wahrscheinlich deshalb nicht, weil Ihr Auge wie ein Bild hinter Glas und Rahmen lag. Jezt gut — sehr gut!"

„Doch wol kaum, gnädigste Frau; ein halbes Leben liegt zwischen heut und damals. Da verändert man sich, oft, durch und durch! Ernst tritt an die Stelle der Heiterkeit, Zweifel an die des Vertrauens, Ueberlegung an die der Unbesonnenheit."

„Vielleicht ist das mehr bei Männern der Fall als bei Frauen," entgegnete Tosca. „Jene müssen ihre Stellung oder ihre Existenz der Welt abringen; diesen wird sie gemacht und dargeboten. Unser Leben ist von der Wiege bis zum Grabe recht sorglos und leicht, und daher verändern wir uns auch wenig."

„Es freut mich von ganzem Herzen, daß Sie Ihr Leben leicht und sorglos nennen, gnädige Frau — und nicht blos darum, weil es für Ihre Zufriedenheit spricht, sondern ebensosehr, weil Sie es anerkennen."

„Ja ja, ich weiß wol," sagte Tosca, „daß einige kleine Klagen über verschwundene Illusionen und unerfüllte Wünsche und zerknickte Hofnungen uns sehr gut stehen; aber ich liebe es wahr zu sein, und da mir nichts zerknickt noch untergegangen ist, so versteh' ich auch nicht graziös darüber zu lamentiren. Jetzt bin ich aber doch traurig," setzte sie ernst hinzu; „mein Mann ist leidend, und rettungslos. So spricht er selbst, so geben die Aerzte es zu verstehen. Es ist entsetzlich, keine andre Erlösung von so großen Qualen erwarten zu dürfen, als den Tod. Wissen Sie, was es heißt, Jemand leiden, hinsterben und sterben zu sehen, den man liebt?"

„Ich weiß es! ich habe meinen Vater an jammervoller Krankheit verloren."

„Ihren Vater? ... o ja, das ist beklagenswerth. Aber sehen Sie, es ist doch noch ein andrer Schmerz. Ich habe

auch meinen guten Vater verloren, und meine geliebte, angebetete Mutter..."

„Damals war ich in Bonn."

„Ich erinnre mich," sagte Tosca erröthend. „Nun, ich beweinte, ich betrauerte die Eltern, ich denke noch jezt nie ohne Dankbarkeit für ihr Leben und Wehmuth um ihren Tod an sie; aber wenn der Mann uns stirbt, da fehlt uns die Erde unter den Füßen, da ist uns die Gegenwart und die Zukunft ruinirt; die Eltern gehören nur unsrer Vergangenheit an."

„Die Natur hat Kräfte und Hülfsquellen, gnädige Frau, welche oft die Aerzte selbst überraschen"... —

Tosca schüttelte traurig den Kopf: „Seit drei Jahren leidet er an der Brustwassersucht; davon erholt man sich nicht! Er nicht! er ist nicht jung mehr, er ist im sechszigsten Jahr."

Während Tosca gesprochen, hatte Sigismund sich unwillkürlich von dem General das Bild eines noch jungen Mannes entworfen, ihrem Alter angemessen, leidend an irgend einem Uebel, das durch eine starke Natur zu heben sein werde; — aber die Brustwassersucht, aber sechszig Jahr, aber ein kranker Greis! und für ihn solche Zärtlichkeit! das überraschte ihn so, daß er Mißtrauen gegen sie faßte, und in diesem Sinn sagte er:

„Tröstungen sind immer unstatthaft. Indessen, gnädige Frau, sollte die bedeutende Altersverschiedenheit zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Gemal Sie doch von Anfang an auf die Möglichkeit vorbereitet haben, ihn zu verlieren."

„Ach!" rief sie ein wenig ungeduldig, „wer denkt an so triste Möglichkeiten, wenn man glücklich ist? Es ist wahr!

ich war 18 Jahr, als ich ihn heirathete, und er war 48. Allein der Unterschied der Jahre machte mir keinen andern Eindruck, als daß ich mich zuweilen zu jung für ihn fand; er kam mir nie zu alt für mich vor. Und dann .... daß man jung ist, ist ja kein Grund um lange zu leben."

„Doch ist er gültiger für die Jugend als fürs Alter," erwiderte Sigismund lächelnd.

„Ueber die Jugend kommen die plötzlichen, die vernichtenden Stürme," sagte sie. „Im Frühling fallen im Gebirg die Lawinen — nicht im Winter."

Sigismund sah sie an. Jung, schön, glücklich, und so ernst? dachte er heimlich; und weil er dachte, so schwieg er. Tosca sagte während der Zeit:

„Mein Mann wünscht sehr Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie diesen Wunsch ebenso freundlich erfüllen wollen wie seinen ersten, so müssen Sie ihn Abends besuchen; das ist seine gute Zeit. Er ist so gesellig, so mittheilsam, interessirt sich so lebhaft für Alles, was draußen in der Welt vorgeht, und kann jezt nur noch durch Erzählung Anderer daran Theil nehmen. Aber das erfrischt ihn sichtlich. Zum Glück hat er hier manche Bekannte aus früherer Zeit, die ihm gern ein Stündchen schenken .... — Vergebung!" unterbrach sie sich plötzlich und verließ rasch das Zimmer.

Sigismund blickte ihr nach. Er fand sie eine wunderherrliche Erscheinung, voll unsäglichem Adel, aber, dachte er noch immer mißtrauisch, warum spricht sie so viel von ihrem Mann? Tosca kehrte zurück.

„Vergebung," sagte sie, „ich hörte eine kleine Schelle, durch die mein Mann mich zu rufen pflegt."

Sigismund stand auf.

„Ah!" rief sie lachend, „haben Sie es übel genommen, daß ich Sie allein gelassen?"

„Ich muß mich wol sehr schlecht auf Pantomime verstehen, wenn Sie, gnädige Frau, die meine so deuten," antwortete er und setzte sich wieder.

Sie sprachen allerlei, über fremde Länder, Reisen, Kunst, Gesellschaft, Schicksale. Tosca hatte Vieles gesehen, Manches gedacht, Einiges empfunden, und — Nichts erlebt. Sie war an Allem vorbei geglitten, wie unter einer Taucherglocke oder wie in einem Luftballon. Erfahrung und Menschenkenntniß hatte sie gar nicht. Welch eine himmlische Unvollkommenheit! dachte Sigismund, und er konnte sich nicht enthalten, ihr diese Bemerkung auszusprechen.

„Das kann wol sein," erwiderte Tosca. „Ich bin mit nichts und mit Niemand in Conflict gerathen... mein Mann denkt, sorgt, thut für mich; wie hätte ich es da wol anfangen sollen, um klug zu werden... — oder weltklug, wenn Sie lieber wollen," setzte sie mit heiterm Lächeln hinzu.

„Ich stelle es mir als das höchste Glück des Mannes vor," sagte Sigismund, „in dieser Weise neben einer Frau stehen zu können. Er kämpft für sie den ganzen Kampf mit der Wirklichkeit, und sie freut sich der Trophäen seiner Siege, ohne zu wissen, welche Anstrengungen sie ihn kosten."

„Und dann," sagte Tosca mit fröhlichem Spott, „wird die Frau so prächtig bequem durch ihre Unwissenheit beherrscht."

„Immer noch spöttisch wie sonst," sagte Sigismund.

Ihre Unterhaltung hätte vielleicht noch lange gewährt, wenn Ignaz nicht gekommen wäre.

„Graf Adlercron, meines Mannes Neffe, unser treuer Gefährte seit drei Jahren;" sprach Tosca und nannte darauf Sigismund.

Ignaz machte ihm einen widerwärtigen Eindruck, obgleich er die verbindlichsten Manieren hatte; sie waren nur zu verbindlich; daher blieb auch Sigismund kalt und hoch. Er ging bald. Die Intimität zwischen Tosca und Ignaz mißfiel ihm. Er bat nicht um Erlaubniß wiederkommen zu dürfen, und da Tosca ihn schon einmal dazu aufgefodert hatte, so hielt sie die Wiederholung für überflüssig.

Einige Tage vergingen, ohne daß er sich um seine Hausgenossen bekümmerte, und nur zufällig sah er einmal Tosca und Ignaz in der Mittagstunde spazieren reiten — — wie der Engel des Lichts und der der Finsterniß! flog ihm durch den Sinn. Ein Brief, den er erhalten hatte, mogte ihn wol in dem Entschluß bestärkt haben, sich nicht mit diesen Menschen abzugeben.

„Lieber Sigismund," lautete der, „zum ersten Mal, seit „Du mir schreibst, habe ich über Deinen Brief vom Neujahrs„tag und von Deinem Geburtstag keine reine Freude gehabt. „Du wirst's nicht glauben, und noch weniger glauben, wenn „ich Dir die Ursache sage. Es war — weil ich nicht Deine „Schrift durch das Couvert schimmern sah. Sonst, wenn ich „Deine Briefe bekomme, überflutet mich immer eine ungeheure „Freude, noch ehe ich sie erbreche, weil ich durch das „dünne Papier hindurch sehe, daß Du nicht ein Plätzchen leer „gelassen hast, auf welchem ein liebes Wort stehen kann. „Gestern erschrak ich und dachte: Jesus! er ist krank, er „schreibt mir flüchtig! — Das war meine erste Empfindung „bei Deinem Brief! ja, stell' Dir vor, Sigismund, nicht

‚Freude, sondern Bekümmerniß! — Hernach, als ich ihn las,
„verlor sich das; ach, wie sollte es nicht, wenn Du an mich
„denkst, und ich an Dich? Aber es that mir doch leid, daß
„der Brief so gelegt sein mußte, um mich durch sein unge-
„wohntes weißes Blatt zu erschrecken; und dann, daß Du
„mir nicht erzählst, ob eine angenehme oder unangenehme
„Unterbrechung Dich gestört hat. Aber das Alles ging unter,
„als ich Dein Versprechen las, bald wieder herüber zu kom-
„men, Sigismund meines Herzens! Es ist doch noch nicht
„so gar lange her, seit dem Weihnachtsfest; doch wenn ich
„daran denke, daß ich Dich seitdem nicht gesehen habe, so
„kommts mir vor wie tausend Jahr. Und wenn ichs recht
„bedenke, so ist mirs doch auch wieder ganz nah, denn noch
„jezt leb' und webe ich darin, und mit Dir! und ich höre
„Deine Stimme, und ich weiß jedes Wort, das Du gesagt
„hast, und ich fühle Deinen Blick, und es kommt eine große
„Freude über mich — weil ich Dich so sehr liebe! — Hör'!
„was Du von meinen Augen schreibst — das machte mich
„glücklich, aber ganz himmlisch glücklich. Ich lief vor
„den Spiegel, und sah sie an. Ich sollt's wol eigentlich nicht
„sagen, allein ich gesteh' es Dir doch; ja, sie kamen mir
„hübsch vor, sehr hübsch, meine Augen! und wenn ich später
„nur erst immer und immer bei Dir sein werde, wie sollten
„sie da etwas Andres auf der Welt sehen, als Freude, Glück
„und Liebe? denn Du bist meine Freude, mein Glück und
„meine Liebe, Sigismund, und diese Gewißheit wird uns
„Beiden das Leben so verklären, daß auf der Erde unsrer
„Seligkeit kein Ende sein wird; — nicht wahr? und im
„Himmel da geht sie von Neuem an. — Ich bitte Dich,
„schreibe mir, wann Du kommen wirst; dann rechne ich die

„Stunden, Minuten und Sekunden bis zum Wiedersehen aus,
„und damit bild' ich mir ein; vergeht die Zeit schneller. Ge-
„liebter Sigismund, leb' recht wol, und immer eingedenk
„Deiner Agathe."

Er wollte Agathen und sich selbst so bald wie möglich die Freude des Wiedersehens machen, und da er sehr beschäftigt war, jeden Augenblick zur Arbeit verwenden, um früher frei zu werden.

Es war ein Uhr Nachts. Sigismund legte die Feder fort, um für heute sein Tagewerk zu beschließen. Da hörte er unten beim General Beiron, wo schon seit anderthalb Stunden Alles still gewesen war, heftig schellen, Thüren auf und zugehen, Schritte, Stimmen, große Unruh. In einer Miethwohnung pflegt man sehr gleichgültig für seine Hausgenossen zu sein, allein der Gedanke, daß der General vielleicht im Sterben liege, erschreckte Sigismund, und noch mehr der, daß Tosca allein bei ihm sei, denn in solchem Moment zählen Dienstboten nicht, und Ignaz, das wußte er, wohnte in British Hotel. Er ging herunter, wenigstens um Erkundigungen einzuziehen. Die Thür zum Salon stand auf, und Toscas Kammerfrau mitten drin, ganz verblüft und verschlafen nach Art solcher Leute, die in ungewohnten Vorfällen vollkommen unbrauchbar zu sein pflegen, sobald sie nicht einen bestimmten Auftrag zu vollziehen haben. Dienstboten verstehen im Grunde nichts, als Befehle. Sigismund fragte nach dem Unfall. Das Mädchen antwortete im winselnden Ton. Als Tosca reden hörte, kam sie geschwind herein; sie glaubte, es sei der Arzt. Sigismund gewahrend versuchte sie zu lächeln und sagte:

„Es ist ein erstickender Anfall, Schlagfluß ... ich weiß auch nicht was! aber ich ängstige mich! ... Wir haben Sie wol gestört?“ — Und ohne seine Antwort zu erwarten, ging sie zurück. Sie schien seine Gegenwart, seine Theilnahme ganz natürlich zu finden, und sie doch nicht im Geringsten auf sich selbst zu beziehen. Das Kammermädchen fuhr sehr gesprächig, aber in leiserem Ton fort, ihm von dem Befinden des Generals Bericht zu erstatten, und wie die gnädige Frau oft drei bis viermal Nachts aufstehe, um zu sehen, wie es ihm gehe, und wie der Herr General sie nie anders nenne als Engel — was sie denn auch wirklich sei, und sich den Himmel an ihm verdiene. Er hörte ihr aufmerksam zu. Ach, er kannte die Welt so lange und so tief, daß es ihm schwer ward an den Engel zu glauben, daß er das große Vermögen des Generals und seinen schönen Neffen immer im Hintergrund von Toscas Zärtlichkeit für ihren alten Gemal gewahrte. Wenn er sie sah, verschwand das Mißtrauen; aber wenn er nur ihre Verhältnisse überdachte, stieg es auf.

Der Arzt kam und ging zum Kranken. Sigismund blieb, um dessen Ausspruch zu erwarten. Da trat Tosca ein, sagte zur Kammerfrau:

„Machen Sie mir Thee;“ und dann hastig zu Sigismund:

„Gut! o gut, daß Sie da sind! nicht wahr, Sie sind Jurist, da können Sie ein Testament machen.“

„Mein eignes nur, gnädige Frau,“ entgegnete er fast verächtlich.

„Also nicht das meine?“ fragte sie traurig.

„Das Ihre!“ rief er überrascht; „aber dies ist ja gar nicht der Moment, um an das *Ihre* zu denken.“

„Sie meinen, an das meines Mannes,“ sagte sie und die Thränen rollten ihr langsam aus den Augen; „das ist längst gemacht, und ich weiß auch wie: ich bin seine alleinige Erbin. Aber eben darum will ich das meinige machen, oder vielmehr eine Donation“ . . . . —

„Eine Donation?“ rief er noch überraschter.

„Ja, des ganzen Vermögens, an Graf Ignaz.“

„Ah so!“ sagte Sigismund wieder abgekühlt.

„Denn sonst giebt es einen entsetzlichen Prozeß gegen mich von Seiten der Adlercronschen Familie, spricht Ignaz“ — fuhr sie fort und weinte heftiger — „und Sie sehen doch wol ein, daß ich mich nicht am Todbette und über dem Grabe meines Mannes um sein Vermögen mit seinen Verwandten zanken werde.“

„Und deshalb wollen Sie das ganze Vermögen an Graf Adlercron abtreten?“ fragte Sigismund mit dem höchsten Erstaunen.

„Ja,“ sagte sie; „er wird dann Alles arrangiren, denn er versteht es, und ich nicht.“

„Eben deshalb,“ rief Sigismund lebhaft und bewegt, „dürfen Sie nicht — verzeihen Sie das Wort! so unerhört unbedachtsam zu Werke gehen. Sie geben sich ja ganz in Graf Adlercrons Hände.“

„Nun ja! irgend Jemand muß meine Geschäfte führen; weshalb nicht er, der die Verhältnisse kennt?“

„Ich zweifle ja auf keine Weise an Graf Adlercrons Ergebenheit für Sie, noch an seiner Geschicklichkeit; — aber ist er selbständig, unabhängig genug, um nicht einen fremden Vortheil — ich sage nicht seinen eigenen — dem Ihren vorzuziehen?“

„Er ist ganz unbemittelt," sprach Tosca nachdenklich, „und er hat eine Mutter und eilf Geschwister."

Sigismund taumelte fast zurück, dann sagte er dringend und ernst:

„Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, in dieser Angelegenheit nicht mit allzu blindem Vertrauen zu Werke zu gehen. Hören Sie Rath und Vorschläge von Männern an, welche die Verhältnisse verstehen und auf keine Weise dabei betheiligt sind"...—

„Ich kenne Niemand als Sie," unterbrach sie ihn.

„Geben Sie mir Ihr Wort, vor der Hand nichts zu thun, und Sich zu nichts drängen zu lassen"...—

„Aber warum soll ich nichts thun?"

„Weil Sie noch nicht an dem Zustand Ihres Herrn Gemals verzweifeln dürfen!" rief er.

Indem trat der Arzt ein und sprach:

„Beruhigen Sie Sich, gnädige Frau! es ist ein vorübergehender Anfall, vielleicht eine geringe Erkältung gewesen. Sie haben nichts zu fürchten."

Tosca dankte dem Arzt. Dann warf sie ein stralendes Lächeln auf Sigismund und sagte:

„Glücksprophet!" und ging zu ihrem Mann.

Sigismund eilte auf sein Zimmer. Er warf sich in einen Lehnstuhl und den Kopf in die Hand. Aber sie wird ja ruinirt, dachte er, wenn sie in ihrer blinden Großmuth oder großmüthigen Uneigennützigkeit solche Thorheit begeht. Jenem Menschen, mit seinem affablen Lächeln, seinen glatten Worten und seinen stechenden Augen, der unbemittelt ist, und eilf Geschwister hat — und der, das ist ganz klar, sie zu diesem Schritt zu bewegen sucht — dem traue ich nicht! — Er

nahm sich vor, Tosca zu bewachen, und Graf Adlercron zu beobachten. Ihm schien, als könne er dadurch einem großen Unrecht vorbeugen, heimliche Plane zerstören, welche eine arme, unbefangene Frau wie ein geschicktes Netz umgarnten. Er bat ihr heimlich den ungerechten Verdacht ab, den er gegen sie gehegt. Es freute ihn in der Seele, daß ihre prächtig edle Wesenheit ihre prächtig edle Erscheinung bedinge, daß ihr Herz so rein sei wie ihre Stirn, so hell wie ihr Lächeln, so hoch wie ihr Auge; daß ihre Seele ihrer Schönheit Wort halte. Er war innerlichst befriedigt, als habe er ein Kleinod, das er verloren geglaubt, überraschend wiedergefunden. Die Welt ist dermaßen in egoistischen Bestrebungen begraben, daß uns nichts so rührt, als die Uneigennützigkeit, die Absichtslosigkeit, welcher Art sie auch sei — wolverstanden, wenn sie uns rührt; denn Viele betrachten den Eigennutz als eine Schutzwaffe, um nicht düpirt zu werden, und den, der ihn verschmäht, als einen Einfaltspinsel.

Gegen vier Uhr Morgens ging Sigismund wieder herunter, und fragte einen der Bedienten, wie es gehe. Der General war besser; Tosca hatte ihn eben verlassen, um die gestörte Ruhe zu suchen, und ganz beruhigt that Sigismund es auch.

Als Ignaz am andern Morgen wie gewöhnlich kam und durch den General den nächtlichen Unfall erfuhr, gerieth er in die heftigste Aufregung, beklagte sich über Vernachlässigung, über Vorenthaltung seines Rechts, in solchem wichtigen Moment nicht gerufen worden zu sein, so daß sein Onkel gar nicht wußte, wie ihn trösten und beruhigen. Ignaz verharrte in seiner Verzweiflung, und ging tief gekränkt zu Tosca.

„Mein Gott," sagte sie, nachdem er bitter geklagt, „ich dachte nur an meinen Mann, bis der Doctor kam, und als der ging, war ja fernere Sorge unnütz; wozu sollt' ich Sie da noch rufen lassen?"

„Sie wissen, Tosca, daß ich jeden Augenblick der Sorge mit Ihnen theilen und dadurch Ihnen erleichtern mögte, und es ist grausam von Ihnen, mir diese Befriedigung zu mißgönnen," sagte er heftig.

„Beau cousin," antwortete sie gleichmüthig, „die Theilnahme der Freunde ist sehr wolthätig, so lange sie nicht in Zwang und Zudringlichkeit ausartet."

„Das ist die Entschuldigung der Undankbarkeit!" rief Ignaz immer heftiger.

Sigismund kam in dem Augenblick die Treppe herab, um auszugehen. Er hörte die heftige Stimme im Salon; sein geheimer Groll gegen Ignaz, dem er sie zuschrieb, erwachte; er wünschte ihn zu stören, und fragte den im Vorsaal sitzenden Diener, ob er die Frau Generalin sprechen könne. Der öfnete sogleich die Thür, und als Sigismund eintrat, rief ihm Tosca freudig entgegen:

„Es geht gut, recht gut! aber sagen Sie mir, welcher gute Geist Sie über Nacht herführte?"

Ignaz fuhr zusammen. Er war so überrascht, daß er vergaß sein Gesicht zu beherrschen, und daß aus seiner verbindlichen Miene ein Blick, wie ein plötzlich gezückter Dolch auf Sigismund flog. Der beachtete ihn nicht, sondern gab an Tosca die begehrte Antwort, und bat um Erlaubniß, am Abend wiederkommen zu dürfen.

„Das haben wir längst gewünscht," sprach sie, und Sigismund ging gleich darauf.

Kaum war er fort, so brach bei Ignaz ein wahrer Sturm aus. Vorwürfe, Bitten, Warnungen, Bestürmungen jagten einander. Tosca zuckte stumm die Achseln. Endlich rief sie:

„Mit welchem Recht sagen Sie mir eigentlich all diese Impertinenzen! ich bin warlich recht gütig, daß ich Ihnen nicht die Thür weise, und meine Liebe für meinen Mann muß sehr groß sein, um die Insolenz seines Neffen ertragen zu lassen."

„Insolenz!" rief Ignaz, und fiel wie geknickt in einen Stuhl. „Sie nennen Insolenz, wenn mir das Herz bricht, weil ich sehe, daß Sie einem wildfremden Manne Bevorzugungen gestatten, die Sie mir versagen."

Tosca lachte hell auf: „Sie werden wahrhaft ergötzlich, armer Ignaz! Wären Sie vorhin nicht in Wuth gewesen, hätten Sie dem „wildfremden Mann," wie Sie ihn nennen, zugehört, so würden Sie jezt wissen, wie es mit diesen Bevorzugungen zusammenhängt — ein Wort," setzte sie sehr ernst hinzu, „das übrigens mir gegenüber in Ihrem Munde höchst unstatthaft ist."

„Nun zürnen Sie mir wol gar?".... rief Ignaz.

„Nein!" unterbrach sie ihn; „Sie verstehen nur nicht die Verhältnisse — wenigstens nicht mich. Sie scheinen immer von geheimer Angst bewegt".... —

„Ich? von Angst? und von geheimer?" rief Ignaz erschrocken; „ich habe kein Geheimniß vor Ihnen! mein Herz liegt vor Ihren Blicken da. Ich liebe Sie. Mein Leben, meine Zukunft.... die Zukunft meines Herzens — hängt von Ihnen ab".... —

„O Ignaz! wie können Sie so zu mir sprechen?" rief Tosca mit stolzem Unwillen. „Der beste, edelste Mann lebt,

lebt in langer herber Qual; ich stehe an seinem Krankenbett mit den Gefühlen, die ich stets für ihn gehabt habe und die Sie kennen; Sie stehen ihm zur Seite als Sohn, mir als Freund, uns Beiden als Stütze; und Sie sprechen so zu mir! O schämen Sie Sich, Ignaz! das ist nicht recht!"

Sie stand auf, um den Salon zu verlassen. Er wollte sie zurückhalten, an der Hand, am Kleide; sie machte eine abwehrende Bewegung, und ging in ihr Zimmer. Ignaz blieb zurück, und in tiefen Gedanken. Ihm wurde diese Existenz neben einem kranken alten Mann und einer schönen unbeugsamen Frau nach grade unerträglich. Er lechzte nach Erlösung, nach Freiheit; aber er mußte nun schon in seiner Stellung verharren, um zu seinem Zweck zu kommen.

Als der General Beiron zehn Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau die achtzehnjährige Tosca heirathete, war dieser Schritt ein Todesstoß für die Hofnung seiner Schwester, der verwittweten Gräfin Adlercron. Sie hatte sich in diesen zehn Jahren daran gewöhnt, sein glänzendes Vermögen als die Erbschaft ihrer zwölf unversorgten Kinder zu betrachten; sie war ihrem Bruder oft lästig gefallen durch die Ansprüche, die sie an seine Gegenwart und Zukunft machte; sie betrachtete es als seine Pflicht, daß er gutmache an ihren Kindern, was der verschwenderische Graf Adlercron gegen sie gefehlt. Aber solche Ansprüche sind unerträglich! Die Familien sollten es sich doch endlich merken, daß das, was ein Onkel, ein Großvater für sie thut, von ihnen nicht als eine Pflicht — sondern als großmüthiger freier Wille betrachtet werden muß, sobald ihnen daran gelegen ist, den Geber nicht zu verstimmen oder gar zu erbittern. Kein Mensch läßt es sich gern gefallen, bei seinen nächsten Anverwandten für einen Ziehbrunnen des

Glücks zu gelten, aus welchem zu schöpfen jedem Neffen, jeder Nichte, jedem Enkel frei steht. In ihrer Habgier und Unersättlichkeit vergessen diese die menschliche Schwäche zu schonen, die für ihre Güte und Wolthätigkeit Dank — oder mindestens Anerkennung, wenn nicht öffentlich begehrt, doch heimlich wünscht. General Beiron fand die Ansprüche seiner Schwester mit Recht eben so lächerlich, als unaushaltbar. Er war ein schöner stattlicher Mann; er hatte eine so glückliche Stellung in der Welt und einen solchen Ruf von Tüchtigkeit, daß er wol glaubte, mit diesen Eigenschaften noch gefallen, und in der Ehe glücklich werden zu können. Auf einer Reise in der Schweiz traf er ganz absichtslos mit seinem Namensvetter, Tosca's Vater, und mit ihr selbst zusammen, und die Folge davon war seine Heirath. Gräfin Adlercron machte ihm Szenen, überhäufte ihn mit Vorwürfen; das hätte er vielleicht ihrer mütterlichen Zärtlichkeit vergeben. Allein sie vergaß sich so weit, Tosca eine raffinirte Kokette zu nennen; und das vergab er ihr nicht. Die Geschwister sahen sich von dem Augenblick an nicht mehr. Der General gab der Gräfin nach wie vor das Jahrgeld, welches sie dringend für die Erziehung ihrer Kinder bedurfte. Sie nahm es, weil sie es nicht entbehren konnte, allein sie nahm es mit Groll, und der Haß gegen ihre Schwägerin wuchs dadurch, denn sie hätte ihr gern einen bösen Einfluß hinsichtlich ihrer auf den General zugeschrieben, und sie konnte es nicht. Schuld und Fehler bei einem Feinde zu finden, erleichtert das Herz, das sich dem Haß hingegeben hat, weil er sich dadurch gleichsam in seinem Recht fühlt; das Gegentheil beschwert es.

Tosca versuchte es, ihren Mann milder gegen seine Schwester zu stimmen, um ihn allendlich mit ihr zu versöhnen.

Mit wundervoller Festigkeit widerstand er ihr. Er kannte die Charaktere beider Frauen, und daher wußte er, daß eine wirkliche Annäherung zwischen ihnen unmöglich — und eine scheinbare für Tosca auf eine oder die andere Weise nachtheilig oder schmerzlich sein würde; und seiner Frau galten seine ersten, seine höchsten Rücksichten. Er liebte sie mit tiefer Zärtlichkeit, so wie in der Ehe der Mann das Weib lieben muß, mit dem stets wachen Bewußtsein, ihr Schutz und Schirm gewähren, ihr Halt und Stütze sein zu müssen. Er ließ sich nicht von ihrer Schönheit blenden, und durch ihre Anmuth gängeln. Er wußte wol, daß das Glück einer Frau nicht darin besteht, daß der Mann zu jeder Laune, jedem Wunsch, jedem Einfall Ja spreche; sondern wie er Ja oder Nein spricht — darin liegt ihr Glück. Eine Frau, welche nie ein brutales Nein! nie ein verdrießliches Ja! gehört hat, ist selig zu preisen. Ich weiß aber nicht, ob es eine solche giebt.

Das fühlte Tosca, und mit jener tiefen Dankbarkeit, die jedes unverdorbene Frauenherz für den Mann empfindet, der ihm die Abhängigkeit leicht macht. Er hatte Alles, was das Vertrauen einer Frau weckt: Sicherheit, Erfahrung, Verstand, ernste Gesinnung. Wo inniges Vertrauen, ist Liebe nicht fern; — ich meine die beglückende Liebe, nicht die Leidenschaft mit ihren Qualen und Entzückungen. Tosca liebte ihren Mann, und nur ihn. Die kleine, flüchtige, fast noch kindische und dennoch unvergeßliche Begegnung mit Sigismund Forster hatte ihrem stolzen, zarten Herzen eine Wunde gemacht, dessen Narbe ihr kein Schmerz, aber eine beständige Erinnerung war. Sie hatte Scheu vor den Männern; nicht in der Gesellschaft, da war sie ihrer Ueberlegenheit und Herrschaft ge=

wiß; aber mit ihren Gefühlen einem Mann gegenüber. Um nicht verletzt zu werden, hielt sie sich immer hoch und fern. Das entsprang nicht sowol aus Räsonnement, als aus ihrer Natur, die nicht in Glut auflloderte, nicht in wehenden Flammen stand, wol aber tiefen Feuers fähig war. Sie galt für kalt, für übermüthig, für wegwerfend: es war ihr gleichgültig, denn ihr Mann liebte sie und sie fühlte sich glücklich. Durch ihre Unbefangenheit, ihre Frische, vielleicht auch durch ihre prächtige Schönheit, gefiel sie allgemein und überall; auch das war ihr gleichgültig — nämlich so, wie es einer Frau gleichgültig sein kann: sie nahm Huldigung und Bewunderung sehr gelassen hin, allein sie würde sich doch ein wenig verwundert haben, wenn sie ausgeblieben wären.

Acht Jahr vergingen ihr in den glücklichsten Verhältnissen. Daß ihre Ehe kinderlos war, störte nicht das gute Vernehmen. Durch alle Liebenswürdigkeit, die ihr zu Gebote stand, bat Tosca um Vergebung für diesen Fehler, der von manchen Männern so streng gerügt wird; und der General liebte in Tosca die Frau, die er hatte, und das Kind, das ihm fehlte. Eine heftige Erkältung bei einem Manoeuvre zog ihm da die Krankheit zu, von der er nicht wieder genas, obgleich er seinen Abschied nahm, und in Bädern, bei berühmten Aerzten, in besserem Clima die Genesung suchte.

Als Gräfin Adlercron von der Krankheit ihres Bruders hörte, durchblitzte sie dämonische Freude und dämonischer Schreck. Freude: wenn der General starb und die kinderlose Frau zurückließ, so war die Möglichkeit wieder da, durch Prozeß, oder List, oder Schmeichelei, gleichviel wie! das Vermögen an ihre Familie bringen zu können. Schreck: bis jezt war die Ehe kinderlos gewesen; gegen die Wittwe ihres

Bruders waren Machinationen zu versuchen, aber nicht gegen die Mutter seiner Kinder! wie, wenn Tosca das wüßte? Um jeden Preis mußte einem solchen Ereigniß vorgebeugt werden. Sie kannte Tosca nicht, und sie hielt sie gemeiner Gesinnung und niedriger Handlung fähig.

Ignaz, der älteste Sohn der Gräfin Adlercron, war damals dreiundzwanzig Jahr alt. Sie hatte ihren Kindern die äußere Erziehung geben lassen, welche man in der Gesellschaft in einem gewissen Stande begehrt: jene oberflächliche Politur von Kenntnissen und Talenten, welche mit der wahren Bildung so wenig Aehnlichkeit hat, als Theaterdekoration mit der Gebirgsnatur. Für die innere Erziehung hatte sie nur eine Lehre: der Name Adlercron berechtige sie zu den höchsten Ansprüchen, und um diese in der Welt geltend zu machen, sei vor Allem Glanz nothwendig, Glanz der Stellung, des Vermögens, des Ranges — und besonders des Namens, damit kein andrer dem Adlercron'schen gleichkomme. Nach diesem Prinzip verheirathete sie auch ihre Töchter, die zu sehr vom mütterlichen Einfluß beherrscht waren, um nicht gern und ganz die Ansichten der Mutter zu theilen. Sie war schlau und intrigant, die Mädchen waren sehr hübsch. So wie eine von ihnen erwachsen war, wußte sie eine Partie zu finden. Die Aelteste war mit einem Mann verheirathet, der dem Blödsinn so nahe war, wie es möglich ist, ohne unter Curatel gestellt zu werden; aber Graf und von kolossalem Vermögen. Die Zweite, mit einem Taugenichts, Spieler und Verschwender, dessen uralter gräflicher, mit fürstlichen Familien verwandter Name, der Gräfin Bürgschaft für das Glück ihres fünfzehnjährigen Kindes gab. Die Dritte, mit einem gichtbrüchigen Greise von einigen sechszig Jahren, bei

dem der Graf und viele Orden den Mangel an Jugend, Vermögen, Geist und Liebenswürdigkeit ersetzen sollten. Die Vierte hatte so eben nicht blos eine Partie, sondern wirklich eine gute Heirath gemacht; denn ihr Mann war nicht blos Graf, er war auch ein tüchtiger, wolhabender, junger Mann. Gräfin Adlercron triumphirte. Doch jezt blieben ihr noch zwei Töchter, und leider! leider! ebenso häßlich, als die vier ersten schön. Für deren Versorgung und für die Carriere ihrer sechs Söhne, von denen die meisten noch Kinder waren, zitterte sie. Sie überredete sich, daß sie ein Unrecht gegen ihre Kinder begehe, wenn sie nicht um jeden Preis das Vermögen des General Beiron ihnen zuzuwenden suche. Ignaz war ihr Liebling. Bei ihm sah sie ihre Prinzipien in Blüte stehen; ihre Töchter hatten sie nur passiv annehmen und befolgen können; der Sohn, der schöne, gewandte, kluge Sohn, konnte freier und umsichtiger nach ihnen handeln. Eine Mutter muß es bereits zu einer so bodenlosen Verderbtheit gebracht haben, wie sie nur ausnahmsweise getroffen wird — um ihrem Kinde gradezu eine Infamie anzurathen. Das that Gräfin Adlercron auch keineswegs. Aber sie hatte ihre Kinder in dem Gefühl auferzogen, daß der Onkel ihnen bitteres Unrecht durch seine zweite Heirath zugefügt, und daß seine Frau eine kokette Intrigante sei, welche seine Schwäche benutze, um ihn unglücklich, und sich selbst reich zu machen. Sie stellte ihrem Sohn vor, jezt sei der Augenblick gekommen, um dem bösen Einfluß dieser listigen Frau durch seinen guten das Gegengewicht zu halten. Was er thue, geschähe zum Besten seiner Familie, und daher müsse er durchaus bei dem General erst Eingang, dann Einfluß gewinnen, und ihn benutzen, um die unerhörten Ansprüche der Frau zu unterdrücken.

Ignaz verstand die halben Worte. Wie sich Männer nach einer Laufbahn sehnen, welche ihrem Ehrgeiz entspricht, oder Frauen nach einem Kreise, in welchem ihr Herz Befriedigung findet: so sehnte sich Ignaz nach einem Verhältniß, um sein Talent für die Intrigue zu üben, und mittelst derselben zu seinem Ziel, dem größtmöglichen Glanz in der Welt, zu gelangen. Er hatte, wie alle Leute, die unter jeder Bedingung entschlossen sind, ihre Zwecke zu erreichen, gar keine bestimmte Ansichten, und dafür die geschmeidigste Fügsamkeit in die fremden, von denen er sich Vortheil versprach. Er suchte alle Menschen für sich zu gewinnen, weil er nicht wußte, ob er sie nicht würde benutzen können; da er aber alle Menschen, die nicht Adlercron hießen, heimlich in unermeßliche Tiefen unter sich stellte: so rächte er sich durch inneren Haß für die äußere Artigkeit und Verbindlichkeit, mit welchen er sie aus Grundsatz behandelte. Er lechzte danach, aus seiner untergeordneten Stellung, in welche ihn die Welt wegen seines Mangels an Vermögen wies, in eine andre zu kommen, die seinem Hochmuth entsprach. Er lechzte danach, seiner wahren Gesinnung gemäß mit den Menschen umgehen zu dürfen, und sich unabhängig von ihnen zu fühlen. Darum lechzte er nach Geld. Nichts konnte ihm willkommner sein, als der Vorschlag seiner Mutter; und da der Mensch vor nichts eine so hohe Achtung hat, als vor unegoistischen Handlungen, so suchte Ignaz die seine zu heben und zu adeln, indem er sich bemühte, den Blick hauptsächlich auf der Zukunft seiner Familie ruhen zu lassen. Wer mit sich selbst heuchelt, wird es auch leicht mit Andern thun. Er kannte seinen Onkel und dessen Frau nur aus den Beschreibungen seiner Mutter, und obgleich er eine hohe Meinung von deren Welt- und Menschenkenntniß

hegte, so war er doch klug genug, um zu wissen, daß nichts so einseitig ist, als die Parteilichkeit einer leidenschaftlichen Frau. Er beschloß, vorsichtig und aufmerksam, mit so geringen Vorurtheilen, wie möglich, das Terrain kennen zu lernen.

Er ging nach Dresden, wo der General sich damals in ärztlicher Behandlung befand. Schüchtern betrat er dessen Haus; schüchtern wendete er sich an Tosca, mit der Bitte, seinen Onkel sehen zu dürfen. Frauen lieben es, zu protegiren — dachte er. Es fiel ihr nicht ein, ihm Protection angedeihen zu lassen, und er brauchte sie nicht bei dem General. Der empfing ihn mit offenen Armen! Der pflegte die Menschen danach zu würdigen, was sie werth waren, und nicht woher sie stammten, und daher übertrug er seine Abneigung gegen Gräfin Adlercron nicht auf deren Sohn. Im Gegentheil! es gefiel ihm ungemein, daß der junge Mann ihn grade jezt aufsuchte, jezt, wo er krank und außer Dienst, und folglich nicht im Stande war, ihm irgend welche Wege zu öfnen oder zu ebnen. Ignaz wußte sich ihm erst angenehm, dann nützlich, endlich unentbehrlich zu machen. Der General behandelte ihn wie einen Sohn, und übertrug ihm seine Geldgeschäfte, die Führung seines Hauses, die Anordnungen seiner Reisen — lauter Dinge, von denen Tosca nichts verstand, die der General bis daher immer in Händen gehabt hatte, und mit denen er höchst ungern seine Frau belästigt haben würde. Es war ihm eine Wonne, sie jeder Sorge und Beschwerde der materiellen Existenz zu überheben. Sie war es nicht anders gewohnt. Sie fand es natürlich, daß die Last des Lebens auf den Schultern des Mannes liege; sie betrachtete Ignaz als zu ihnen gehörig, und so war seine

Stellung ganz in der Ordnung. Sie sah nur durch die Augen ihres Mannes die Menschen an, und der General, durch seine Krankheit abhängig, auf seine nächste Umgebung angewiesen, dankbar, wie eine edle Natur es immer für Theilnahme und Wolwollen ist — der General betrachtete Ignaz nicht mit dem unbefangenen Blick, den er noch vor einem Jahr für ihn gehabt haben würde. Ignaz staunte selbst, als er sich nach einigen Wochen so leicht, so ganz mühelos auf dem Platz sah, den er so schwer zu erkämpfen gewähnt: er war der Sohn des Hauses, und mit fast unumschränkter Gewalt bekleidet. Nichts geschah ohne seinen Rath, nichts unterblieb ohne seine Genehmigung. Er war Freund und Vertrauter. Einen Augenblick fiel ihm ein, ob er nicht auch Liebhaber werden könne; ob Tosca's Herz, und mit demselben Hand und Vermögen dereinst, nicht zu gewinnen sein dürften, so daß ihr beiderseitiges Interesse zu verschmelzen wäre. Aber Männer wie Ignaz lieben nicht, können nicht lieben; der Egoismus hat ihr Herz dermaßen ausgedorrt und verschrumpft, daß es der Expansion der Liebe nicht fähig ist. Ihr Interesse für Frauen ist von der allerinferiörsten Art! entweder suchen sie in einem Verhältniß zu ihnen Befriedigung ihrer Eitelkeit, oder es ist eine Bedingung ihrer animalischen Existenz. Hätte Ignaz bei Tosca einen Nebenbuhler gefunden, und ihn zu überwinden gehabt: so hätte das seine Eitelkeit heftig aufgestachelt und ihr einen hohen Reiz verliehen. Jezt aber hatte sie keinen Zauber für ihn! ihre reine hohe Natur verstand er nicht, und ihre wundervolle Schönheit ließ ihn höchst gleichgültig, weil er immer in geheime Intriguen verwickelt war. Sein einziges Bestreben bei Tosca ging dahin — von ihr geliebt zu werden, nicht um sie wieder zu lieben, oder um

sich von ihr beleben und durchstralen zu lassen, nicht um sie zu besitzen, blos um sie zu beherrschen. Mit der Herrschaft gelang es ihm; mit der Liebe nicht. Frauen wie Tosca, die sich schroff und stolz den Männern gegenüber stellen, weil sie scheu und mißtrauisch, entweder von Natur oder durch Erfahrung den Contact mit ihnen fürchten, sind, sobald sie einmal Vertrauen und Zuversicht zu einem Mann gefaßt haben, leichter zu beherrschen, als Kinder. Sie sind so erfreut, so glücklich endlich! endlich einmal einer Kraft ohne Mißbrauch zu begegnen, daß sie sich ihr alsdann blindlings ergeben. Tosca fand Ignaz so bewundernswerth, opferwillig, besonnen und stark, daß sie mit einer Art von Andacht zu ihm emporsah; aber bis zur Liebe brachte sie es nicht. Sie sah ihn in der größten Intimität, zu jeder Stunde, auf Reisen; er stellte sich ihr immer mit einer glühenden Adoration dar; er wußte allmälig die Sache so herauszustellen, daß er Alles, was er für den General that, ihretwegen zu thun schien; das rührte sie zum innigsten Dank, zur Liebe nicht. Ignaz hätte jedes Opfer von ihr begehren dürfen, und sie hätte es ihm gebracht, ohne sich zu besinnen; nur aber nicht die geringste Gunst, welche die Liebe gewährt. Er hatte Anfälle von Melancholie, von Trostlosigkeit, gar von Verzweiflung — Alles, wie er glaubte es nöthig zu haben, um eine beabsichtigte Wirkung hervorzubringen — sie lächelte, oder tröstete, oder scherzte die bösen Anfälle fort. Er hatte sich nicht gescheut, sich als zerfallen mit seiner Mutter darzustellen, weil sie den Plan habe, nach des Generals Tode mit Tosca um dessen Erbschaft zu prozessiren — was er nicht billigen könne. Tosca fragte ihn, ob denn dieser Prozeß nicht durch einen Vergleich, oder durch Theilung des Vermögens vermieden werden könne. Mit un=

endlicher Vorsicht wußte er ihr allmälig einleuchtend zu machen, sobald er, wenn auch nur nominel, in Besitz der Erbschaft sei, so werde seine Mutter ganz natürlich gegen ihn, ihren ältesten und geliebtesten Sohn, keine Schritte thun; und Tosca dürfe wol überzeugt sein, daß und wie er in so kritischen Verhältnissen ihr Interesse wahrnehmen werde, da sie ja längst wisse und sehe, daß er ihr gegenüber ein persönliches völlig aufgegeben habe, und nichts beabsichtige, als ihre Ruhe und ihr Glück. Sie sah das auch wirklich. Weder sie noch ihr Mann brachten es in Anschlag, daß Ignaz bei ihnen so unabhängig, und in geselliger Beziehung so angenehm lebe, wie nur irgendwo. Wohin der General kam — überall hatte er Freunde oder Bekannte; überall öfnete sich für Tosca ein ihr entsprechender socialer Kreis, und da er für sie Zerstreuung und Erheiterung liebte, so trat sie in jene Kreise, und Ignaz mit ihr. Ignaz war nicht ans Krankenzimmer gefesselt, nicht einmal ans Haus des Generals; zuweilen wohnte er mit ihm zusammen, dann auch wieder nicht — wie nun eben die Localität es mit sich brachte. Der General hatte ihm mit liebenswürdiger Güte gesagt:

„Du mußt Freiheit haben, zu kommen und zu gehen, Du mußt Luft und Athem schöpfen, und Deine eignen Allüren haben dürfen, Ignaz, und die sind bei einem jungen Mann anders, als bei einem alten und kranken. Du würdest immer auf mich Rücksicht nehmen, wenn Du bei mir wohntest, also richte Dich ein, wo und wie es Dir gefällt.“

Dafür allerdings hatte Ignaz die größten Aufmerksamkeiten für den General, und war bei ihm stets von bewundernswerth heitrer Laune — was Tosca ihm als ein großes Zeichen von Selbstüberwindung anrechnete, weil er bei ihr oft

schwermüthig und niedergeschlagen war — während er doch durch beide Stimmungen wie ein Schauspieler durch seine Rollen ging. Wie die Dinge jezt standen, so war ihr künftiges Schicksal in seiner Hand — doch ihr Herz nicht.

Der Zustand des Generals währte nun schon drei Jahr. Auf eine so lange Zeit war Ignaz nicht vorbereitet gewesen; er fand, daß der Onkel entsetzlich lange lebe. Aber er durfte ihn doch nicht verlassen, weil jeder Augenblick sein letzter sein konnte. Den Aufenthalt in Berlin wollte er benutzen, um Tosca den Schritt thun zu lassen, der ihm die Erbschaft in die Hände gab. „Hab' ich sie," sprach er zu sich selbst, „so geb' ich ihr eine Pension, und mache dann mit meinem Namen und meinem Vermögen eine ganz ungeheuer reiche und glänzende Heirath." — Er fing an, ungeduldig zu werden, und sehnsüchtig in die Zukunft zu schauen; daher langweilte ihn die Gegenwart, und aus Langerweile dachte er: „In diesem tristen nordischen Nest würde es meine allzu einfarbigen Verhältnisse doch ein klein wenig pikant machen, wenn ich sie dahin brächte, sich in mich zu verlieben." An jenem Morgen, als sie ihn unwillig verließ, dachte er: „Sacristi! die Weiber! nie ist man mit ihnen sicher, nie! jahrelang kann man sich abgemüht haben, um sie auf einen Punkt hinzubringen; eine Laune kömmt über sie, und siehe da! als wär's ein Kartenhaus, so plötzlich, so leicht, werfen sie unsern kunstvollen, wolstudirten und überlegten Bau über den Haufen. Ich hasse die Weiber, sobald sie etwas Andres sind, als mein Spielwerk! ich hasse ihre instinktmäßige Schlauheit, gegen welche wir mit unsrer feinsten List nichts ausrichten. Dumme Weiber — das sind göttliche Geschöpfe! denn für Liebesintriguen haben auch noch die dümmsten Verstand genug,

und über die brauchen sie nicht hinauszugehen. Sacristi! diese hochfahrende Tosca! es ist gar kein Weib! sie hat kein Herz, keine Seele... ah bah! Herz? Seele? bah! sie hat kein Blut, keine Sinne! Dreißig Jahr ist ihr Mann älter als sie, und nie! nie! hat sie einen Liebhaber gehabt... nie! das ist ja eine monströse Tugend. — — Aber wie kam denn dieser Herr.... Forster, oder wie er heißt! mit einem Mal hieher! und gar in der Nacht? Es ist wol der, der unsertwegen eine Treppe höher gestiegen ist! Nun, ich hab' nicht Lust, seinetwegen herabzusteigen! Aufgepaßt, Ignaz!" — —

Am Abend kam Sigismund. Der General empfing ihn mit großer Freundlichkeit.

„Ihnen danke ich es, daß ich mich hier so behaglich fühle, wie ein Kranker sich fühlen kann," sagte er und gab ihm die Hand.

Tosca warf ihm ihr prächtiges Lächeln zu. Sigismund fühlte sich ganz beglückt und sprach es unbefangen aus.

„Denn es kommt so selten im Leben vor, daß man noch andern Menschen, als den Freunden, durch Kleinigkeiten wolthun darf," sagte er, und ein heitrer Glanz legte sich über sein ernstes, fast strenges Gesicht, und erinnerte Tosca an den Sigismund Forster, welcher sie einst so dringend um einen Walzer bat. Er sprach mit dem General. Sie saß zurückgesunken in einem Fauteuil, hatte den Ellbogen auf die Seitenlehne gestützt, und das Kinn auf die Hand gelegt; ihr Blick haftete auf Sigismund, und mit diesem Blick schob sie ihn gleichsam tief, tief in die Vergangenheit zurück. Sie sah ihn, wie er damals war, wie er ihr kindisches Herzchen überwältigt und zerknickt hatte, wie sie mehr durch ihn gelitten hatte, als je durch einen Menschen, und ohne daß er es wußte.

Und nun sah sie ihn wieder, unter ganz veränderten Verhältnissen! Da saß er — ihrem Gemal gegenüber. Das waren die Männer, welche ihrem Leben die Richtung bestimmt hatten. Es kam ihr unvollkommen vor — das Leben; sie bedauerte nichts, sie beklagte nichts, sie wünschte nichts; aber die Halbheit oder Unvollkommenheit der Zustände, welche uns doch zuweilen so befriedigend erscheinen, glitt ihr durch die Seele, und machte, daß sie in die Zukunft einen traurigen fragenden Blick warf. Ihre langen blonden Locken rieselten ihr über den Arm herab, und die breiten Augenlider deckten halb die großen Augen zu.

„Warum so schweigsam, Tosca?" fragte der General. Sigismund sah sie an und sein Herz bebte; denn diesen unsäglich traurigen Ausdruck hatte Tosca damals gehabt, als er sie zum letzten Mal in Bonn zwischen ihren Blumen am Fenster sah. Und langsam, auch wie damals, wendete sie den Kopf, und er würde sich nicht gewundert haben, eine Thräne aus ihrem Auge fallen zu sehen. Im Gegentheil! er wunderte sich, als sie die Locken zurückwarf und die Augen aufschlug, daß sie ganz munter sagte:

„Ich glaub', ich bin schläfrig, denn ich habe ein wenig geträumt."

„Ich finde, es träumt sich am Besten ohne Schläfrigkeit, mit recht wacher Seele," sagte Sigismund.

„Was hör' ich!" rief Tosca und schlug die Hände mit komischem Erstaunen zusammen; „Sie wissen von Träumen, die man mit offenen Augen träumt? Sie? ein Mann! ein Regierungsrath! — Aber sagen Sie mir, thut das Ihrer Carriere keinen Schaden?"

„Was die betrift," entgegnete Sigismund, „so ist sie dermaßen miserabel, daß meine kleinen Liebhabereien oder Absurditäten ihr keinen Eintrag zu thun im Stande sind."

„Die Klage rührt mich gar nicht!" sagte Tosca. „Alle Frauen klagen, daß sie nicht verstanden werden, und alle Männer, daß sie eine elende Carriere machen; das ist so in der Ordnung, denn unser Herz und Ihr Ehrgeiz sind nicht zu befriedigen."

„So sind wir zwiefach beklagenswerth, gnädige Frau," antwortete Sigismund lächelnd; „denn auf diese Weise leiden wir und machen leiden."

„O was das Leidenmachen betrift," rief Tosca, „darüber trösten sich die Männer gar leicht, und durch den Ehrgeiz zu leiden, das, denk' ich mir, muß ein recht angenehmer Stachel sein, weil er zu lebhaften Bestrebungen anregt."

„Kein Stachel ist angenehm," sagte Sigismund, „denn er überreizt uns leicht."

„So?" rief Tosca spottend; „Sie sind also, wie ich sehe, bequem und gemächlich für Rosen ohne Dornen?"

Plötzlich fiel ihm ein, daß sein Schwager Friedrich ehedem Tosca Dornenröslein zu nennen pflegte, und daß sie wol noch jezt ganz den lieblichen Namen verdienen möge. Er antwortete lächelnd:

„Ich würde es vielleicht sein, wenn ich das wundersame Glück hätte, eine solche Rose zu finden."

„Dann müßte aber noch das Mirakel geschehen," sagte Tosca, „daß die Rose Ihnen nicht fade erschiene."

„Mirakel gehört zu jedem Glück, gnädige Frau! oder vielleicht ist jedes Glück ein Mirakel, das uns in Sphären

wirft, oder zu Zielen führt, die wir ohne sie, durch Mühsal, Anstrengung und Berechnung, nimmer erreicht hätten."

„Ob solche Mirakel selten sind?" fragte sie nachdenklich.

„Ich denke wol sehr selten! man muß die Seele haben, um sie aufzufassen, und das Auge, um sie zu erkennen; ach, und im Leben wird jene so leicht matt, und dieses so früh stumpf"... —

„Denn wir tragen Brillen!" rief Tosca neckend.

„Leider!" sagte Sigismund mit Achselzucken.

„Wie kann ein ehrlicher Mann Brillen tragen!" rief sie.

„Tosca!" sprach der General ein wenig ermahnend.

„Ich frage: wie kann er?" fuhr sie fort und wendete sich zu ihm; „ich sehe Dir ins Auge und Du mir, und wir lesen so das Seelenaccompagnement zu unsern Worten. Wer Brillen trägt, lies't es ebenfalls im fremden Auge, während das seine versteckt hinter einem gläsernen Wall liegt. Das ist ein Kampf mit ungleichen Waffen, und ist der ehrlich?"

„Ohne diesen kleinen gläsernen Wall," sagte Sigismund und nahm seine Brille ab, „ist mein Gegner im entschiedenen Vortheil — denn er sieht, und ich bin blind."

„Darum," sprach Tosca lieblich, „sollen Sie sie auch draußen in der Welt, wo es Gegner giebt, tragen, doch nicht zwischen Freunden. — Und schon aus Eitelkeit sollten Sie es nicht thun!" fuhr sie fort, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen; „eine solche Maschine im Gesicht entstellt ja, und es giebt nichts Anmuthigeres, als den sanften, kurzsichtigen Blick einer Frau! da ich scharf wie ein Falke sehe, so darf ich das sagen."

„Ja, einer Frau!" wiederholte Sigismund, der an Agathens sammetschwarzes und sammetweiches kurzsichtiges Auge

erinnert ward; — „aber was bei einer Frau reizend ist, kann bei einem Mann linkisch aussehen.“

„Das ist wahr!“ rief Tosca lachend.

Ignaz trat ein. Unwillkürlich, als fühle er sich dem Gegner, von dem er gesprochen, gegenüber, setzte Sigismund seine Brille wieder auf. Die Unterhaltung nahm eine andre Wendung. Ignaz kam aus der italienischen Oper.

„Einen Act hab' ich anhören können,“ sagte er, „mehr nicht. Eine italienische Oper, die nicht erster Ordnung ist, ist unaushaltbar. Diese Art der Musik begehrt die Perfektion des Vortrags. Sie würden nicht zufrieden sein, schöne Tante.“

„Dann geh' ich lieber gar nicht hin,“ sagte Tosca.

„Sie sollten doch — um selbst zu hören und zu urtheilen,“ sagte Sigismund.

„Wie mühselig!“ rief sie, und legte den Kopf bequem auf die Rückenlehne des Stuhls.

„So träge?“ fragte Sigismund lächelnd.

„O ganz unglaublich träge!“ rief Ignaz, „träge wie eine Orientalin. Nur keine Mühe, d. h. nur keine Langeweile! nicht wahr, schöne Tante?“

„Wozu auch?“ fragte sie.

„Um ein eignes Urtheil zu haben,“ entgegnete Sigismund.

„Sie protegiren die italienische Oper, Herr Regierungsrath?“ fragte Ignaz.

„Nein, Herr Graf,“ erwiderte Sigismund, „ich liebe vielleicht zu exclusiv deutsche Musik, und nur im Allgemeinen sprach ich meine Ansicht aus.“

„Das Publikum war sehr entzückt," erzählte Ignaz weiter. „Es rief bravo! und brava! genau wo es hingehörte, und schien in dieser Darlegung tiefen Kunsturtheils große Befriedigung zu finden."

So plauderte er weiter. Tosca lachte, der General lächelte; Sigismund mußte es auch zuweilen, fast widerwillig, thun, denn Ignaz mißfiel ihm über allen Ausdruck. Das ist ein Mensch, dachte er heimlich, dem ich mit Vergnügen eine Impertinenz sagen würde. Aber Ignaz war von der äußersten Höflichkeit. Obwol ihn das ein wenig verstimmte, fühlte er sich dennoch sehr wol, fast glücklich. Das ist die Macht der Schönheit und Grazie. Wer ihr unbefangen gegenüber tritt, wer nichts von ihr begehrt, als sich an ihr zu erfreuen, wie an Duft und Farbenspiel einer Blume — den wird sie immer wolthätig berühren. Durch sie hat der Himmel den Frauen einen lieblichen Zauberstab verliehen. Wie gute Feen könnten sie herrschen. Aber ach! wer hat die Herrschaft nie mißbraucht?

Als Sigismund ging, dankte ihm der General so herzlich, daß er ihn dadurch zum baldigen Wiederkommen fast verpflichtete; und das war ihm sehr lieb. Er lebte ziemlich einsam in Berlin; er war noch nicht lange da, hatte keine Anverwandte, keine näheren Freunde dort; er arbeitete sehr fleißig. Ueberdas gingen seine Interessen aus der Gegenwart heraus. Oberflächliche gesellige Verbindungen waren ihm grade jezt gleichgültig, wo all seinen Verhältnissen durch seine Heirath ein großer Wechsel bevorstand. Dieser Umgang, mit Fremden, kam ihm höchst erwünscht. Die alte Theilnahme für Tosca mogte denn wol auch dabei im Spiele sein. Gewiß ist's, daß wäre Tosca im ehrwürdigen Alter ihres Gemals

gewesen, Sigismund sich schwerlich der Aussicht gefreut haben würde, einige Mal wöchentlich den Thee bei ihr zu trinken. Nun that er das. Er kam um sieben Uhr Abends, und er ging um halb zehn. Das war die Stunde, in welcher Tosca in die Gesellschaft zu gehen pflegte — denn der General und Ignaz hatten nicht eher mit Bitten nachgelassen, als bis sie sich dazu entschloß. Ihr Mann entbehrte sie nicht zu so später Stunde; er suchte dann die Ruhe, wenn auch nicht den Schlaf. Für Sigismund war jeder solcher Abend ein Fest, besonders wenn Ignaz fehlte; und das kam häufig vor, denn er machte einer russischen Fürstin lebhaft den Hof, und fehlte nicht gern im Schauspiel, wenn sie es besuchte. Daß andre Personen öfter bei dem General waren, störte Sigismund nicht; nur eben Ignaz machte ihm Unbehagen, so wie es manchen Menschen unbehaglich ist, mit einer Katze im nämlichen Zimmer zu sein, oder mit einer Spinne, oder mit einer Maus. Zuweilen warf er sich diesen Widerwillen als ein Unrecht vor; sah er aber, wie sich Tosca von Ignaz beherrschen ließ, zwar nicht in Meinung und Ansichten, jedoch in all den tausend kleinen Vorkommenheiten des Lebens, welche grade dem Beherrschenden eine außerordentlich große Gewalt gaben: so erwachte er verstärkt. Tosca zog ihn grade so an, wie vor zwölf Jahren, vielleicht noch mehr. Damals war er unbewußt ihrer Magie gefolgt; jezt sagte ihm der Verstand, welch' eine seltene und schöne Erscheinung sie sei. Ihr diamantenes Herz war ihm gleichsam eine Beruhigung, wenn er es sich auch nicht eingestand, daß das seine derselben bedurfte.

Eines Abends kam er später als gewöhnlich herunter. Es waren mehre Personen beim General, und um Niemand

zu stören, setzte sich Sigismund seitwärts hinter Tosca. Sie hatte eine Theerose in der Hand und spielte damit.

„Gnädige Frau!“ sagte er bittend.

Tosca wendete sich zu ihm.

„Ich wollte nur fragen, ob Sie ein gutes Gedächtniß haben?“ fuhr er fort und sah die Rose an.

Tosca folgte seinem Blick, verstand ihn und rief:

„O ein ganz excellentes! besonders für fremde Sünden.“

„Und ich hab' es für die eigenen; werden Sie mich denn nicht etwas beklagen?“

„Behüte der Himmel! gerechte Strafe zu leiden ist sehr heilsam! — Sagen Sie mir,“ fuhr sie fort, indem sie sich ganz zu ihm wendete, „was hatte ich Ihnen denn eigentlich damals zu Leide gethan? ich hab' Sie schon immer danach fragen wollen.“

„Gnädige Frau, es ist eine kindische Geschichte!“

„Gleichviel!“ rief Tosca; „die Kindereien liegen jezt so weit hinter uns, daß wir uns ihrer nicht mehr zu schämen brauchen... denn sonst müßte auch ich es thun.“

„Und werden Sie in dieser kleinen Geschichte auch das entschuldigen, was — nicht kindisch ist?“

„Gewiß! denn es ist verjährt,“ sagte sie erröthend.

Sie erröthete sehr oft. Wenn sie lebhaft sprach, wenn sie Partei für und wider etwas nahm, wenn sie sich freute oder erschrak, wenn sie gar mit eigenen stillen Gedanken beschäftigt war — all' Augenblick zeigte ein rascher, feiner Farbenwechsel, daß die geistige Anregung ihr ans Herz klopfe. Diese reizende Gabe verlieren die Frauen fast Alle sehr früh, entweder weil sie durch so heftige Emotionen gehen, daß geringe keinen Effekt auf sie machen, oder weil sie in Lagen

kommen, welche ihnen die Beherrschung der Empfindung zur Pflicht und somit die des Ausdrucks zur Nothwendigkeit machen. Eine frische unangetastete Seele hat immer etwas Erquickendes; darin besteht der Zauber der jungen Mädchen; er ist doppelt groß da, wo man ihn nicht mehr voraussetzen darf.

„So müssen Sie denn gleich zuerst wissen, gnädigste Frau," sprach Sigismund entschlossen, „daß ich Sie anbetete, so wie ich das Glück hatte Sie zu sehen."

„Diese Sünde vergiebt jede Frau," sagte Tosca lachend; „gestehen Sie aber, daß Sie mir nicht Gelegenheit gegeben haben, diese Empfindung in Ihnen zu ahnen."

„O doch, gnädige Frau, doch!" rief er lebhaft. „Im Anfang unsrer flüchtigen Bekanntschaft gewiß."

Das war so wahr, daß Tosca fast verlegen sagte:

„Nun? wo bleibt die kindische Geschichte?"

„Sie hängt damit zusammen, gnädige Frau. Ihr Name verwandelte meine Anbetung in — ich weiß selbst nicht was für ein Gefühl von Haß, Entsetzen, Schmerz, gar Verzweiflung."

Tosca sah ihn ungläubig an.

„Sie zweifeln, gnädige Frau? Sie werden es noch unbegreiflicher finden, sobald ich Ihnen den geheimen Grund, den Urgrund. dieser plötzlichen Verwandlung sage; aber dennoch: ich sage Ihnen die Wahrheit. Ich war ein eitler Knabe, gnädige Frau, ein verzogenes, übermüthiges Kind; ich beherrschte meine Eltern, meine Geschwister; mein Vater konnte nicht meine Erziehung lenken; ich hielt mich für schöner, klüger, besser, als die ganze Welt. Was nicht meinen Eltern, nicht meinen Lehrern, nicht meinen Kameraden gelungen war,

das gelang einem kleinen Mädchen: es demüthigte mich. Es war eine kleine Gräfin H., ein Kind von zwölf bis dreizehn Jahren. Ich sehe sie noch lebhaft vor mir, mit ihren funkelnden dunkelblauen Augen, ihren dicken hellbraunen Locken, die ihr bis zum Gürtel herabfielen. Sie hieß Antonie. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist; aber das Kind, gnädige Frau, war meine erste Liebe! Ich war damals fünfzehn Jahr, und mein Vater hatte mich mit nach Pyrmont genommen, wo er die Kur brauchen mußte und wo er nicht ganz allein sein mogte. Dort war auch die kleine Antonie mit ihren Eltern, und wir bewohnten dasselbe Haus. Ich will Sie nicht langweilen mit der Beschreibung dieser knabenhaften Leidenschaft — doch wie in der grünen Knospe die ganze duftende stralende Rose eingewickelt liegt — und wie eine Ouvertüre alle Melodien der Oper enthält — so entwickelte sie in mir alle Gefühle, welche spätern Jahren eigen zu sein pflegen. Bedenke ich, wie früh und wie vehement das Leben meines Herzens begann, so muß ich mir unwillkürlich sagen, daß es auch früh enden müsse."

„Nein!" unterbrach ihn Tosca; „es giebt immerblühende Rosen, und das Herz ist mehr, ist stärker und schöner als eine Blume."

„Und gehorcht andern Gesetzen, gnädige Frau. Ein Leben, das früh und vehement beginnt, endet fast immer früh und matt. Nur seltene und hochbegabte Naturen machen Ausnahmen. Ich darf mich nicht zu ihnen rechnen, und so ist mein glühendster Wunsch denn der: so sei es früh, nur aber nicht matt! — Jenes Kind warf mich in alle Emotionen, von der unsäglichsten Freude bis zur namenlosesten Traurigkeit; von der glühendsten Eifersucht bis zum blindesten Vertrauen.

Wenn sie mich anlächelte, traten mir zuweilen die Thränen in die Augen; wenn sie fröhlich umherhüpfte, jauchzte ich vor Vergnügen. Sie spielte leidenschaftlich gern Ball und Volant; wir trieben das stundenlang. Dann liefen wir um die Wette in der großen Allee von Pyrmont, sie lief, wie ein Vogel fliegt, so leicht, so geschwind; es ward mir schwer, sie zu überholen. Zuweilen ließ ich ihr absichtlich den Spaß, früher am Ziel anzulangen, als ich. Aber das merkte sie jedes Mal, und dann schüttelte sie ärgerlich das schöne glühende Lockenköpfchen. Einmal sollte ich sie haschen, und ziemlich ungeschickt fing ich sie bei ihren flatternden Locken und that ihr weh, so daß sie einen kleinen Schrei ausstieß. „O, ich bitte um Verzeihung!“ rief ich trostlos, und küßte ihre Locken, wie um den Schmerz wieder gutzumachen. Allein sie nahm es heftig übel! sie ging stolz von dannen, und ich dachte den ganzen einsamen Abend darüber nach, ob ich nicht am Besten thun würde, auf und davon zu gehen, in die weite Welt, um ihr nie mehr vor die schönen erzürnten Augen zu kommen. Als sie mir am nächsten Morgen am Brunnen freundlich Guten Morgen sagte, war mir zu Muth, als sei ich von einem Verbrechen freigesprochen.“

„Mein Gott!“ rief Tosca, und schlug erstaunt die Hände zusammen, „welch ein bezauberndes Kind muß das gewesen sein, und welch eine interessante Frau mag sie geworden sein!“

„Sie vergessen, daß die kleine Antonie ihren Zauber an einem fünfzehnjährigen Knaben übte, der sie jezt vermuthlich selbst mit ganz andern Augen betrachten würde. Ich habe nie wieder von ihr gehört. Nun aber, um zum Ende zu kommen! Die Fürstin von Waldeck gab einen Kinderball.

Antonie, mit einem frischen Rosenkranz auf ihren prächtigen Locken, und mit einem langen rosenfarbenen Gürtel, sah aus wie Psyche, so lieblich und ätherisch. Ich bat sie um den ersten Walzer; und einen Augenblick nach mir bat ein andrer Knabe sie darum, und sie schlug es mir ab, und tanzte mit ihm, mit ihm, der kaum so groß als sie, und ein blasser, unschöner Knabe war, der ein wenig stammelte, und auf den ich mit unsäglicher Geringschätzung herab sah. Eine ihrer Gespielinnen wollte ihr zu meinen Gunsten Vorwürfe machen und ihr vorstellen, daß ich doch im Grunde das erste Recht hätte. „Nein, nein!" rief sie sehr entschieden, „er ist kein Graf!" Hätte sie gesagt: „Der Andre ist hübscher, oder ist mir lieber" — das hätte ich ihr vergeben, denn es wäre nun einmal ihr Geschmack gewesen, und mein Selbstgefühl hätte mir vielleicht zugeflüstert, ihr Geschmack sei nicht der richtige. Aber dies Wort demüthigte mich fürchterlich, erstens, weil ich in der That kein Graf war und nicht wußte, welch Gewicht ich dagegen in die Wagschaale werfen könnte; zweitens, weil dieser Grund mir ihrer ganz unwürdig schien. Es kränkte mich über allen Ausdruck, meine Zärtlichkeit, meine Vergötterung an ein Mädchen verschwendet zu haben, das, als es zu wählen hatte, nur nach einer ganz inhaltlosen Aeußerlichkeit seine Wahl traf. Leidenschaftlich, wie ich war, fühlte ich mir förmlich das Herz im Busen umgedreht, und ein unerhörter Widerwille setzte sich darin gegen Frauenzimmer Ihres Standes fest. Sobald ich in Bonn erfuhr, Sie seien die Tochter einer Gräfin und eines Freiherrn, wachte meine alte Abneigung um so heftiger auf, je stärker die Anziehungskraft war, und von meiner fixen Idee beherrscht, benahm ich mich wie ein Verrückter, oder wenn Sie lieber wollen, wie ein dummer

kommen, welche ihnen die Beherrschung der Empfindung zur Pflicht und somit die des Ausdrucks zur Nothwendigkeit machen. Eine frische unangetastete Seele hat immer etwas Erquickendes; darin besteht der Zauber der jungen Mädchen; er ist doppelt groß da, wo man ihn nicht mehr voraussetzen darf.

„So müssen Sie denn gleich zuerst wissen, gnädigste Frau," sprach Sigismund entschlossen, „daß ich Sie anbetete, so wie ich das Glück hatte Sie zu sehen."

„Diese Sünde vergiebt jede Frau," sagte Tosca lachend; „gestehen Sie aber, daß Sie mir nicht Gelegenheit gegeben haben, diese Empfindung in Ihnen zu ahnen."

„O doch, gnädige Frau, doch!" rief er lebhaft. „Im Anfang unsrer flüchtigen Bekanntschaft gewiß."

Das war so wahr, daß Tosca fast verlegen sagte:

„Nun? wo bleibt die kindische Geschichte?"

„Sie hängt damit zusammen, gnädige Frau. Ihr Name verwandelte meine Anbetung in — ich weiß selbst nicht was für ein Gefühl von Haß, Entsetzen, Schmerz, gar Verzweiflung."

Tosca sah ihn ungläubig an.

„Sie zweifeln, gnädige Frau? Sie werden es noch unbegreiflicher finden, sobald ich Ihnen den geheimen Grund, den Urgrund dieser plötzlichen Verwandlung sage; aber dennoch: ich sage Ihnen die Wahrheit. Ich war ein eitler Knabe, gnädige Frau, ein verzogenes, übermüthiges Kind; ich beherrschte meine Eltern, meine Geschwister; mein Vater konnte nicht meine Erziehung lenken; ich hielt mich für schöner, klüger, besser, als die ganze Welt. Was nicht meinen Eltern, nicht meinen Lehrern, nicht meinen Kameraden gelungen war,

welche äußerlich und flüchtig aneinander vorbei gestreift sind? Wir sollten doch wirklich mehr auf uns und unser Thun und Lassen achten, da wir gar nicht wissen können, in welcher vortheilhaften oder nachtheiligen Weise wir dadurch auf Andre einwirken."

„Die Schicksale blitzen vom Himmel herab," sagte Sigismund, „unbekümmert ob wir uns so oder so beachten! Einen unbeachteten Punkt giebt's ohnehin immer in uns, und der wird getroffen oder trift."

„Dann sind wir willenlose Maschinen in Ihren Augen?"

„Nein! der Wille bleibt uns, um die Schicksale zu zerbrechen, oder uns selbst. Aber um zu sagen: in dieser oder jener Weise will ich wirken — dazu, mein' ich, ist unser Wille nicht stark genug, obgleich wir uns in der Jugend einbilden, nichts sei leichter, und wir dürften nur immer gradeaus gehen und sehen, um zu diesem Ziel zu gelangen."

„Wie traurig, daß aus den kühnen, hochfliegenden Träumen der Jugend nichts wird, als eine lahme, matte Wirklichkeit."

„O, sie ist nicht matt, gnädige Frau! ... wenigstens nicht immer. All unser Heil liegt in ihr, und ein tieferes, ein ächteres, als in unsern jugendlichen Träumen; denn die Wirklichkeit ist nicht die schaale und mittelmäßige Alltäglichkeit, die wie Staub und Nebel an uns vorüber weht und uns keinen bestimmten Eindruck zurückläßt; das Bleibende und Wahrhafte in ihr: das ist die Wirklichkeit, und ich gestehe Ihnen, ich habe sie schöner gefunden, als meine Träume."

„Das freut mich sehr! dann müssen Sie Sich ungemein glücklich fühlen."

und über die brauchen sie nicht hinauszugehen. Sacristi! diese hochfahrende Tosca! es ist gar kein Weib! sie hat kein Herz, keine Seele... ah bah! Herz? Seele? bah! sie hat kein Blut, keine Sinne! Dreißig Jahr ist ihr Mann älter als sie, und nie! nie! hat sie einen Liebhaber gehabt... nie! das ist ja eine monströse Tugend. — — Aber wie kam denn dieser Herr.... Forster, oder wie er heißt! mit einem Mal hieher! und gar in der Nacht? Es ist wol der, der unsertwegen eine Treppe höher gestiegen ist! Nun, ich hab' nicht Lust, seinetwegen herabzusteigen! Aufgepaßt, Ignaz!" — —

Am Abend kam Sigismund. Der General empfing ihn mit großer Freundlichkeit.

„Ihnen danke ich es, daß ich mich hier so behaglich fühle, wie ein Kranker sich fühlen kann," sagte er und gab ihm die Hand.

Tosca warf ihm ihr prächtiges Lächeln zu. Sigismund fühlte sich ganz beglückt und sprach es unbefangen aus.

„Denn es kommt so selten im Leben vor, daß man noch andern Menschen, als den Freunden, durch Kleinigkeiten wolthun darf," sagte er, und ein heitrer Glanz legte sich über sein ernstes, fast strenges Gesicht, und erinnerte Tosca an den Sigismund Forster, welcher sie einst so dringend um einen Walzer bat. Er sprach mit dem General. Sie saß zurückgesunken in einem Fauteuil, hatte den Ellbogen auf die Seitenlehne gestützt, und das Kinn auf die Hand gelegt; ihr Blick haftete auf Sigismund, und mit diesem Blick schob sie ihn gleichsam tief, tief in die Vergangenheit zurück. Sie sah ihn, wie er damals war, wie er ihr kindisches Herzchen überwältigt und zerknickt hatte, wie sie mehr durch ihn gelitten hatte, als je durch einen Menschen, und ohne daß er es wußte.

Und nun sah sie ihn wieder, unter ganz veränderten Verhältnissen! Da saß er — ihrem Gemal gegenüber. Das waren die Männer, welche ihrem Leben die Richtung bestimmt hatten. Es kam ihr unvollkommen vor — das Leben; sie bedauerte nichts, sie beklagte nichts, sie wünschte nichts; aber die Halbheit oder Unvollkommenheit der Zustände, welche uns doch zuweilen so befriedigend erscheinen, glitt ihr durch die Seele, und machte, daß sie in die Zukunft einen traurigen fragenden Blick warf. Ihre langen blonden Locken rieselten ihr über den Arm herab, und die breiten Augenlider deckten halb die großen Augen zu.

„Warum so schweigsam, Tosca?" fragte der General. Sigismund sah sie an und sein Herz bebte; denn diesen unsäglich traurigen Ausdruck hatte Tosca damals gehabt, als er sie zum letzten Mal in Bonn zwischen ihren Blumen am Fenster sah. Und langsam, auch wie damals, wendete sie den Kopf, und er würde sich nicht gewundert haben, eine Thräne aus ihrem Auge fallen zu sehen. Im Gegentheil! er wunderte sich, als sie die Locken zurückwarf und die Augen aufschlug, daß sie ganz munter sagte:

„Ich glaub', ich bin schläfrig, denn ich habe ein wenig geträumt."

„Ich finde, es träumt sich am Besten ohne Schläfrigkeit, mit recht wacher Seele," sagte Sigismund.

„Was hör' ich!" rief Tosca und schlug die Hände mit komischem Erstaunen zusammen; „Sie wissen von Träumen, die man mit offenen Augen träumt? Sie? ein Mann! ein Regierungsrath! — Aber sagen Sie mir, thut das Ihrer Carriere keinen Schaden?"

„Für Ihre Erzählung,“ sagte sie.

„Schöne Tante, Sie haben mich unerhört neugierig auf jene Erzählung gemacht,“ sagte Ignaz, nachdem Sigismund fort war.

„Das kann ich mir vorstellen,“ sagte sie gleichmüthig.

„Aber Sie dürfen sie mir wol nicht wieder erzählen?“

„Dürfen ist Eines — mögen ein Anderes.“

„Und warum mögen Sie nicht?“

„Weil Sie die Geschichte gar nicht verstehen würden.“

„Ist sie so hoch in den Wolken, oder so tief unter meinem Horizont?“

„Ignaz,“ rief sie ganz ungeduldig, „Sie sind warlich ein Inquisitor.“

„Wenn meine Fragen Sie ärgern, schöne Tante, so war die Geschichte gewiß ausnehmend ... interessant.“

„Es ist keine Möglichkeit, von Ihnen los zu kommen,“ sagte sie lachend; „also hören Sie zu.“

Sie erzählte ihm Sigismunds Liebe zu Antonien, aber ohne die Folgen, welche sich später für ihn daraus entwickelt hatten.

„Und dafür dankten Sie dem Regierungsrath Forster so herzlich, als ob er Ihnen weiß Gott was für eine Freude gemacht hätte?“ sagte Ignaz, nachdem sie zu Ende war.

Tosca hatte keineswegs ihren Dank auf diesen Abschnitt von Sigismunds Erzählung bezogen, doch sie sagte:

„Und warum nicht? solche kleine unschuldige Herzensregung hat etwas Rührendes und Erfreuliches zwischen der Abgestorbenheit späterer Jahre.“

„Sie hatten ganz Recht,“ entgegnete er; „solche Kindereien verstehe ich nicht, und ich glaube, daß sie die Abgestor=

benheit vorbereiten und beschleunigen, von der Sie sprechen, schöne Tante.“

Tosca sah ihn an. Er saß auf dem Platz, wo Sigismund gesessen. Sein schönes Gesicht mißfiel ihr, wenn Sie es mit Sigismunds ernstem Antlitz verglich. Sie sagte gleichgültig: „Das kann wol sein, und geht mich nichts an.“ Dann gingen ihre Gedanken zu Sigismund zurück. „Seltsam!“ dachte sie; „die heftigsten Emotionen meines Lebens kommen mir durch diesen Mann, und von ihm! einst — Schmerz, Beschämung, Gram; jezt — Freude, aber unglaubliche Freude, denn der einzige Moment in meinem Leben, an den ich mit einem kleinen Gefühl von peinlicher Bitterkeit dachte — der ist jezt hell und licht worden! und dafür hab' ich ihm gedankt, und noch lange nicht genug.“

Sigismund kam am andern Abend und fand den General allein, der ihm sagte, seine Frau sei noch bei der Toilette, welche heute besondere Sorgfalt erheische, da sie aus dem Conzert auf einen großen Ball gehen müsse. Nach zehn Minuten etwa trat Tosca ein. Sie trug ein Kleid von blaßblauem Moor mit Fluten von Spitzen garnirt, einen Schmuck von Türkisen und Perlen, und in den Locken einige hellrothe Camelien. Sie trat rasch ein, und sagte zu ihrem Mann, ohne Sigismund zu sehen, den sie noch nicht erwartete:

„Da bin ich! ... nun? bin ich hübsch?“

„Wie eine Email von Petitot,“ antwortete der General freundlich, „glänzend und zart.“

„O Himmel!“ rief sie, Sigismund gewahrend; „sehen Sie, so macht man's, um sich Complimente sagen zu lassen.“

Sigismund hatte unwillkürlich einen Moment die Augen geschlossen. Ihm war als fliege ein Meteor vorüber. Sie

sah ganz ungewöhnlich schön aus, das Auge noch leuchtender, die Farbe noch duftiger, die Haltung noch ätherischer als sonst. „Wo sind die Flügel, von denen sie getragen wird?“ fragte er sich heimlich; „so sieht man im gleichgültigen Zustand nicht aus!“

„O ich freue mich!“ sagte sie und ihr Lächeln glitt über ihn hin, wie der Sonnenstral.

Sigismund hätte ihr gern gesagt, daß ihre Freude ihm weh thue, denn ihm war trübe zu Sinn; er fragte nur:

„Und wozu, gnädige Frau?“

„Zum Conzert! wozu denn sonst?“

„Nicht auch zum Ball?“

„Bah! mit achtzehn Jahren freut man sich zum Ball.“

Es kamen ein Paar alte Bekannte des Generals, um ihm Gesellschaft zu leisten; Tosca empfahl ihnen ihren Mann; es war ihr ungewohnt, ihn um diese Stunde zu verlassen. Dann fuhr sie fort mit Sigismund und Ignaz.

Der Saal war gedrängt voll Menschen. Sigismund setzte sich hinter Tosca; der Platz war ihm willkommen; er brauchte ihr nun nicht in die stralenden Augen zu sehen, die ihm weh thaten. Er dachte an Agathens linde, sanfte Augen; aber ihr Blick blieb nicht in seiner Seele haften, glitt hinein, und erlosch, und war doch so lieb, so gut! Ihm war, als müsse er zu ihr, sie um Vergebung bitten, sie beschwören, sich zwischen ihn und Tosca Beiron zu stellen. Dann fragte er sich unwillig: „Aber wozu? ich werde doch nicht vor dem Lächeln einer schönen Frau zerschmelzen?“ — Dann heftete er fest den Blick auf Tosca, wie sie da vor ihm saß; auf den zierlichen Kopf mit der Lockenfülle, den der schlanke Hals so stolz und so graziös trug, auf den schönen

Nacken, um den ihr dunkler Sammetshawl sich in weichen, breiten Falten legte, auf die ganze Gestalt, bei der jede Bewegung von biegsamer Elastizität war. Er that es mit einem strengen, kritischen Blick; er wollte sich überzeugen, daß er schönere Frauen gesehen, daß Agathe reizender sei. Allmälig aber vergaß er die beabsichtigte Kritik, und Alles entschwand ihm, wie zwischen Nebeln im Hochgebirg: die Frauen, die Menschen, die Welt; nur nicht Tosca Beiron, die er als Jüngling gesehen und geliebt hatte, und die er jezt als Mann wiedersah — und nicht mehr lieben durfte! denn sie war gefesselt an einen siechen Greis, und er an ein blühendes Mädchen; denn ihre Wege gingen weit, weit auseinander, und hätten doch einst sich vereinigen können! Damals, als Tosca Beiron, um mit ihm zu tanzen, ein anderes Engagement brach; damals, als sie ihm täglich, wie aus dem Himmel, einen Guten Morgen zuwinkte; damals, als sie ihm, den sie krank und niedergeschlagen wähnte, mit süßer Theilnahme das Beste und Liebste schickte, was sie hatte — ihre Blumen .... die er mit Füßen trat; denn damals — o ja! da liebte sie ihn, mit jener aufdämmernden Empfindung, welche nur der Gewißheit der Erwiderung bedurft hätte, um in rosigen Flammen aufzuschlagen.

Liszt spielte und spielte. Sigismund wußte nicht was, und fragte auch nicht danach; ihm war, als spiele er ihm seine ganze Vergangenheit wie eine stralende Fata Morgana aus den grauen Wellen seiner Erinnerung empor. Und aus der Vergangenheit ging er in die Gegenwart über, in die des Augenblicks; es lag eine Berauschung in diesem Tonmeer, wie sie in jeder überschwenglichen Fülle liegt, und überdas giebt es wol keine feinere, zauberischere Seligkeit, als einen

geistigen Genuß mit einer sehr geliebten Person zu theilen. Wie vor der Pforte des Paradieses findet man sich mit ihr zusammen, lautlos, anbetungsdurstig, bebend vor Sehnsucht, der ewigen Schönheit ins Sonnenantlitz zu schauen. Die Klänge, die sein Ohr berauschten, zogen auch in ihre Seele! die Melodien, die ihm das Herz umwogten, schaukelten auch das ihre! Es war eine unirdische, und doch wundersam süße Gemeinschaft! vielleicht ist die Liebe so auf irgend einem höheren und glückseligeren Gestirn, als unsre Erde ist. Tosca's Sammetshawl war von ihrem Nacken auf die Lehne ihres Stuhles geglitten. Sigismund legte die Hand darauf, wie um sich an etwas zu halten, das im Stande sei, ihm wirklich einen Halt zu geben, denn ihm war, als könne er in die Unermeßlichkeit fortgeschleudert werden. Durch den Handschuh hindurch fühlte er den Sammet wie eine linde Berührung, wie eine Beschwichtigung. Er zog geschwind den Handschuh aus, und lehnte die Stirn auf die Hand, die auf dem Shawl lag. Ganz leise berührte er den Sammet mit seinen Lippen. Ein feiner, fast unmerklicher Duft von vétivert war darin. Sigismund schloß die Augen; er vergaß die Unermeßlichkeit der Welt und des Lebens — aber nicht die des Glücks.

Liszt spielte und spielte. Goldne Wolken legten sich um Sigismunds Seele. Was war ihm Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft? es schmolz zusammen in dem seligsten Bewußtsein der Nähe der schönen Geliebten. Ja, sie gehörte einem andern Mann! Ja, sie war ihm verloren ... was man so verloren nennt! Aber sie war auf der Welt! aber sie war da! In ihrem bloßen Dasein schien ihm eine unendliche Verheißung zu liegen. Konnten sich nicht die Schicksale wenden? gab es nicht wunderbare, göttliche Fügungen? Fremde

Gestalten blitzten wie Geister in seine wachen Träume: Agathe, das liebe Mädchen; der General, sterbend, todt; Ignaz, lauernd, schlangenhaft, als sinne er darauf, Tosca zu verderben. Sigismund fuhr verstört empor: Liszt hatte den Schlußakkord gemacht. Tosca kehrte sich zu ihm; sie sah beinah blaß aus.

„Nicht wahr,“ fragte sie, „das ist kaum auszuhalten? Der Mensch spielt einem die Seele fort.“

„Ob er nicht eine neue Incarnation des alten Rattenfängers von Hameln ist,“ sprach Sigismund, aber mit so beklemmter Stimme und bleichen Lippen, daß Tosca besorglich und freundlich sagte:

„Sie werden doch nicht ohnmächtig werden? wollen Sie mein Flacon? er fängt gleich wieder an zu spielen.“

Sie gab ihm das Flacon. Sigismund behielt es in der Hand, ohne es zu brauchen. Ohnmächtig wäre er nicht gern geworden — doch gestorben recht gern; nur eine Gewißheit wollte er.

„Sagen Sie mir,“ fing er an, „ich bitte, sagen Sie mir aufrichtig — haben Sie mir vergeben?“

„Rührt die Musik Ihr Gewissen?“ fragte sie.

„Also haben Sie mir nicht vergeben!“ rief er.

Sie legte den Finger an die Lippen, und sagte dann: „Ich habe Ihnen vergeben.“

„Und warum haben Sie es gethan?“

„Weil Sie gutgemacht haben.“

„Wodurch?“

„Durch Ihre Erzählung von gestern Abend.“

„Und nun?“

„Und nun?" wiederholte sie und sah ihm mit ihren großen mächtigen Augen grad' ins Antlitz. Es glitt ein Rosenschimmer, wie der Wiederschein einer hohen Freude, über ihre Wangen; sie sah aus wie innerlich illuminirt, und sagte endlich: „O... nun ist's gut."

Die Musik begann von Neuem. „Sie hat Recht!" dachte Sigismund; „nun ist's gut.... zwischen ihr und mir. Ihr schönes lichtes Wesen bedarf des Friedens! weil es so friedlich ist wie der Regenbogen, und so hoch wie der Regenbogen — darum ist's auch magisch und herzstärkend, wie er. Du bist sehr göttlich, Tosca Beiron." — — — Das Conzert war zu Ende. — — —

„Nun? hat es Ihnen gefallen?" sagte Ignaz zu Tosca, als sie fortgingen.

„Nein!" antwortete sie kurz.

„Nein?" rief Ignaz; „nun, meine schöne Tante, dann wiederhol' ich Ihnen, was ich schon oft gesagt, Sie haben kein Herz."

Sie schwieg. Ignaz sprach mit Sigismund weiter. Als sie in den Wagen stieg, sagte Tosca:

„Nach Hause!"

„Noch eine Ueberraschung!" rief Ignaz verwundert; wollen Sie nicht auf den Ball?... oder etwa später?"

„Nein!" sagte sie wieder.

Ignaz schüttelte den Kopf. Zu Hause angelangt, sagte Tosca zu Sigismund:

„Mein Neffe geht auf den Ball; kommen Sie zu meinem Mann, wir wollen ihm erzählen und Thee trinken." — Er folgte ihr stumm.

„Nun, bist Du befriedigt, liebe Tosca?“ fragte der General, als sie eintraten.

Tosca ließ sich neben ihm in einen Lehnstuhl fallen, holte tief Athem, küßte ihm dann die Hand und sagte:

„Befriedigt! ja, das ist das Wort!... befriedigt, mein Ignaz — wendete sie sich zu diesem — und zwar so sehr, daß ich nicht im Stande bin, heute Abend Tanzmusik zu hören. Ich bleib' daheim.“

Sie zog die Handschuh aus, legte Shawl und Fächer ab, und sagte zum General:

„Ich weiß nicht... bin ich entseelt, bin ich neubeseelt, aber genug! irgend etwas ist meiner Seele geschehen.“

„Sie ist den Launen zugänglich worden,“ sprach Ignaz lachend.

„Lachen Sie immerhin, beau neveu!“ entgegnete sie sehr gleichmüthig, und dann zu Sigismund: „Nicht wahr, er warf auch Sie in ganz überwältigende Emotionen? Sie sehen noch ganz angegriffen aus.“

„Haben Sie so schwache Nerven, Herr Regierungsrath?“ fragte Ignaz immer noch lachend.

„Die Nerven sind gut, Herr Graf,“ erwiderte Sigismund eben so gleichmüthig als Tosca; „aber die Emotionen gehen bei mir tiefer, als bis zur Erschütterung der Nerven.“

„Lieber Onkel,“ sagte Ignaz, „wie ein schlichter Mensch, der ich bin, habe ich Liszt's Spiel in jeder Beziehung meisterhaft gefunden; allein so erschüttert, wie diese Herrschaften, bin ich nicht davon, und darum werde ich auch tout bonnement auf den Ball gehen.“

„Wo Sie, als ein eleganter Tänzer, der Sie schlichter Mensch sind — auch viel nothwendiger sind, als ich," sagte Tosca freundlich, und nickte ihm ihren Abschiedsgruß zu.

„Sie bekommt Launen," dachte Ignaz, während er zum Ball fuhr: „das ist ein Zeichen von Herzensunruh. Aber durch wen?... Der Mann?... unmöglich! Doch wen sieht sie denn sonst noch?" — Er durchlief die Reihe der Männer, welche sie kannte, und wiederholte bei Jedem: unmöglich! Endlich blieb er bei sich selber stehen: „mir däucht, sie antwortete mir ein Paar Mal kurz und verdrießlich; das pflegt ein Zeichen von Mißfallen zu sein — allein das Mißfallen entspringt oft nur aus einer Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Moment, und nicht mit dem, gegen welchen es sich äußert." Dennoch brachte er es in diesem Punkt nicht bis zur Ueberzeugung; immer tauchte Sigismund wieder auf, so oft er auch sein: unmöglich! vor ihm wiederholte.

Sigismund blieb nur kurze Zeit beim General. Alles, was Tosca sagte, wie sie es sagte, ihr Blick, ihre Bewegungen, magnetisirten ihn, machten ihn kraft- und willenlos. Sie saß ihm und dem General grade gegenüber und hatte beide Arme auf den Tisch gelegt. Zuweilen hob sie den einen, stützte den Kopf in die Hand, oder strich mit der Hand über die Stirn. Die Lampe warf ihr helles Licht auf sie und ins Zimmer hinein; sie schwamm in Glanz; nach der Seite des Generals war die Lampe mit einem Schirm bedeckt, so daß die beiden Männer im Finstern saßen.

Tosca sprach viel über die Musik; Sigismund antwortete nur einsylbig, nur grade genug, um sie reden zu machen. Er konnte nicht anders. Er saß da, und blickte zu ihr hinüber, aus seiner Finsterniß in ihr Licht, wie von der Erde zu irgend

einem goldnen Stern. Nichts stand zwischen ihnen als der Tisch; er meinte sich durch Welten von ihr getrennt, und dennoch war's ein Durst, ein Drang nach der Sphäre dieses schönen Sternes, daß auch Welten den Gang zu ihm nicht hemmen würden.

„Wollen Sie schon schlafen gehen?" fragte Tosca, als er den Hut nahm.

„Nicht schlafen — arbeiten!" sagte er mit so besondrem Ausdruck, daß Tosca sagte:

„Ach, das wird Ihnen zu schwer werden! Sie seufzen ja, wenn Sie nur daran denken! lassen Sie die Arbeit, sie gelingt Ihnen nicht."

„Gnädige Frau," erwiderte Sigismund in ganz heiterm Ton, „ich muß arbeiten, um morgen wieder ein vernünftiger Mensch zu sein."

„Glück zu!" sagte sie lieblich, und der General sprach:

„Geben Sie Sich nicht allzu viel Mühe, um ein vernünftiger Mensch zu werden! — es kommt eine Zeit, und früh genug, und ganz von selbst, in der wir tief bedauern, nicht mehr unsrer früheren ekstatischen Thorheiten und sublimen Schwärmereien fähig zu sein."

„So ist's!" entgegnete Sigismund, „aufs Bedauern sind wir unser Lebelang angewiesen."

Als er auf sein Zimmer kam, fiel er tödtlich erschöpft in den Sopha. „Lassen Sie die Arbeit, sie gelingt Ihnen nicht!" hörte er unablässig Toscas Stimme in sein Ohr flüstern. Er verfiel in einen Zustand zwischen Wachen und Traum. Eine schwere, fieberhafte Aufregung brütete über ihm. Unbeweglich lag er da, und fühlte sich beängstigt, wie in schweren Ketten, und kraftlos, um sie abzustreifen. Plötzlich wehte

ihn Erquickung an; Töne erklangen, er wußte nicht wo; sie kamen ihm bekannt vor und doch so, als ob er sie noch nie gehört. Er athmete freier, das Herz klopfte ihm ruhiger! allmälig kehrte ihm das volle Bewußtsein zurück. Er richtete sich auf und fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, um sich zu überzeugen, daß er wache; dann horchte er. Es war Schuberts „Ave Maria," das Liszt gespielt hatte — und das jezt Tosca Beiron sang! — Diese stillen innigen Töne, in tiefer Nacht von ihr gesungen, von ihm gehört, überwältigten ihn. Er warf beide Hände vors Gesicht, wie um sich zu verbergen; dann sprang er heftig auf, und sagte ganz laut: „Ja, es ist so! ich schmelze in ihre Wesenheit hinüber... aber ich will nicht! — ich will fort! Agathe, zu Dir!"

Tosca hatte aufgehört zu singen. Es war so still im Hause und auf der Straße, daß er hörte, wie sie die Thür aus dem Salon nach ihrem Zimmer auf- und zumachte. „Nun geht sie schlafen!" dachte er; „Gott segne Dich, unvergeßliches Geschöpf!" — und mit einem traurigen Rückblick auf sich, fügte er den Schluß eines Liedes hinzu: „Und die Nacht, und die Nacht — Hat sie schlafend verbracht!" —

Dann traf er geschwind einige Anordnungen, warf sich aufs Bett, und fuhr in der Frühe des nächsten Morgens nach Magdeburg auf der Eisenbahn — die, was das Zusammenkommen betrift, eine eben so wundervolle Veranstaltung, als hinsichtlich des Reisens widerwärtig ist. Im Wagen bemächtigte sich seiner eine Art von Betäubung, die ihm sehr wol that, ein Seelenschlaf, aus dem er gestärkt zu erwachen hofte. Endlich griff er ungeduldig nach der Uhr, um zu sehen, wie lange er denn noch bis Magdeburg zu fahren habe. Außer der Uhr fand er in seiner Brusttasche Toscas Flacon. Es

war von hellblauem Hyalith, mit goldnen chinesischen Zeichnungen, platt und flach, bequem in der Tasche zu tragen. Als Sigismund es betrachtete, die glänzende Farbe, die phantastischen Figuren, fiel ihm ein, ob es nicht ein Amulet sein möge, ein Talisman, und ob er es nicht lieber aus dem Wagen werfen solle; aber der Gedanke, daß es ihm ja nicht gehöre, hielt ihn zurück. Dies Flacon warf ihn wieder in seinen gestrigen Ideenkreis! er dachte wieder an Tosca, an den holdselig gedankenvollen Blick, womit sie „Und nun?“ gesagt, an die Musik, an ihren Sammetshawl, an den leichten Duft von vétivert. Er öfnete das Flacon; richtig! es war vétivert darin. Er goß einen Tropfen auf seinen Rock.

Zwei junge Leute saßen neben ihm. Er hatte bis daher ihr Geplauder nicht beachtet; als aber der Eine den Dom von Magdeburg erblickte, und zum Andern scherzend sagte, indem er auf die Stadt wies:

„Da wohnt Deine künftige Liebste!“

Da erschrak Sigismund fast, denn seine Liebste wohnte da, und seine Gedanken gingen nicht zu ihr — sondern zurück, zurück! — —

Er eilte zu Agathen. Er schellte; ihre Mutter öfnete ihm die Thür und empfing ihn mit herzlicher Freude. Er fragte ungeduldig nach Agathen.

„Sie plättet;“ sagte die Mutter, und rief in ein andres Zimmer hinein: „Agathe, komm einmal her, geschwind!“

Agathe kam munter hereingelaufen und stieß einen hellen Freudenschrei aus, als Sigismund ihr entgegen trat. Es war ein wunderhübsches Mädchen, groß, voll und schlank von Gestalt, mit einem prächtigen blaßgelben Teint, dessen Colorit ebenso warm und frisch als die rosigere Farbe der Blondinen

ist, mit rabenschwarzem Haar, in welchem das farblose Antlitz wie eine Perle auf Sammet lag, und mit guten sanften schwarzen Augen, die das Gesicht, welches durch Züge und Farbe hätte hart sein können, ganz weich machten. Jezt sah sie überdas sehr glücklich aus, so wie man bei zwanzig Jahren dem Geliebten gegenüber auszusehen pflegt. Dieser Ausdruck von Glück rührte Sigismund. Ist es Dankbarkeit? ist es Eigenliebe? nichts fesselt den Menschen so an einen andern, als das Bewußtsein, ihn bis ins innerste Herz zu beglücken.

„O Sigismund!" sagte Agathe, „Du hättest doch lieber vorher schreiben sollen, denn jezt freu' ich mich so sehr ... daß ich gar nichts sagen kann."

Sie setzte sich, nahm seine Hand in die ihren und sah ihn an. Er erzählte ihr, daß er nicht vorher seine Ankunft hätte bestimmen können, weil er den Entschluß gern von augenblicklicher Stimmung abhangen lasse, von einer unüberwindlichen Lust, oder von tiefer Sehnsucht, oder von der plötzlichen Ueberzeugung: jezt sei es grade an der Zeit. Zu Allem, was er sagte, nickte Agathe freundlich mit dem Kopf; sie hörte auf seine Stimme, auf seine Worte nicht. Was er sprach, war ihr höchst gleichgültig; daß er da war, beseligte sie. Sie unterbrach ihn plötzlich:

„Sigismund!" rief sie, „hast Du mich lieb?"

Das ist eine unselige Frage! Unter hundert Malen stimmt sie den, an welchen sie gerichtet wird, neunundneunzig Mal traurig. Liebt er aus voller Seele, mit tiefster Hingebung, so scheint ihm die Frage zu alltäglich, um nicht überflüssig zu sein. Thut er das nicht, so setzt er im Andern Mißtrauen und Zweifel voraus und fühlt sich gekränkt, wenigstens verstimmt, weil — er es verdient. Die Frauen

haben eine unglückliche Leidenschaft für diese Frage, denn sie lieben Demonstrationen des Gefühls, sie sind demonstrativer als die Männer — vielleicht, weil sie mehr Zeit dazu haben, vielleicht weil es eine ihrer Grazien ist. Eine Frau weiß unter vier Augen unendlich viel mehr Liebliches zu sagen als ein Mann; darauf sollte sie sich beschränken, das hört er immer gern. Aber die Frage: „hast Du mich lieb?" sollte sie nie an ihn richten, höchstens in den allerernstesten Momenten oder in fröhlichem Uebermuth, spottend, neckend; — nur dann wird er zu antworten wissen. — Dies rathe ich den Frauen sehr wolmeinend.

Ueber Sigismund legte sich ein Schatten, als er sagte:

„Ja, liebe Agathe; aber warum fragst Du?"

„Weil ich dies Ja lieber hören mag, als Alles, was Du sonst sagst, mög' es noch so gescheut und klug sein," erwiderte Agathe aus so vollem Herzen, daß er sie gerührt und zärtlich umfaßte und sagte:

„Bei Dir hab' ich's gut, meine Agathe."

„Und wo denn nicht, Sigismund?"

„Nirgends — wo Du nicht bist."

„Nun, das muß ja auch so sein. — Aber," fügte sie hinzu und sah ihn besorgt an, „mir däucht, Du siehst angegriffen aus. Bist Du krank? hat Dir Jemand was zu Leide gethan?"

Sigismund lachte. „Das ist doch keine ordentliche Antwort," sagte Agathe kopfschüttelnd.

„O," rief Sigismund, „sieh mich an, Agathe! sieh mich an mit Deinen guten lieben Augen! und freundlich, Agathe, nicht besorgt! Glaube mir, wenn ich bei Dir bin, so fehlt

mir nichts, und wenn ich nicht bei Dir bin, so fehlt mir auch nichts — als Du."

Agathe versuchte ihn anzusehen, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen; um sie zu verbergen, schlug sie die Augen nieder. Es war ein so milder sanfter Ausdruck in ihrer ganzen Erscheinung, daß Sigismund vor dem Gedanken bebte, diesem Mädchen auf irgend eine Weise weh zu thun.

Der Abend verging gut. Die Erinnerung an den gestrigen stieg zwar ein Paarmal lebhaft in Sigismund auf, wenn er dessen ekstatische Emotionen mit dem Stillleben des heutigen verglich. Aber er schob sie gewaltsam zurück, und wiederholte heimlich: heute ist's besser! — In dem Glanz des gestrigen Abends stand Tosca wie die Rose in einem persischen Gedicht; in dem Frieden des heutigen erschien ihm Agathe wie das Veilchen in irgend einem deutschen Frühlingsliede. Spät ging er fort, und zu seinem Schwager, bei dem er wohnte. Er fühlte sich recht zufrieden, und seines Entschlusses herzlich froh. Einige Tage bei Agathen, und die Arbeit ein vernünftiger Mensch zu werden war dennoch gelungen — trotz Toscas Prophezeihung, oder vielleicht wegen ihres „Glück zu!" — Denn mächtig ist sie! dachte Sigismund; und ob sie wol an mich denkt .... an ihr Flacon, das bei mir geblieben ist? — So dachte er vor dem Einschlafen, wenn der Geist und der Wille nicht mehr im Stande sind die vagabondirenden Gedanken zu beherrschen; sie flogen zu Tosca, nicht zu Agathen.

Am andern Morgen, nachdem Sigismund eine Weile bei Agathen gewesen war, sagte sie:

„Aber, lieber Sigismund, warum parfümirst Du Dich so stark? ich bin das gar nicht an Dir gewohnt."

Er griff unwillkürlich nach der Brusttasche, um sich zu überzeugen, ob das Flacon sich nicht geöffnet habe; denn er hatte sich schon so an den Geruch gewöhnt, daß er ihn nicht mehr bemerkte. Agathens Blick folgte seiner Hand.

„Bitte, zeige mir, was es ist," sagte sie

Er gab ihr das Flacon, aber ein wenig widerwillig. Sie rief:

„O das ist allerliebst! doch die Essenz wollen wir ausgießen; die mag ich nicht."

„Gnade für die Essenz, liebe Agathe! sie wird Dir gewiß gefallen, wenn ich Dir sage, daß es die alten Narden sind, die Narden, welche die heiligen drei Könige samt Gold und Spezereien dem Christuskinde darbrachten. Jezt heißen sie **vétivert.**"

„O, im vétivert ist gewiß nichts mehr von den alten Narden enthalten! ich kann wirklich nicht ertragen, daß Du Dich damit parfürmirst"... —

„Ich will es weglegen, liebe Agathe," sagte Sigismund und streckte die Hand danach aus.

Aber Agathe behielt es in der ihren, die sie zurückzog, und sagte:

„Bitte, Sigismund, o bitte, schenke mir das Flacon! es ist gar niedlich."

„Ich werde Dir ein andres geben, liebe Agathe, ein größeres, eleganteres, mit irgend einer Essenz, die Du gern magst."

„Nein, ich danke Dir! ein eleganteres will ich nicht... und es giebt auch keines! und die größeren sind nur unbequem."

„Du kannst ein größeres auf Deine Toilette stellen."

„Ich hab' keine Toilette, zu welcher ein elegantes Flacon paßt, Sigismund. Ich mögte nur dies ... um es immer bei mir zu tragen .... so wie Du es getragen hast."

„Aber Du magst nicht den Parfüm, Agathe."

„Nein gar nicht! drum will ich ihn Dir nehmen."

„Ich könnte ihn mir ja wieder bei jedem Parfümeur kaufen."

„O das thust Du nicht, wenn es mir unangenehm ist. Bitte, Sigismund, schenke mir das Flacon."

Er hätte einfach sagen können, es gehöre ihm nicht; aber ihm graute vor den Erörterungen, wie, wann, von wem er es bekommen habe, und er fühlte, daß er nicht im Stande sei, irgend eine kleine erklärende Geschichte, wie die Männer sie sonst immer bereit zu haben pflegen, in diesem Augenblick zu erfinden. Wie man das denn immer höchst ungeschickt macht: um aus der Verlegenheit zu kommen wird man heftig.

„Ich bitte sehr um Verzeihung," sagte er kurz, „allein das Flacon ist mir lieb."

„Eben darum!" sagte sie bittend.

„Mein Gott!" rief er heftig, „wenn Du eine so große Liebhaberei für Flacons hast, will ich Dir ein Dutzend kaufen!"

Kaum hatte er's gesagt, so that es ihm leid, denn Agathe sagte sehr traurig:

„Du willst es mir also nicht geben?"

„Laß es mir, liebe Agathe!" bat er sanft.

„Da!" sprach sie. Doch noch ehe er es nehmen konnte, machte sie ihre Hand auf und ließ es fallen, zu absichtlich um den Zufall anklagen zu dürfen. Sigismund wurde blaß,

stand auf und nahm seinen Hut. Als Agathe das gewahrte, sprang sie ihm in den Weg, faltete die Hände, und sagte zitternd:

„Sigismund!"

„Es thut nichts, liebe Agathe," erwiderte Sigismund mit etwas gezwungenem Lächeln. „Ich bin ungeschickt gewesen — nicht Du."

„O Du bist erzürnt!" rief sie mit tiefem Schmerz.

„Gar nicht! mein Wort darauf! ein Flacon ist ja etwas sehr Zerbrechliches! In einer halben Stunde bin ich wieder hier, Agathe — jezt muß ich einen Gang durch die Stadt machen."

„O nicht jezt... nicht so im Zorn!" bat sie. „Geh nicht fort, ohne mir einen Kuß zu geben — das ist noch nie geschehen, Sigismund!" — Sie sagte das aus tiefer, trauriger Liebe, doch es berührte ihn unangenehm.

„Laß mich gehen, gute Agathe, ich bitte Dich!" sprach er im halb gereizten, halb befehlenden Ton.

„O Himmel!" sagte Agathe und trat zurück. Sie bebte vom Scheitel zur Sohle, schloß die Augen, und lehnte sich an die Wand neben der Thür. Das ging ihm durchs Herz. Agathe hatte ja nicht Unrecht; sie hatte nur den unbegreiflich feinen und richtigen Instinkt der Liebe. Er! er hatte Unrecht gegen sie, und fügte jezt noch die herbste Kränkung dazu! Er warf den Hut fort, er umfaßte Agathe, ließ sie niedersitzen, kniete vor ihr, gab ihr tausend süße Namen und liebe Worte. Sie hielt unablässig beide Hände vor dem Gesicht. Er bat sie ihn nur anzusehen, wenn auch nicht freundlich.

„Nein!" sagte sie, „ich bin beschämt, ich kann nicht."

„Du strafst mich hart, Agathe," sagte er, wieder etwas heftig.

„Es sollte nicht Strafe sein, Sigismund," sprach sie und ließ die Hände sinken. „Aber höre! wenn ich zu Dir spreche: Gieb mir einen Kuß! so mußt Du es thun — denn Du kannst Dir vorstellen, daß mir so viel daran liegt ... so viel ... wie vorhin. Versprich mir das."

„Ja, liebe Agathe."

„Dafür versprech' ich Dir, daß ich es nie wieder thun will — nie wieder."

„Aber wenn ich Dich um einen Kuß bitte — was wirst Du thun?"

„Ich werde immer thun, was Du wünschest," entgegnete sie, und die Trauer auf ihrem Gesicht machte einer wunderholden Freundlichkeit Platz. „Und jezt bleibst Du hier? nicht wahr?" fragte sie.

„Ich habe meiner Schwester versprochen bei ihr zu Mittag zu essen," antwortete er.

„O nicht bei Deiner Schwester!" rief Agathe ängstlich; „iß bei uns, Sigismund."

„So muß ich ihr doch sagen, daß ich nicht komme."

„Ja, thue das! aber komm' bald wieder; denn Deine Schwester mag mich nicht."

„Sie mag Dich nicht?" rief er befremdet.

„O, sie mag nicht, daß Du mich heirathest! ich bin ihr für Dich nicht reich und vornehm genug. Sie meint, Du könntest eine ganz andre Partie machen — was ich freilich auch sehr gern glaube."

„Eine Partie machen!" rief Sigismund; „aber ich will gar keine Partie machen! Heirathen will ich! ... und zwar Dich, Agathe!"

Er umarmte sie und ging. Sie sprang an das Fenster und blickte ihm nach, wie er dahin ging, fest, rasch, mit wenigen Bewegungen. Ihr schien, als habe sie nie Jemand so sicher und ruhig gehen sehen. So lange sie ihn sah, fühlte sie sich froh und leicht; als er verschwand, als sie ins Zimmer zurücktrat, als sie die himmelblauen und goldnen Scherben des Flacons gewahrte, fiel ihr Herz gleichsam in namenlose Beklommenheit zurück. Sie grämte sich, daß Sigismund ihr nicht das Flacon hatte geben wollen, daß sein Wunsch, es zu behalten, größer war, als sein Wunsch, ihr eine Freude zu machen. „O wenn er es mir gegeben hätte," sagte sie halblaut, „so hätte ich es ihm ja auf der Stelle zurückgegeben! behalten wollte ich es gar nicht, nur wissen, ob das, was sein ist, auch mein ist."

Als die Mutter eintrat, fand sie Agathe am Boden knieend, und weinend die Scherben in ihrer Schürze sammelnd. Sie fragte, was ihr widerfahren sei? Agathe sagte nur, es thue ihr so leid, daß sie Sigismunds allerliebstes Flacon habe zu Boden fallen lassen, und dabei weinte sie, als wolle sie mit ihren Thränen die Erinnerung daran überfluten. Das sind unsre bittersten Schmerzen, die, welche wir Keinem anvertrauen mögen, weil wir sie in uns selbst nicht zum Bewußtsein kommen lassen mögten.

Sigismund fühlte sich mißgestimmt. „Es liegt doch etwas Krittliches, Kleinliches, Eifersüchtelndes im Frauencharakter," sprach er zu sich selbst. Sein Besuch bei seiner Schwester erhöhte diese Mißstimmung; sie machte ihm Vorwürfe, daß er sie um seiner Braut willen vernachlässige; — sehr zärtlich, sehr freundlich that sie das; die Intimität eines halben Menschenlebens, ihre lange vertrauliche, durch die

Kindheit und erste Jugend fortgesetzte Freundschaft rechnete sie ihm vor, welche jezt durch eine Bekanntschaft von sechs Monaten in Schatten gestellt werde. Sie war eine sehr hübsche und elegante Frau, durch die günstigen Verhältnisse ihres Mannes in eine glänzende Lage versetzt. Wie das zuweilen geht zwischen Geschwistern, so ging es auch hier: eins von ihnen ist der Liebling der übrigen — bald ist es das älteste, bald das jüngste, bald der einzige Bruder oder die einzige Schwester, bald nichts von dem Allen, sondern eben nur der allgemeine Familienliebling; für den ersinnen sich die übrigen ganz besondre Schicksale voll Glück und Segen und Glanz, und malen seine Wege mit so idealischen Farben aus, wie sie ihn selbst in eine Glorie der Vollkommenheit stellen. Sucht er dann auf ganz gewöhnlichen Pfaden und zwischen gewöhnlichen Verhältnissen sein Glück, so liegen die unter der Erwartung der Geschwister, und sie fühlen sich ein wenig gedemüthigt in ihren hochfliegenden Hofnungen. Wirft er sich aufs Ungewöhnliche, so liegt das, wenn nicht über — doch außerhalb der Kreise ihrer Wünsche, und es verletzt sie, daß er etwas ergriffen hat, was sie nicht für ihn ausgedacht. Und dies Alles aus lauter Liebe! — Sigismunds Schwester fand, daß Agathe durch ihre Heirath ein namenloses Glück mache, zu welchem sie durch nichts berechtigt sei. „Es ist ein hübsches gutes Kind,“ sagte sie oft zu ihrem Mann, „doch ich dächte, mein Bruder dürfte wol andre Ansprüche machen.“ — Und jezt fand sie sich in ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit beeinträchtigt um Agathens willen! Geschwisterliebe ist ein geliehenes Gut; sie kann so lange genügend, ja, exclusiv sein, bis das Herz zur Erkenntniß gekommen. Ist das geschehen, weiß es, was es fodern — oder

besser, was es geben kann: so tritt die geschwisterliche Liebe in ihre Schranken zurück, kann Trost, Freude, Beruhigung gewähren, aber nicht das unermeßliche Glück, nach welchem das Herz durstig worden ist, ach! oft ohne Befriedigung zu finden. Um Familien- und überhaupt alle intimen Verhältnisse in einer Sphäre zu erhalten, wo sie nicht allzu sehr vom dicken Staube der Alltäglichkeit zu leiden haben, ist nichts so nothwendig, als gewisse Fühlfaden an der Seele, welche auf manchen Punkten vor der lindesten Berührung sich zusammenziehen, und vor dem Vorwärtsdringen warnen. Wir haben auch solche Fühlfaden; wir empfinden auch ihre Einwirkung; dennoch übertäuben wir oft ihre Warnung, weil übertriebene Eigenliebe uns zuflüstert, daß wir mehr geben, als empfangen, daß Kälte und Mangel an Vertrauen uns gegenüber stehen. Das kann wol sein! aber der Bruder ist Mann, aber die Schwester ist Weib; tausend und aber tausend feine, unsichtbare und dennoch unzerreißbare Rücksichten weben eine leicht verletzliche Schranke. Ich glaube, daß die Menschen, um sich nur als Geschwister zu fühlen, immer in der Kinderstube bleiben müßten.

Sigismund hatte für die zärtlichen Vorwürfe seiner Schwester keine Antwort. Er versuchte mit ihr darüber zu scherzen, aber sie nahm die Sache tragisch, als sie sah, daß er sie lustig nehmen wollte — so, aus bloßem Widerspruchsgeist, der sich bisweilen wie eine nervose Irritation der Frauen bemeistert, und sie fast gegen ihren Willen Dinge thun und sagen läßt, welche sie hinterdrein herzlich bereuen. Ich habe sehr nachgedacht, woher das kommen möge; ich glaube, es ist, weil die Frauen sich nothgedrungen so sehr fügen und schicken, der fremden Meinung unterordnen, der fremden Ansicht folgen,

das Gegentheil von dem thun und lassen müssen, wie es ihnen ums Herz ist. All die heimlichen Protestationen, welche sie einreichen, und welche vom Schicksal nicht angenommen werden, sammeln sich in ihrer Seele auf, und bilden darin eine Opposition, welche nur darum bei erbärmlichen Kleinigkeiten hervortritt, weil sie es bei wichtigen Dingen nicht immer darf.

Um Vieles verstimmter, als er gekommen war, verließ Sigismund seine Schwester. Vor der Thür begegnete ihm sein Schwager, und hielt ihn am Arm fest.

„Was Teufel fehlt Dir, daß Du mich fast über den Haufen rennst?" fragte er.

„Frag' mich nur nicht!" rief Sigismund; „denn Deine Frau hat mich geärgert!"

„Meine Frau ist Deine Schwester," entgegnete Friedrich äußerst gelassen; „und wie kannst Du Dich überhaupt ärgern lassen? so lange Du das noch thust, bist Du nicht reif für die Ehe. Ich ärgere mich nie über meine Patienten; sie sind eben krank."

„Seelenunarten kann ich nicht Krankheit nennen," erwiderte Sigismund.

„Ich thue es, und ich befinde mich sehr wol dabei," entgegnete Friedrich. „Deine Schwester ist eine so gute Frau, wie eine! das hindert aber nicht, daß ich häufig Gelegenheit hätte, mich über sie zu ärgern. Oben hinaus will sie, immer oben hinaus .... und das hat denn doch seine Grenzen! da setz' ich ihr eine unerschütterliche, eiserne Ruhe entgegen" .... —

„Und reizest sie dadurch immer heftiger auf," unterbrach Sigismund; „nein, Freund! von solcher Ruhe kann eine Frau ganz desperat werden."

„Ich werde mich doch nicht mit ihr zanken sollen? Das ist ganz gegen meine Grundsätze."

Sigismund machte eine ungeduldige Bewegung.

„Es ist kalt hier draußen, nicht wahr?" sagte Friedrich; „komm zu mir, wir wollen schwatzen."

„Nein!" rief Sigismund, „heut komm' ich nicht zu Dir! heut hab' ich Unglück! es giebt solche verwünschte Tage, die im Kalender eines schadenfrohen Dämons übel angestrichen sein müssen — und ein solcher ist der heutige."

„Was hast Du denn mit der Auguste gehabt?" fragte Friedrich bedächtig.

„Sie ist eifersüchtig auf Agathe! ich bitte Dich, bringe ihr doch bei, daß die Eifersucht nicht in geschwisterliche und freundschaftliche Verhältnisse gehört, sondern zur Liebe, zur Ehe" .... —

„Den Teufel auch!" rief Friedrich; „Eifersucht zur Ehe; ein horrender Gedanke, der! besonders in meinen Verhältnissen. Nein! wenn meine Frau eifersüchtige Launen haben will, so gönne ich sie Dir von ganzem Herzen, lieber als mir — Denn ein Bruder fragt doch weniger danach, als ein Mann. Adieu, mein Alter."

Er ging ins Haus, und Sigismund zu Agathen.

Agathe hatte so heftig geweint, daß ihre Augenlider noch ganz roth und geschwollen waren, und daß ihre Stimme noch das leise Zittern hatte, das nach starkem Weinen eine Zeitlang währt. Davon wissen die Männer nichts — schon darum nicht, weil sie nicht zu weinen pflegen. Thränen sind ihnen nun einmal verhaßt. Bei sich selbst schämen sie sich ihrer, weil sie als weibische Schwäche sie betrachten; bei den

Frauen sind sie ihnen unerträglich, theils weil sie allzu gerührt durch deren Thränen werden — was ihnen wieder weibisch vorkommt — theils weil sie der Aufrichtigkeit dieser Thränen mißtrauen. Das Aeußerste, was ein Mann in dieser Beziehung für eine Frau thut, ist, daß er sie weinen läßt, ohne ihr darüber Vorwürfe zu machen. Hat er ihr das gestattet, wie man einem verzogenen Kinde stillschweigend eine Unart nachsieht, so soll sie dafür, wenn sie sich kaum die Augen abgetrocknet hat, flugs fröhlich und freundlich sein. Könnte sie das sein, so wären ihre Thränen wirklich nur aus einer Unart, nicht aus einem Schmerz entsprungen, und die Männer begreifen nun einmal nicht, daß man aus Schmerz weint. Begriffe es einer, so würde er mild gegen die Thränen sein. Aber es giebt Punkte, in denen der Mann und das Weib sich gegenseitig durch und durch unverständlich sind, und aller Mühe ungeachtet auch bleiben werden. Das rührt nicht von der Erziehung, von den Gesetzen der Welt und der Gesellschaft her; es liegt an der geistigen und körperlichen Organisation: von seinem Geschlecht kann keiner sich losreißen, und das Geschlecht ist an gewisse Bedingungen geknüpft, die sich ewig gelten machen. Je größer die Liebe, um desto tiefer wird das gegenseitige Verständniß sein; doch auf ein vollständiges rechne nur Niemand. Es giebt gute Momente; da kann man sagen: „Siehst Du! so und so und so bin ich, denk' ich, fühl' ich; hast Du das begriffen?" — Und der Andre wird mit Ueberzeugung Ja! sagen, und dennoch nach fünf Minuten handeln, als ob er Nein! gesagt hätte. Das ist um sich todt zu grämen! Kämen wir gleich beim ersten Schritt ins Leben zu dieser Erkenntniß, so würden wir vielleicht wirklich durch sie überwältigt und zerknickt werden; aber die

Schule der Enttäuschung ist so lang, und wir sind so ungemein wißbegierige Schüler, daß wir selbst nicht auf der Schwelle zusammensinken mögen.

Agathe hatte eine sanfte Seele und ein liebendes Herz; sie empfing also Sigismund sehr freundlich, nur aber fröhlich, so wie sie sonst zu sein pflegte, und wie er sie immer gesehen, fröhlich war sie nicht. Bisher war zwischen ihr und Sigismund die vollkommenste Einigkeit gewesen; die Ueberzeugung, daß zwei Wünsche, zwei Willen bei ihnen existiren, und von jedem bis zur letzten Consequenz durchgeführt werden könnten, drängte sich wie ein Stachel in ihre Brust. Sie dachte nicht daran, ob er Unrecht habe, oder sie; auch nicht, worin es bestehe; sie dachte nur: O Gott, wie ist es möglich, daß ich nicht ganz glückselig bin, wenn Er da ist! — Durch nichts wird eine Frau so traurig, als wenn sie sich das zum ersten Mal eingesteht. Was für Schmerz und Weh und Leid ihr auch widerfahren möge: damit ist nichts zu vergleichen! es ist doch Alles höchstens nur der Verlust einer Welt; aber jenes Gefühl ist der Untergang der ganzen goldnen, seligen, unerschütterlich gewähnten Liebeswelt. In der Ehe — da sind denn die Kinder dazu da, um den Stachel minder fühlbar zu machen, so heißt es; so spricht der Mensch, der sich nun einmal entschlossen hat, mit seinen Schmerzen fertig zu werden. Aber vor der Ehe, wenn man das Herz in die Liebe getaucht hat, wie in das Weltmeer, dessen Küsten man nicht kennt — wenn man jung und stark genug ist, um nicht an Ersatz zu glauben und um Trost zu verschmähen — welche wolklingende, halbwahre, oberflächliche Redensart spricht da der Mensch? Am Besten ist's noch, wenn er die Achseln zuckt und schweigt.

Die Rückwirkung von Agathens Niedergeschlagenheit auf Sigismund war heftig. Sonst neben ihr wie unter dem lichten blauen Himmel, fühlte er sich jezt wie unter einer Wolke, und der Gedanke, daß seine Anwesenheit sie nicht mehr durch und durch erfreue, daß sie sich gegenseitig weh gethan, daß er sie verlezt, daß sie um ihn geweint habe — lag lähmend auf seinem Herzen. Indessen, er verstand mehr, sich zu beherrschen, als die junge unerfahrne Agathe. Er wollte nicht die Nebel, die zwischen ihnen aufdämmerten, sich verdichten lassen. Er gab sich die größte Mühe, Agathe heiter zu stimmen, indem er mit ihr Plane für die Zukunft machte, und sie so rosenroth ausmalte, wie seine Liebe für sie es ihm gestattete. Er war sehr gesprächig, sehr herzlich, sehr theilnehmend, sehr munter — und dadurch sehr liebenswürdig, weil sein gewohnter Ernst dabei zerschmolz und in den Hintergrund trat, wie die Gletscher in einem Alpenthal. Und Agathe widerstand dieser Liebenswürdigkeit nicht. Die unruhigen Wellen ihres Herzens legten sich. Sigismund war der Zauberer, der sie zur Ruhe sprach. Sigismund war der Stern, der das Gewölk in ihrem Innern lichtete.

„Sigismund!" rief sie; „o, ich liebe Dich."

Sie warf die Arme um seinen Hals; sie sah ihn an, so fest, so lang, so tief, als ob sie mit dem Blick in seine Seele hinein gleiten wollte.

„Wol mir!" sagte Sigismund. Aber er sagte es nicht triumphirend, sondern erschöpft; es klang wie ein Seufzer, nicht wie ein Jubelruf.

Agathe strich leise mit der Hand über seine Stirn. Er fragte:

„Was ist da?'

„Ich weiß nicht," entgegnete sie, „aber Etwas ist da, was ich wegschaffen mögte."

„Falten, Agathe?"

„O nein! ich weiß nicht, was es ist! sag' es mir, Sigismund."

„Kind! Kind!" sagte er lächelnd, „grabe doch nicht so in die Tiefe! da giebt's ja Särge und Leichen."

„Ja," rief sie lebhaft, „und deren Gespenster kommen auf die Oberwelt, und ich mögte sie verscheuchen."

„Was meinst Du eigentlich?" fragte er und sah sie ein wenig befremdet an.

„O! daß ich Dich liebe, Sigismund!" sagte sie sanft.

Als er Agathe in ihrer Liebe bestärkt und beruhigt sah, that er einen langen innerlichen Athemzug, als fühle er sich von einer Sorge befreit.

Später kam seine Schwester mit ihrem Mann. Sie sagte freundlich:

„Wenn Du mich nicht aufsuchst, lieber Sigismund, so such' ich Dich auf — verwöhnter Mensch, der Du bist. Wir können nun einmal Alle nicht von Dir lassen."

Das rührte und erfreute ihn. Sein Herz hob sich wieder, um aus der Beklommenheit herauszutreten, die ihn den ganzen Tag umspannt gehalten. Diese Frauen, Auguste und Agathe, beide so verschieden, und einander so fremd im innersten Wesen, schienen sich nur in der Liebe zu ihm zu begegnen und zu verstehen. Die Schwester freute sich an der Adoration, mit der die Braut zu ihm emporsah; und die Braut an der huldigenden Zärtlichkeit der Schwester. Ihm wurde wol, er fing an, sich heimisch zu fühlen. Plötzlich fragte ihn sein Schwager:

„Bist Du denn nicht in Berlin der Tosca Beiron begegnet? sie soll ja da sein — hört' ich heute."

Sigismund war zu Muth wie Jemand, der dem Ufer nah in den Strudel der Wellen sich zurückgerissen fühlt. Er sagte entschlossen:

„Ich wohne mit ihr in demselben Hause und habe sie öfter gesehen."

„Und das sagst Du mir nicht!" rief Friedrich; „aber nun erzähle! wie sieht sie aus, wie geht's ihr, wie lebt sie? hat sie wirklich einen alten kränklichen Mann? Tosca Beiron mußt Du wissen, Gustchen — wandte er sich an seine Frau — war in Bonn meine Göttin, und Sigismunds erste Liebe, Fräulein Agathe" — sagte er zu dieser.

„Ich kann mir keine Person vorstellen," entgegnete Auguste, „die auf Euch Beide einen gleich tiefen Eindruck machen könnte."

„Das war er auch mit nichten!" sagte Friedrich; „ich behielt immer den Kopf oben; aber Sigismund war weg — rein weg. Sigismund bei einundzwanzig Jahren, als Student zu Bonn, Fräulein Agathe, war nicht der ernsthafte Regierungsrath zu Magdeburg, der Ihnen jezt zur Seite sitzt, und ich war damals auch ein ganz Andrer."

„Ich glaube gar, Du seufzest," rief Auguste. „Wenn ich mit Dir zufrieden bin, so wie Du jezt bist, so seh' ich nicht ein, was Du zu seufzen hast."

„Es ist eine ganz schlechte Gewohnheit," sagte Sigismund, „bei der Erinnerung an die Jugendzeit zu seufzen. Wir sollten lieber lachen, daß wir ihre Freuden gehabt haben, und daß ihre Thorheiten hinter uns liegen."

„Aber Sigismund — wer ist Tosca Beiron?“ fragte Agathe.

„Erlauben Sie mir Ihre Frage zu beantworten!“ nahm Friedrich schnell und neckend das Wort; „den armen Sigismund dürfte es verlegen machen.“

„O!“ rief Sigismund, „es wäre übel mit mir bestellt, wenn ich um jedes Frauenzimmer verlegen werden sollte, das mir gefallen hat.“

„Gefallen hat!“ rief Friedrich lachend; „das nennt er gefallen hat! Fräulein Agathe, die Zeiten sind längst vorüber, und ein Student hat ein andres Herz als ein Mann, aber glauben Sie mir: Ihr Sigismund war dermaßen ernsthaft verliebt in Tosca Beiron, wie zu seiner Zeit von den sechshundert Studenten zu Bonn nicht ein einziger verliebt war.“

„Das gefällt mir von meinem Bruder!“ sagte Auguste.

„Würd' es Dir auch von Deinem Mann gefallen?“ fragte Friedrich.

„Gewiß!“ entgegnete sie, „lieber tüchtig, als matt verliebt sein.“

„Gustel! so spricht eine alte Ehefrau aus der temperirten Zone des ehelichen Lebens heraus,“ sagte ihr Mann. „Eine Braut wird immer wünschen, daß ihr Herzliebster wo möglich gar nicht — oder doch nur so matt wie möglich verliebt gewesen sei, bis er ihr gegenüber in Flammen steht. Gelt, Fräulein Agathe?“

„O Himmel, Sigismund! wer ist Tosca Beiron?“ sagte Agathe und faltete bittend ihre Hände gegen ihn zusammen. Es war ihr unmöglich, auf Friedrichs Scherze einzugehen. Sie konnte das sonst, zuweilen, wenn sie grade recht fröh-

licher Laune war. Die gehört dazu, um solchen Neckereien zu begegnen, welche manche Menschen die Gewohnheit haben gegen ein Brautpaar, und vorzugsweise gegen die Braut zu richten. Eine gräßliche Gewohnheit! ganz genügend, wenn man glücklich ist, einem die neckenden Leute — und wenn mans nicht ist, einem den Bräutigam unerträglich zu machen.

„Sie ist die Frau des General Beiron,“ antwortete Sigismund, „lebt diesen Winter in Berlin, und ich habe unsre durch zwölf Jahre unterbrochene Bekanntschaft wieder angeknüpft, weil wir in demselben Hause wohnen, und weil ich ihr — oder eigentlich ihrem Mann — eine kleine Gefälligkeit erzeigen durfte.“ — Er erzählte darauf den Wechsel seiner Wohnung, und Agathe hörte ihm mit gespannter Theilnahme zu.

„Und ist sie denn noch schön?“ fragte Auguste.

„O wunderschön!“ entgegnete Sigismund; „es ist vielleicht zu viel Licht in dem Antlitz; die Augen, die Farben, die Zähne, die Lippen, das Haar — Alles ist Glanz, nirgends Schatten! aber es ist der Glanz des Diamants. Und so ist auch ihr Wesen, ihr Blick, ihr Lächeln, ihre Stimme — nichts Dunkles in der ganzen Erscheinung.“

„So war sie schon damals!“ rief Friedrich; „ganz genau so! mirakulös, daß sie sich so gut conservirt hat! die Blondinen verblühen meistens mit fünfundzwanzig Jahren, und sie muß wol dreißig sein.“

„Ah, sie ist schon dreißig Jahr alt?“ rief Agathe mit einem freudigen Seufzer.

„Ich schmeichle mir,“ sagte Auguste, „daß ich mit meinen dreißig Jahren nicht blos gut conservirt aussehe, was bei-

läufig eine ganz unerträgliche Redeweise ist, lieber Friedrich, sondern sehr bezaubernd."

„Es ist eine alte Erfahrung," sprach Sigismund lächelnd, „daß die Bezauberung völlig unabhängig von Jugend und Schönheit sein kann. Cleopatra war eine kleine magre schwarze Frau: Prinzessin Eboli hatte nur ein Auge; Diane de Poitiers hätte bequem die Mutter ihres königlichen Geliebten sein können. Die Bezauberung fängt eben da an, wo die gewöhnlichen Mittel um zu gefallen aufhören."

„Das ist recht tostreich für uns!" rief Auguste.

„Ach nein!" sagte Agathe; — „man müßte denn das Bewußtsein eines Zaubermittels in sich tragen."

„Ich weiß etwas," sagte Friedrich, „worauf solch' ein Zauber sich wesentlich stützt. Aber Ihr werdet mich Alle dermaßen anschreien, daß ich es Euch nicht zum Besten gebe."

„O ich errathe schon, was das ist!" entgegnete Auguste; „Geist, Güte, Grazie — dies Kleeblatt, welches Ihr uns immer in vollen Sträußen anwünschet, und an welchem Ihr doch häufig so gleichgültig vorüberstreift."

„Sehr natürlich!" erwiderte Friedrich neckend. „Geist? — unbequem! Güte? — langweilig! Grazie? — überflüssig! am Heerd und in der Kinderstube total überflüssig! — Nein, Gustel, das war schlecht gerathen! denk' Dir was Andres aus!"

„Ich verstehe gar nicht zu rathen," sprach Agathe bittend; „sein Sie gut! sagen Sie mir das Mittel."

„Gut denn! ich werd' es sagen! Paßt auf und glaubt mir," sprach Friedrich. „Die Gesundheit ist's."

„Das nenn' ich wie ein Arzt gesprochen!" rief Auguste.

„Wie ein Menschenkenner, liebes Kind,“ entgegnete ihr Mann gelassen, „was freilich synonym mit Arzt ist. Ich sage Euch: ohne Gesundheit, ohne die Frische, die Kräftigkeit, die Unverwüstlichkeit der leiblichen Organisation ist gar keine Verzauberung möglich. Ja, die schöne Eboli hatte nur ein Auge! ja, die schöne Diana war vierzig Jahr alt! und geweint, und gesorgt, und sich gegrämt haben Beide gewiß in reichlichem Maß — denn umsonst ist Niemand bezaubernd! das merkt Euch, und man muß dafür zahlen mit Schmerzen und Thränen! — aber was schadet das? die schönste Gabe des Himmels, eine unzerstörbare Gesundheit, machte, daß sie durch Sorgen, Unruh und Aengste nicht häßlich wurden. Eine Frau kann ein halbes Jahr in Thränen zerschmelzen, und es wird ihrer Schönheit bei Weitem weniger Eintrag thun, als wenn sie drei Tage den Magenkrampf hat. Gesund muß sie sein! in einem welken und gebrechlichen Körper ist der Seele schlecht zu Muth, hat sie nicht ihre Fähigkeiten, ihre Gaben rund und klar und frisch beisammen! weder die leiblichen noch die geistigen Grazien können hervortreten. Der Geist ist ohne Spannkraft, ohne Energie; in lahmen, mürrischen oder sentimentalen Launen schleicht er dahin — matt wie der Puls, der das Blut nur nothdüftig durch die Adern treibt, so daß das Auge nicht stralen, die Wange nicht glühen kan. Wenn ich von einer ungewöhnlich schönen und liebenswürdigen Frau höre, so schreib' ich flugs sieben Achtel ihrer Herrlichkeit ihrer guten Gesundheit zu, und freue mich einen Beruf gewählt zu haben, der dies Fundament aller Vortreflichkeit im Menschengeschlecht herzustellen oder zu begründen strebt. Gewiß hat Tosca Beiron eine wundervolle Gesundheit.“

Sigismund lachte hell auf, klopfte seinen Schwager auf die Achsel und sagte zu seiner Schwester:

„Straf' ihn Lügen, liebe Auguste, weil er vorhin gesagt hat: ein Mann hat ein andres Herz als ein Student. Glaube Du mir: er hat noch ganz dasselbe wie vor zwölf Jahren! da fing er auch seine Reden mit Galenus, Boerhave und Paracelsus an, und endete sie unfehlbar mit Tosca Beiron."

„Ich mögte sie wol sehen," sprach Agathe.

„Uns würde sie nicht verzaubern, liebe Agathe," rief Auguste. „Frauen, die allen Männern gefallen, gefallen uns nicht."

„Sehr natürlich!" sprach Friedrich; „Ihr beneidet sie."

„Neid? weil sie Euch gefallen?" sagte Auguste spöttisch. „Ach nein! das gelingt Jeder, die es darauf anlegt; und eben diese Koketterie ist's, welche uns Andere abstößt."

„Euch Andere, die Ihr nicht kokett seid; nicht wahr, Gustel, das willst Du sagen?" sprach Friedrich. „Liebes Kind, wenn Dirs nur einer glaubte! Koketterie ist Euer Fach, Eure Bestimmung, Eure Neigung, Eure Glorie. Ihr sollt und wollt gefallen — dazu seid Ihr von der Natur bestimmt. Eine Frau, die keinem Mann gefällt, ist ein unglückseliges Geschöpf, eine mißrathene Creatur, ein Monstrum" .... —

„Welche Uebertreibung!" unterbrach Auguste ihn verdrießlich. „Was Du eine mißrathene Creatur nennst, ist oft ein liebes bescheidenes Wesen, das sich nicht vordrängt, nicht breit macht, nicht ihre kleinen Vortreflichkeiten herausstellt, dafür von Euch übersehen, aber von uns mit den allerfreundlichsten Augen angesehen wird."

„Das glaub' ich gern!" rief Sigismund lachend.

„Und was hat das liebe bescheidene Wesen davon, daß Ihr sie freundlich anseht?" fragte Friedrich.

„Du bist allzu impertinent, Friedrich!" sagte Auguste geärgert.

„Ich würde mich und jeden Mann heftig bedauern," sagte Sigismund, „der nur seinem Geschlecht gefiele. Das läßt eine überwiegend plumpe, bärenhafte, brutale Natur voraussetzen, die Euch durch und durch zuwider ist; aber es schließt freilich nicht gewisse Verdienste und eine gewisse Tüchtigkeit aus, die wir zu schätzen wissen. Wenn ich von Jemand sagen höre: Er ist ein prächtiger Junge! oder auch: Er ist ein guter Kerl! — so weiß ich schon, daß ihm die Bärentatzen zu schaffen machen, wenn er auch zwölf Paar gelbe Handschuh über einander zöge, und daß er den Frauen ein Greuel sein wird. Nun sag' mir, liebe Auguste, was hat der arme Teufel davon, daß ein Paar von uns sagen: Er ist aber doch ein guter Kerl! — Ihr müßt ein lobendes und beifälliges Wort über uns sagen; das erquickt, das erfreut, das giebt Sicherheit, Feinheit, Takt, endlich gar — Glück! — Und das sollte bei Euch anders sein?"

„Lieber Sigismund," erwiderte Auguste, „gefallen wollen und kokettiren hat mit dem Glück nichts zu schaffen."

„Wer weiß!" entgegnete er; „man muß der Koketterie nur keine böswillige Bedeutung beilegen, ihr keine heuchlerische Absicht unterschieben; was ist sie dann anders, als eine graziöse Geschicklichkeit, liebliche und einnehmende Gaben herauszustellen, und das am rechten Ort thun — kann tiefes Glück begründen."

„Aber welch' ein Studium, welche Absichtlichkeit und Berechnung läßt das voraussetzen!" rief sie.

„Nichts von dem Allen!" sagte Sigismund; „dafür habt Ihr Euern wundervoll feinen Instinkt! Nämlich die Begabten unter Euch haben ihn! die gemeinen und schwerfälligen Naturen machen aus dem reizenden Scherz der Kokketterie eine plumpe abstoßende Berechnung, die oberflächlichen ein ödes gedankenloses Spiel, die eiteln ein leichtsinniges" ... —

„Und was sollen wir denn eigentlich daraus machen, Sigismund?" fragte Agathe ganz ernstlich.

„Bravo, Agathe!" rief Auguste schadenfroh.

„Eure schöne, liebenswürdige Natur sollt Ihr zeigen," entgegnete Sigismund; „sollt nicht prüde thun, wie vorhin mein Schwesterchen gegen die Frauen, welche uns gefallen; sollt nicht die prächtigen unter Euch beneiden, und die alltäglichen herausstreichen, was, beiläufig gesagt, ein ganz abgebrauchtes Mittel ist; kurz, lieblich sollt Ihr sein."

„O," rief Auguste, „wie kannst Du das S e i n Kokketterie nennen!"

„Nicht das Sein — das Zeigen!" sagte Sigismund.

„Ich nenne nur das Scheinen so," entgegnete sie.

„Es ist umsonst, Sigismund!" sprach Friedrich; „gegen manche Dinge, Worte, Personen, haben die Frauen Vorurtheile, und es ist leichter, eine Welt von Männern zu bekehren, als das Vorurtheil einer einzigen Frau zu besiegen. Auguste hat sich nun einmal entschlossen, der Kokketterie ihren Platz im tiefsten Höllenpfuhl anzuweisen. Da könnte unser Herrgott sie des Paradieses würdig erachten; Auguste würde sprechen: Unser Herrgott thut sehr übel daran. Und das geschieht, um mir einen Beweis ihrer Aufrichtigkeit zu geben, ihrer himmelklaren Gesinnung, welche jede Schminke verachtet, jeden Um- und Nebenweg verschmäht, jede Huldigung abweist.

Und das soll ich glauben! O Ihr Frauen! wenn's Euch möglich wäre, aufrichtig zu sein, so wärt Ihr göttlich" .... —

„Und folglich viel zu gut für Euch!" unterbrach ihn Auguste. „Ihr könnt so wenig unsre Aufrichtigkeit vertragen, daß wir sehr gescheut daran thun, Euch nicht zu tief in unsre Gefühle, sogar für Euch selbst, einzuweihen. Das macht Euch auf der Stelle gleichgültig. Eigenliebig, wie Ihr nun einmal im erschreckendsten Grade seid, denkt Ihr alsbald: „So hoch liebt sie mich nur? so tief liebt sie mich nur? Aber da sind ja Schranken und Grenzen! Nein, ich muß ganz anders geliebt werden! Wollen es mal mit einer Andern versuchen." Was Euch fesseln sollte, stößt Euch ab, Euch verkehrte Leute! und wenn wir Takt genug haben, unsre Seele vor Euch zu verschleiern, um Euch Euer Glück zu bewahren, so klagt Ihr, wir wären nicht göttlich genug für Euch. Das ist zum Todtlachen!"

„Ach! zum Todtweinen eher!" rief Agathe.

„Nun grämt sich dies arme unschuldige Kind," sagte Auguste lachend. „Tröste sie doch, Sigismund. Sag' ihr doch, das, was ich gesagt habe, sei nicht wahr. Sie wartet ja nur auf ein halbes Wort von Dir, um auf dessen Wahrheit zu schwören, und um meine Wahrheiten Blasphemie zu nennen."

„Es ist doch etwas Traurig=Wahres in ihnen!" entgegnete Sigismund; „es paßt auf die allgemeinen Fälle, aber Jeder behauptet, für seinen besondern Fall sei eine Ausnahme zu machen."

„Und glaubst Du nicht an solche Ausnahme, Sigismund?" fragte Agathe dringend.

„Ich hoffe auf sie, liebe Agathe," sprach er freundlich.

„Ich wüßte aber doch gern noch mehr von Tosca Beiron," hub Friedrich wieder an; „erzähle mir von ihr, von ihrem Mann, ihren Verhältnissen" ... —

„Ach!" rief Auguste, „Du wirst langweilig! wie kannst Du Dich so lebhaft für eine Frau interessiren, die Du in zwölf Jahren nicht gesehen hast?"

„Ich dächte, Gustel, das müßte Dir angenehmer sein, als wenn ich sie in zwölf Tagen nicht gesehen hätte," antwortete Friedrich.

„Nein!" entgegnete sie; „diesmal will ich aufrichtig sein und Dir sagen, daß solche unvergeßliche Personen mich geniren. Gegen eine so lange Erinnerung kann nichts — nichts in die Schranken treten, und die Gegenwart am wenigsten, weil grade deren Mangelhaftigkeit uns den Erinnerungen gegenüber doppelt fühlbar wird."

Bei jedem Wort seiner Schwester fühlte Sigismund sein Herz schwerer und immer schwerer werden. Er dankte ihr und dem Himmel, als sie sich sofort mit einer Frage nach Liszt an ihn wendete, und ihn auffoderte von ihm zu erzählen, wie er gespielt habe, und was.

„Schuberts Ave Maria hat er gespielt," antwortete Sigismund.

„Weshalb ist Dir das besonders im Gedächtniß geblieben? war es vorzugsweise schön?" fragte Agathe.

„Es war Alles schön!" entgegnete Sigismund ausweichend; „ich hab' Euch den Conzertzettel mitgebracht — da könnt Ihr sehen, was er gespielt hat."

Er zog sein kleines Portefeuille aus der Tasche und nahm den Zettel heraus.

„O wie verbraucht sieht Dein Schreibtäfelchen aus!“ rief Agathe. „Ich werde Dir ein anderes arbeiten. Zeig' her! ich will genau das Maß nehmen.“

Sigismund gab es ihr.

„Darf ich wol ein wenig darin blättern?“ setzte sie neugierig hinzu.

„O sehr gern,“ erwiderte er; „es ist nur gar nichts drin, was Dich unterhalten könnte. Auf der einen Seite ein Paar Visitenbillets, auf der andern ein Paar Thalerscheine.“

Agathe hatte mit der äußersten Geschwindigkeit die Papiere durch ihre Finger gleiten lassen.

„Und das?“ fragte sie plötzlich, „was ist das für eine getrocknete Blume?“ Sie nahm aus der Tiefe des einen Seitentäschchens die Tazette heraus, welche am Neujahrstag aus Toscas Blumenstrauß gefallen war, und welche Sigismund wirklich ganz und gar vergessen hatte — nicht aus Vergeßlichkeit, sondern weil er des dürren Erinnerungszeichens an Tosca nicht bedurfte.

„Was ist das für eine Blume?“ wiederholte sie.

„Eine Tazette!“ sagte er gedankenlos.

Agathe sah ihn rasch mit tief fragendem Blick an; darauf schlug sie eben so rasch die Augen nieder. Sie wollte nicht in Sigismunds Augen lesen, daß seine Gedanken nicht bei ihr waren. Sie hielt die arme Tazette krampfhaft zwischen ihren Fingern. Sie hatte Lust, sie in Staub zu zerreiben und unter ihre Füße zu werfen. Da fiel ihr das Flacon ein, und die Szene, welche darauf gefolgt war, und auf einmal fühlte sich das arme Mädchen in ihre Bestimmung eingeweiht: zu schweigen und zu leiden. Sie ließ die Tazette zwischen die Visitenbillets zurückgleiten, schloß

das Portefeuille, gab es sanft an Sigismund zurück und sagte:

„Ich werde Dir eins von violettem Maroquin mit goldnen Schnürchen machen; das trägt sich sehr bequem, und dann wirst Du es brauchen — nicht?“

Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Er fühlte sich innerlichst zerknirscht durch diese Selbstverleugnung, und durch seine Undankbarkeit; denn Freude darüber, daß sie nicht weiter fragte, hatte großen Theil an seinem innigen Dank: das verhehlte er sich nicht. „Aber ich bin ein Ungeheuer!“ sprach er immerfort heimlich zu sich selbst, während er laut eine muntere Unterhaltung mit seiner Schwester und ihrem Mann fortsetzte. Die Zeit wurde ihm lang, unermeßlich lang. Ihm war, als sei er bereits Wochen in Magdeburg gewesen. Die Gegenwart drückte ihn, und doch graute ihn vor der Rückkehr nach Berlin.

Erschöpft, wie von der mühseligsten Arbeit, verließ er Agathe am späten Abend, und so wie der gestrige ihn beruhigt hatte, eben so aufgeregt hatte ihn der heutige. Der ganze Tag war qualvoll gewesen .... qualvoll durch die unendliche Erinnerung an Tosca, die sich zwischen ihn und die arme Agathe wie eine Wolke drängte ... qualvoll durch die Sorge, Agathen weh gethan zu haben in Allem, was er gesagt, und nicht gesagt .... qualvoll durch die Vorwürfe, die er sich selbst nicht sparte über seine Kälte gegen die Liebe eines so jungen, frischen, zärtlichen Herzens. Er hatte nie eine leidenschaftliche Neigung für Agathe gehabt; aber er hatte sich auch sonst noch nie darüber entsetzt, daß er sie nicht habe. Jung, schön, intelligent, von tiefem Gefühl, einfach und anspruchlos erzogen, wie Agathe war, konnte er unmög-

lich an einem häuslichen Glück, an einer zufriedenen Ehe mit ihr zweifeln. In dieser tiefen Zuversicht hatte er ihr seine Hand geboten .... und durch die Begegnung mit einer Frau, welche die Gattin eines Andern war, und von der er gar nicht wußte, ob sie andre, als gleichgültige Gesinnungen gegen ihn hege — war diese Zuversicht im Fundament erschüttert. Er stellte die beiden Frauen neben einander; er führte sich Alles vor die Seele, was zu Agathens Gunsten sprach. Ja, Tosca war zehn Jahr älter! war verwöhnt durch die Welt und die Menschen! machte Ansprüche, hatte Wünsche, welche Agathen vielleicht ewig fern bleiben würden! — Aber wenn er sich die Möglichkeit dachte, sie die Seine nennen zu dürfen, wie Agathe es werden sollte: so kam ihm auf einmal das Leben durchstralt und verklärt vor, und zu einer Sphäre emporgehoben, die sich zu seinem gewohnten Zustand verhielt, wie der volle Mittsommertag zu einem stillfreundlichen Herbsttag; — so fluteten ihm namenlose Freudigkeiten durch die Seele, wie Naphthaquellen, unauslöschlich, flammend; — so erschien ihm sein ganzes Dasein klar, abgerundet, ein Weg zu ihr, ein Streben nach ihr, befriedigt und beseligt durch sie, die ihm die Krone des Lebens reichen würde. Für sie würde die Anstrengung ein Reiz und der Ehrgeiz ein Genuß sein. Weil sie fliegende Wünsche und große Ansprüche hatte, weil sie vom materiellen Leben nichts kannte, als Sammt und Atlas, so wär' es ihm eine Wonne gewesen, sie wie eine Königin unter einen sammtnen Baldachin zu stellen. „Denn ich liebe sie!" sprach er ganz laut in der stillen Nacht, und fuhr zusammen bei dem Schall seiner Stimme, bei dem Wort, durch welches er von sicherm Glück sich schied, um ungewissen Qualen entgegen zu gehen. Die Arme fielen ihm schlaff

herab. „Nein!“ rief er dann plötzlich ermannt, „es soll und darf nicht sein! ist bei ihr die Macht, so sei bei mir die Kraft. Ich gehöre Agathen an; ich habe kein Recht mehr auf mich selbst.“

Kaum war es Tag, so eilte er zu Agathen. Freudig überrascht fiel sie in seine Arme. Er drückte sie heftig an sich und sagte beklommen:

„Agathe, liebe einzige Agathe! ich hab' eine Bitte, eine glühende, dringende Bitte. Heirathe mich heute, gleich, auf der Stelle.“

„Um Gottes willen, Sigismund, was ist Dir widerfahren!“ rief Agathe und blickte mit Angst in sein bleiches Antlitz, in sein tiefliegendes Auge, das von der schlaflosen Nacht und der bittern Seelenpein zugleich müde und fieberhaft aussah.

„Nichts! ich schwör' Dir — nichts!“ sagte er. „Es sind mir nur Gedanken gekommen von der Nutzlosigkeit unsrer ferneren Trennung. Wo ist Deine Mutter, liebe Agathe? hilf mir bitten, bis sie Ja sagt! ... Denn Du sagst Ja! nicht wahr?“

„Ich weiß nicht, Sigismund,“ entgegnete sie schüchtern; „aber ich werde die Mutter rufen.“ Sie ging.

„Gott lenke ihr Herz!“ dachte Sigismund. „In dem Bewußtsein, mein Wort nicht gebrochen und Agathens Glück begründet zu haben, werd' ich all' meine Kraft und Besonnenheit wiederfinden.“ — Agathe kam mit ihrer Mutter, und weniger stürmisch, doch ebenso dringend, legte Sigismund ihr seine Bitte ans Herz.

„Das ist ganz unmöglich,“ entgegnete die Justizräthin Gertner höchst gelassen, „denn Agathens Aussteuer ist nicht fertig.“

„Ums Himmels willen!“ rief Sigismund, „lassen Sie doch nicht von ein Paar unfertigen Kleidern das Glück meines Lebens abhängen.“

„Aber was soll denn diese unstatthafte Eile vorstellen?“ sagte die Justizräthin mißvergnügt. „In die ersten Tage des April war Ihre Hochzeit gesetzt; darauf hab' ich mich eingerichtet, und dabei muß es bleiben. Sie haben ja weder Dach noch Fach für eine Frau.“

„Ich hab' meine Wohnung!“ rief Sigismund; „drei freundliche Zimmer! was braucht Agathe mehr?“

„Küche, Keller, Kammern,“ erwiderte die Justizräthin. „Und was zahlen Sie für Ihre Wohnung?“

„Monatlich sieben Louisd'or,“ sagte Sigismund ein wenig ungeduldig.

„Da das jährlich vierundachtzig Louisd'or sein würden, und da man das Sechsfache von dem, was die Wohnung kostet, als ganz nothwendig zur Bestreitung des Hauswesens annimmt — die ungewöhnlichen und unvorhergesehenen Ausgaben abgerechnet — so ist Ihre jetzige Wohnung ganz gewiß zu kostbar für Ihre Verhältnisse, mein lieber Forster,“ sagte die Justizräthin.

„So können wir eine andre nehmen,“ rief er.

„Aber so warten Sie doch bis zum April,“ sagte sie ermahnend. „Das ist die Zeit, wo man Wohnungen fürs Jahr zu nehmen pflegt. Sie haben dann eine größere Auswahl, und bekommen sie obenein viel billiger, als wenn Sie nur monatweise sie nehmen. Gönnen Sie doch Agathen die Annehmlichkeit, in eine ruhige, geordnete Wohnung einzuziehen, in der es an nichts fehlt, und die ihr den Eindruck eines Hauses und ihres Eigenthums macht. So wie Sie jetzt ein-

gerichtet sind, mit lauter fremden Sachen, ohne Wirthschaft, ohne Hauswesen — da hinein findet sich kein verständiges, ordnungsliebendes Frauenzimmer. Das ist eine Art von Gasthofsleben, welches sich nicht für die Ehe schickt."

„Es würde ja nur auf kurze Zeit sein, liebe Mutter;" wandte Agathe schüchtern ein, da sie sah, daß die mütterliche Predigt keineswegs nach Sigismunds Geschmack war; „und ich würde mich recht gut darein finden, wenn er es wünscht."

„Dieser Wunsch ist wirklich nicht zu begreifen, mein bester Forster" .... — sagte die Justizräthin.

„Ich find' es in der That noch unbegreiflicher," unterbrach Sigismund sie lebhaft, „daß Sie Sich so sehr darüber verwundern. Wir sind jezt sechs Wochen verlobt, und die Zeit ist mir lang genug geworden, um zu wünschen, daß sie aufhören möge. Agathe lebt hier, ich lebe in Berlin; ich kann nicht so oft herüber kommen, als es uns Beiden lieb wäre; — die Heirath bringt das in Ordnung."

„Ich bin nicht für solche eilfertige Heirath, ohne vorhergegangenen Brautstand," sagte die Justizräthin sehr trocken, und fügte die hergebrachte Phrase hinzu: „Ihr müßt Euch doch Beide ein wenig kennen lernen, ehe Ihr Euch heirathet."

„Das geschieht viel gründlicher in der Ehe," versicherte Sigismund.

„Aber lassen Sie mir meine Tochter doch noch die zwei armseligen Monate!" rief die Justizräthin. Sie hatte nun einmal ihre Einrichtungen für die ersten Apriltage gemacht; pünktlich und bedächtig, wie sie war, schien es ihr Frevel, an dieser wolüberlegten Veranstaltung zu rütteln. Da sie durch ihre Gründe Sigismund nicht überzeugte, so nahm sie zur

mütterlichen Zärtlichkeit ihre Zuflucht, wol wissend, daß dies die lezte Epoche sei, in welcher der künftige Schwiegersohn auf dieselbe Rücksicht nehmen würde.

„Auf diesen Ausspruch darf ich freilich keine Bitte mehr folgen lassen," sagte Sigismund sehr niedergeschlagen; „aber Sie wissen nicht, Frau Justizräthin, wie weh Sie mir thun."

„Mein bester Forster," erwiderte sie begütigend und froh, weil sie den Sieg davon getragen, „wie kommen Sie, ein verständiger Mann, zu solcher kindischen Ungeduld? Das Gute trift ja immer früh genug ein, sobald wir nur sicher wissen, daß es eintrift, und wir haben das Glück um desto lieber, je länger wir uns danach gesehnt haben."

Sigismund konnte ihr nicht antworten, daß diese Sehnsucht aber zuweilen verschwinde, und daß es das höchste Glück des Glückes sei, wenn es grade im rechten Moment eintreffe; denn heute kann dasjenige Wonne bereiten, was morgen Angst bereitet, und das Ereigniß, das uns jezt als ein Segen trift, hätte ein Jahr früher ein Fluch sein können. Die Justizräthin erzählte ihm weitläufig, wie die Wohnung beschaffen sein müsse, die er zu wählen habe: nicht unten im Hause, da sei es leicht kellerhaft und feucht; und auch nicht zu viel Treppen hoch, das sei beschwerlich für die Wirthschaft; nicht unter den Linden, wo es wenigstens um ein Drittel theurer sei, aber auch nicht zu tief in der Stadt, weil die Abgelegenheit auch ihre großen Unbequemlichkeiten mit sich bringe. Dann ging sie auf die Meubles über, auf Tische und Stühle; ob von Mahagoni, ob von weniger kostbarem Holz. Zulezt auf das Küchendepartement! Sigismund wurde immer einsylbiger und einsylbiger. Vorgestern noch, vielleicht noch gestern, hätte er lebhaften Antheil an diesen kleinen Verhand-

lungen genommen, die allen Personen interessant sind, welche sich ihr Haus begründen wollen, weil sich dabei viel Eigenthümlichkeit des Geschmacks und der Neigungen offenbart. Je enger die Verhältnisse sind, um desto mehr nehmen sie den Charakter der Wichtigkeit an, denn es gehören Studium und Combinationen dazu, um mit beschränkten Mitteln auszulangen. In leichter Stimmung fühlt man diese Beschränkung nicht wie einen Druck; im Gegentheil! nur wie einen Reiz, um ihn zu besiegen. In trüber Stimmung wird ein unerträglicher Druck daraus! Ein schweres Herz ist gleichgültig gegen die materiellen Aeußerlichkeiten des Lebens, die ihm nicht anders als nebensächlich erscheinen können, und durch diesen höchst natürlichen Mangel an Theilnahme, den Andre sich freilich nicht erklären können, kommt er ihnen, und wol gar sich selbst, lieblos vor. Was lag Sigismund in diesem Augenblick daran, ob ein Tisch von Polixandre- oder von Tannenholz sei?

Agathe nahm seine Verstimmung wahr, und sie grämte sich darum. Sie hatte ihre alte Zuversicht zu Sigismund verloren. Der gestrige Tag, voll Unbehagen und Schmerzlichkeit; dann seine heutige übereilte Bitte, auf welche eine so große Abspannung, wie eben jezt folgte — brachte sie ganz aus ihrem Gleichgewicht. Sie hätte ihm gern etwas Herzliches gesagt; aber sie fürchtete, zu viel zu sagen. Sie hätte auch eben so gern geschwiegen; aber dann erfuhr sie noch weniger Sigismunds Gedanken, der gar nicht in mittheilender Laune zu sein schien. Am liebsten unzweifelhaft hätte sie geweint; aber sie schämte sich so zu weinen ohne bestimmten Grund.

Endlich ging die Justizräthin, um einen Blick in die Küche zu werfen, und Sigismund sprach ganz erschöpft:

„Liebe Agathe, spiele mir etwas auf dem Piano vor, das wird mir gut thun.“

„Ach Sigismund,“ sagte sie, „kannst Du mir denn wirklich nicht sagen, was Dir eigentlich geschehen ist? Schon vorgestern kamst Du mir vor, als habe man Dir etwas zu Leid gethan .... und heute noch mehr! und dazu Deine seltsame Bitte!“ ... —

„Agathe!“ unterbrach er sie, „sprich nicht wie Deine Mutter! Dir kann die Bitte unmöglich seltsam vorkommen, wenn Du mich lieb hast.“

„Ich meinte nur die heftige, fast angstvolle Art und Weise,“ entgegnete sie erröthend.

„Ich bin sehr heftig, Agathe, wenn ich's einmal bin,“ sagte er. „Und daher thut es mir bitter leid, daß Deine Mutter keine Rücksicht auf meinen glühenden Wunsch genommen hat. Es giebt Wünsche von so unerhörter Gewalt, daß sie vielleicht Fingerzeige des Schicksals sind, und daß an ihrer Erfüllung Leben und Tod hängen mag.“

„Sigismund!“ sagte Agathe mit bebenden Lippen, „Du ängstigst mich todt.“

Er nahm ihre Hände und drückte sie vor seine heiße Stirn. „Das thut gut!“ sagte er; „was hast Du für prächtig kalte Hände! O ängstige Dich nicht, Agathe! mir wird besser. Der plötzlich zurückgedrängte Wunsch machte mir ein flüchtiges Fieber.“

„Aber wie ist er nur so plötzlich in Dir aufgewacht?“ fragte sie.

„Ich dachte daran, wie das glücklich wäre, wenn ich Dich morgen mit mir nach Berlin nehmen dürfte. Dann wäre Alles abgethan, sicher und fest. Nun bin ich in ewiger

Spannung; ich mögte zu Dir, und kann nicht; nichts ist mir recht, weil ich weiß, daß es bald so ganz anders sein wird. Das einsame Leben ist mir zur Last, macht mich unruhig, und die Menschen... geben mir auch nicht die Ruhe, nach der mich so tief verlangt. Es ist eine zernagende Sehnsucht in mir, die sich zuweilen ins Unglaubliche, und immer ins Unsägliche steigert; — und der Gedanke, daß sie mich noch ganze Tage, Wochen, Monate, zernagen soll, macht mich unglückselig. In mir, vor mir, um mich, muß Alles klar und bestimmt sein: dann bin ich in meinem Element! dann kann ich ertragen, thun, handeln, auch leiden — wenn's sein muß! — nur aber die Schwankungen vernichten mich."

„O Sigismund, wie ist das traurig, daß eine süße Erwartung Dir zur Qual wird. Aber ich sehe doch wirklich keinen Grund zu Schwankungen um uns herum! was Du für heute gewünscht hast, wird in zwei Monaten statt finden: das ist ja ganz fest bestimmt."

„Du hast Recht! ich bin ein Thor, Agathe! ob heut, ob in zwei Monaten — darauf kommt im Grunde nichts an." Er richtete den Kopf auf, und hielt ihre Hände fest, während er das sagte.

„Ich werde Dich auszanken, Sigismund," rief Agathe ganz fröhlich, „daß Du Dich so nutzlos in einen Anfall von Spleen, und mich dadurch in tiefe Bekümmerniß versenkst. Bist Du denn oft in solcher Stimmung, sag' mir? Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich dabei benehmen werde, wenn ich Deine Frau bin! muß ich dann schweigen, oder reden, oder fortgehen, oder Dich zerstreuen, oder was sonst? — sprich!"

Während sie plauderte, war sein Blick auf ihre Hände gefallen. Agathe, wie die meisten jungen Mädchen, hatte

rothe Hände. Darüber gräme sich doch Keine! sie werden mit der Zeit schon weiß werden, aber freilich schön, so daß das Innere der Hand und die Fingerspitzen rosenfarben bleiben — schön werden nicht alle. Nun, rothe Hände machen unnützer Weise manchen jungen Mädchen Sorge, und auf manche Männer einen schlechten Eindruck. Sigismund würde sie dennoch nicht mißfällig bei Agathen bemerkt haben, wenn ihm nicht zum Unglück ein Wort von Ignaz an Tosca eingefallen wäre. Als sie einmal die Theemaschine aufheben wollte, und damit nicht zu Stande kam, rief er mit scheinbarer Ungeduld, indem er ihr Hülfe leistete: „Aber muthen Sie doch diesen Händen von weißem Mussclin mit rosenfarbenem Tafft gefuttert keine solche Anstrengung zu!“ Der Gedanke an diese Hände von weißem Musselin machte ihn ganz, aber ganz zerstreut.

„Sprich!“ wiederholte Agathe; „was muß ich thun?“

„Ein wenig das Piano spielen,“ sagte Sigismund, der nicht auf ihre Worte geachtet hatte, und dem seine frühere Bitte einfiel.

„O das ist leicht! das thue ich gern!“ rief sie und ging zum Flügel. Sie spielte ungewöhnlich gut. Sie hatte noch immer einen Lehrmeister, der seine höchste Ehre darin setzte, daß sie mit Geschmack und Gewandtheit die krausen wirbelnden Compositionen der neusten Zeit zu spielen verstehe, welche mehr Auge und Finger, als den musikalischen Sinn ausbilden. Sie studirte und übte die Musik, auch gern, auch mit innerem Genuß; aber noch nie hat ein junges Mädchen, sobald nicht der Genius der Kunst sie beseelt, an ein Talent ihre ganze Seele verschwendet. Sie kann Anmuthiges leisten, sie kann zu schönen Hofnungen berechtigen; allein ihre Pro-

ductionen werden dämmerig und unvollständig sein, und nie einen befriedigenden Eindruck machen. Was kannst du werden? ist die Frage, die man in jeder Beziehung an ein junges Mädchen richten muß; und nie: Was bist du? Da liegt das Räthsel, und daneben — der Irrthum.

Agathe setzte sich an den Flügel und spielte mit bewundernswerther Fertigkeit höchst schwierige Variationen von Chopin, bei denen Sigismund alle Gedanken an Musik vergingen. Es war ihm ein wirres Getön, das ihn weder erfreute noch beruhigte. Keine Melodie umschmiegte ihn! keine Harmonie trug ihn! Er dachte an Tosca, wie ihr Ave Maria in stiller Nacht ihn erquickt hatte. Agathe erschien ihm oberflächlich. Er verfiel in namenlose Traurigkeit. „Es geht nicht!“ sprach er dumpf zu sich selbst. Trotz ihres Spiels hatte Agathe sein halblautes Wort gehört, und es auf eine schwierige Variation beziehend rief sie eifrig:

„Aber es soll gehen!“ und spielte sie noch einmal. Dann sprang sie fröhlich auf und sagte:

„Nun lobe mich, Sigismund! hab' ich meine Sache nicht sehr gut gemacht?“

„Unbegreiflich gut!“ sprach er zerstreut.

Sein kühler Ton that ihr weh; weher noch die Vorstellung, daß sie nicht das Rechte getroffen, um ihn zu zerstreuen, und daß sie doch nichts Andres habe auffinden können. Sie setzte sich und nahm eine Arbeit zur Hand, schweigend, niedergeschlagen. Auch Sigismund schwieg. In solchem Moment ist das Schweigen höchst bedenklich. Ist man ganz vertraut mit einander — ich meine seelenvertraut — so ist es nicht lästig; ja, in Momenten tiefen Glückes kann es sehr süß sein. Aber in einem vertraulichen Verhältniß wie zwi-

schen Sigismund und Agathen, wenn da das Schweigen aus Befangenheit, aus Mangel an Hingebung eintritt: so ist's ein böses Zeichen. Jeder hat dann Zeit, sich in seine einsamen störenden Gedanken wie in Nebel einzuhüllen, welche ihn dem Andern unerkennbar und unerreichbar machen. Zuweilen fällt ein günstiger Sonnenstral auf die Nebel, und verjagt sie, wenn es grade noch Zeit ist. Aber das ist ein hohes Glück.

Sigismund fühlte wol, daß er Agathen irgend etwas sagen müsse. Sie nähte emsig; sie mogte in ihre Arbeit vertieft sein! aber er! er saß auf dem Sopha, den Kopf in die Hand gestützt, und that nichts! er hatte gar keinen Vorwand um schweigen zu dürfen. O Gott! dachte er heimlich, was das für ein unschätzbares Glück ist — nähen zu können, und was für Vortheile die Stellung der Frauen ihnen bringt! hinter solchem Stückchen Leinwand oder Tapisserie sind sie wolverschanzt und kümmern sich um nichts, während wir uns abängstigen müssen! — Während er so dachte, bekämpfte Agathe mühsam ihre Thränen; aber freilich! so eine Handarbeit ist ein Ableiter für die innere Aufregung. Die mechanische Regelmäßigkeit, die mit ihr verbunden ist, übt eine beschwichtigende Gewalt über Manche. Ueber Andere übt das Gehen eine solche, und die ist vielleicht noch kräftiger, weil sie zugleich den Leib müde macht. Gewiß aber bleibt es, daß eine mechanische Bewegung Beschwichtigung auf die leidende Seele ausübt.

Endlich fiel Sigismund auf das unglücklichste Thema, welches er zum Gespräch mit Agathen hätte wählen können. Er sagte:

„Was war denn das, was Du mir gestern sagtest, Agathe? meine Schwester wäre Dir nicht freundlich gesinnt — oder dergleichen. Davon hab' ich doch wirklich nichts bemerkt."

„O nein!" sagte Agathe unbefangen, „wenn Du da bist, so ist sie freundlich .... Deinetwegen."

Diese Antwort verdroß ihn, weil er die Ueberzeugung hatte, daß sie ganz wahr sei. Auguste hatte ihm seit mehren Jahren verschiedene Partien vorgeschlagen, die sie glänzend und daher wünschenswerth nannte. Als seine Wahl überraschend auf Agathe fiel, hatte sie sich in prima furia schwesterlicher Theilnahme für Agathe passionirt, und ihr eine Menge von Vortreflichkeiten angedichtet, welche Sigismunds Neigung motiviren sollten. Aber von solcher excentrischen Vorliebe kommt man ebenso schnell zurück, als man sie heftig gefaßt hat, und dann erscheint einem die Person doppelt insipid mit dem illusorischen Bilde verglichen, das wir uns von ihr ausgemalt haben. So ging es Augusten, und Sigismund kannte sie zu gut, um an Agathens Wahrhaftigkeit zu zweifeln. Doch wenn er auch innerlich einstimmte — es schien ihm Pflicht, äußerlich die Schwester zu vertheidigen, und er sagte:

„Ich habe doch niemals Auguste so falsch gefunden."

„Ach!" rief Agathe, „sie ist nicht falsch! sie zeigt sich jedes Mal, wie ihr eben ums Herz ist."

„Dann wäre sie doch sehr launenhaft!"

Agathe schwieg; sie mogte nicht Ja — und konnte nicht Nein sagen.

„Bist Du nicht etwa ein wenig mißtrauisch, liebe Agathe?" fragte Sigismund.

„Wie käm' ich dazu?" entgegnete sie unbefangen.

„Du bist das einzige Kind Deiner Mutter, ein wenig verzogen als solches, durch Liebe verwöhnt, das kann gar nicht anders sein. Aber wenn Dir Andere nicht mit ähnlicher Liebe entgegen kommen, so setzest Du sofort eine Mißstimmung gegen Dich bei ihnen voraus. Ist das wol recht? und besonders gegen meine Schwester, die eine so ganz brave und angenehme Frau ist, und mich so zärtlich liebt, daß Du ihr schon deshalb gut sein müßtest!" Er hatte ganz freundlich und sanft gesprochen, nicht ermahnend, viel weniger erzürnt; aber Agathe war in schmerzlich gereizter Stimmung! die Thränen, welche sie den ganzen Morgen mühsam verhalten hatte, brachen hervor, und sie sagte weinend:

„Ich bitte Dich, Sigismund, mache mir keine Vorwürfe.... ich verdiene sie nicht."

„Es fällt mir nicht ein, Dir Vorwürfe zu machen," sagte er gelassen; „aber Du siehst, daß ich Recht habe, Dich ein wenig verwöhnt zu nennen: der bloße Gedanke an einen möglichen Tadel kränkt Dich."

Die arme Agathe suchte nicht sich zu entschuldigen; sie nahm den Vorwurf hin, aber sie fragte:

„O Sigismund! warum bist Du denn so sehr unzufrieden mit mir?" — und weinte, als ob sie sich in ihren Thränen auflösen wolle.

„Wenn Du bei der geringsten Diskussion sofort anfängst zu weinen, Agathe, so ist es ganz unmöglich, mit Dir vernünftig zu sprechen."

„Vernünftig wol!... aber nicht hart."

Er war sich bewußt, weder in Ton, noch Worte, noch Ausdruck, die geringste Härte gelegt zu haben. Er stand auf und sagte:

„Einer so übertriebenen Empfindlichkeit gegenüber kann ich nur schweigen, denn was ich sagen mögte, würde Dich in Deiner gegenwärtigen Stimmung kränken oder betrüben."

Er nahm den Hut und ging. Gestern, bei einer ähnlichen Szene, hatte Agathe ihm den Weg vertreten und ihn nicht fortgehen lassen; heute hatte sie nicht mehr den Muth dazu, weil sie nicht die Zuversicht zu sich selbst hatte, ihn festhalten zu können. Sie ließ ihn gehen; aber es war ihr, als ob er über ihr Herz wegginge. Sigismund dachte traurig: Ach! warum hält sie mich denn nicht bei sich zurück? — —

Er ging zu seiner Schwester. Er wollte mit ihr plaudern, von der Heimat, der Mutter, den Geschwistern, den alten gemeinschaftlichen Jugendfreunden. Er wollte sich recht ausruhen, recht still werden, um ganz gelassen wieder vor Agathe zu treten. O Himmel! welch' einen Tumult fand er bei seiner Schwester! Die Köchin und die Kinderwärterin hatten sich aufs Heftigste mit einander verzankt, und schrien zu der Frau Doctorin um Recht und Gerechtigkeit, indem Jede begehrte, daß die Gegnerin auf der Stelle das Haus verlasse, und im entgegengesetzten Fall es zu verlassen drohte. Die Doctorin suchte die Megären, die übrigens höchst schätzbare Eigenschaften hatten, zu beschwichtigen, weil sie keine von ihnen verlieren wollte. Ihr Töchterchen weinte bitterlich, weil sie die zärtlichgeliebte Wärterin weinen sah; ihre Knaben benutzten den Zustand allgemeiner Verwirrung, um sich einmal recht gründlich und ungestört gegenseitig durchzuprügeln. Es war eine häusliche Szene, die auf den glühendsten Enthusiasten für die Freuden der Häuslichkeit abkühlend wie ein Sturzbad gewirkt hätte... Hilf Himmel! dachte Si-

gismund, können denn auch solche widerwärtige Ereignisse dereinst unter meinem Dach vorfallen? eine empfindliche, weinende Frau, und zänkische Dienstboten, und schreiende Kinder — das ist mehr, als ein Mann billiger Weise ertragen kann! — Er betrat nicht das Zimmer seiner Schwester, in welchem sie ihren Gerichtshof hielt. Er begnügte sich aus dem Vorzimmer einen Blick hineinzuwerfen, und zog sich dann schleunig in das seine zurück. Nach fünf Minuten lockte ihn ein heftiges Gepolter, durchdringendes Geschrei, und die Donnerstimme seines Schwagers wieder heraus. Die Schlacht der beiden Knaben hatte sich bis zur Treppe gezogen, und der älteste hatte den jüngsten hinabgestoßen, so daß der die Stufen hinab dem eben heimkehrenden Vater vor die Füße kollerte. Auguste ließ die keifenden Mägde im Stich, um zu den schreienden Kindern zu eilen. Ihr Mann trat ihr heftig erzürnt entgegen. Der Kleinste war sein Liebling, weil er ihm am ähnlichsten war; der Aelteste war Liebling der Mutter. Der Kleine blutete aus Nas' und Mund, und schrie, daß er ganz blau im Gesicht war, und ohne Weiteres gab der Vater dem Großen einen tüchtigen Schlag und sagte:

„Auguste, Du verziehst den Heinrich so unmenschlich, daß er Deinetwegen ungestraft den Theophil umbringen dürfte.“

„Aber der Theophil kann ja von selbst die Treppe herabgefallen sein!“ sagte sie ärgerlich.

„Ei was!“ rief ihr Mann erzürnt, „wenn ein Bube von fünf Jahren sich über einen dreijährigen hermacht, so fällt der nicht von selbst die Treppe herunter! Und es ist überhaupt unverantwortlich, daß Du den Buben solche Streiche gestattest, bei denen sie ums Leben kommen können.“

„Wie soll ich's anfangen!" rief sie heftig; „sie sind so unbändig, daß sie mir nicht gehorchen."

„Ja, das kommt von Deiner verkehrten Erziehungsweise her! es ist doch wirklich miserabel, ein Paar Würmern, hoch wie der Tisch, keinen Respect beibringen zu können."

Die häusliche Szene hatte sich in eine eheliche verwandelt. Auguste schien auf der Stelle der Ermahnung ihres Mannes Folge leisten zu wollen. Sie nahm den Theophil heftig von seinem Arm, und sagte zu dem schreienden Kinde sehr zornig:

„Schweig' auf der Stelle, Junge! sonst giebt es die Ruthe."

Mit großen Schritten trug sie ihn ins Zimmer zurück, während ihr Mann den widerstrebenden Heinrich beim Arm nahm, und ihn fortführend ebenso zornig sagte:

„Warte! ich werde Dich lehren, Deinen kleinen Bruder von der Treppe zu schleudern!"

Sigismund, über die Schicksale der Kinder beruhigt, hatte sich sogleich wieder zurückgezogen. In einer andern Stimmung hätten all diese kleinen Ungewitter ihn vielleicht höchlichst belustigt. Wenn die Verhältnisse uns vor ihnen sicher stellen, so steht man ihnen aus der Ferne oder als Beobachter mit demselben Behagen zu, welches man im warmen Zimmer empfindet, wenn es draußen regnet und stürmt. Das warme Zimmer kommt einem paradiesisch vor gegen das Unwetter; und so auch die einsamen stillen Verhältniss paradiesisch gegen die gemeinschaftlichen geräuschvollen. Steht man in diesen mitten drin, so hat man sie dennoch lieb, trotz des Verdrusses und der Widerwärtigkeiten, die sie mit sich bringen, so treibt man doch Abgötterei mit den schreienden

Kindern, so fühlt man sich doch dem heftigen Mann oder der empfindlichen Frau ans Herz gekettet. Aber Sigismunds Herz war wund: dann erscheint das Alltägliche schwer, und das Schwere unaushaltbar. Wie ein Rosenknöspchen hatte ihm die Neigung zu Agathen vor Augen gestanden; wie eine Rose mit all' ihren Reizen und all' ihren Dornen, drang ihm die Liebe zu Tosca in die Seele. Bei ruhigen und mäßigen Ansprüchen an Glück, wenn man sich in der Welt umgesehen und erkannt hat, daß die positiven Verhältnisse sich selten über die Mittelmäßigkeit erheben — da kann man sich in ihr und ihren Beschränkungen zurechtfinden, ohne sich verletzt zu fühlen. Man kommt nicht auf den Gedanken, eine Ausnahme vom allgemeinen Gesetz für sich zu begehren, was eine höchst günstige Stimmung ist, um eine Ehe zu schließen. Je geringer die Erwartung, desto geringer die Enttäuschung; und das ist in einem Verhältniß, welches lang und fest und dauernd sein soll, und welches ganz positive Zwecke hat, die Hauptsache. Alles, was man von der Ehe hoffen darf, ist: daß man sich gegenseitig achte und ertrage. Die Leute werden sprechen, wie sie das denn auch schon thun: ich sei gemüthlos, ich sei in Vorurtheil befangen, es gebe unendlich viel Glück in der Ehe. Gott hat den Wurm so eingerichtet, daß er in einem Regentropfen ertrinken kann, als ob es das Weltmeer sei; Gott hat den Menschen so eingerichtet, daß er aus und in den engsten Verhältnissen, den trübsten und dürftigsten Lagen, etwas Erfreuliches und Erleichterndes finde; daß er sich stets bereit zeige mit Ersatz vorlieb zu nehmen; daß er schmiegsam genug sei, seine eigenen Wünsche zu vergessen. So mag er denn in der Ehe manche Freude, manchen Genuß, ja sogar große Zufriedenheit — mehr noch! er mag

Glück finden; aber das Glück, was er geträumt hat, das hohe, selige, unermeßliche — das hat er nicht gefunden. Vielleicht ist es nirgends; das ist möglich! Aber eben darum frag' ich: weshalb soll es denn in der Ehe sein? Da ist Keiner, aber nicht ein Einziger, der sich mit einem Jubelruf in sie hineingeworfen, und dem sich nicht der Freudengesang in einen Schmerzensschrei verwandelt hätte. Er mag ihn erstickt haben, er mag ihn sich selbst nicht eingestehen wollen — und daher ist es auch ganz begreiflich, daß er ihn mir nicht eingestehen will; — allein die Prahlerei, die sollte er denn auch dafür bei Seite lassen und, wenn nicht offenherzig, doch wenigstens ehrlich sein.

Die Ehe ist eine ernsthafte Veranstaltung, zu der zwei Menschen sich entschließen, um mit Anstand Kinder zu haben, und um ein mühsames, sorgenvolles Leben gemeinschaftlich zu führen, und durch die Gemeinschaft zu erleichtern und zu erheitern. Dies Leben fördert ihre innere Entwickelung und entspricht ihrer Bestimmung, die da auf Erden heißt: viel Arbeit und wenig Genuß; und ich denke, es wäre recht gut, wenn die Menschen mit diesen seriösen Ansichten die Ehen eingingen. Statt aber an die ungeheuren und schweren Verpflichtungen zu denken, die sie über sich nehmen, denken sie an ein ungeheures Glück, in das sie geradesweges ohne sonderliche Mühe hineinschweben werden; denn sie sind nun einmal so beschaffen, daß sie in den Zustand, den sie nicht kennen, die Seligkeit verlegen.

Bis zu dem Augenblick, wo Sigismund Tosca Beiron wiedersah, war ihm die Ehe in einem ernsten und wolthätigen Licht erschienen, das den Ansprüchen des Verstandes, und mäßigen Foderungen des Herzens genügte, und Agathe als

eine Frau, welche in solcher Ehe vollkommene Befriedigung finden und geben müßte. Jezt auf einmal war das anders. Aspirationen nach einem namenlosen Glück, nach endlosen Freuden, nach ungeahnten Verständnissen, nach ekstatischen Offenbarungen, gingen wie Götterbilder leuchtend durch seine allerinnerste Seele, wohin der Gedanke Agathe! nie gedrungen war, und jezt erschien ihm die Ehe — bald in einem Licht, das aus dem Himmel stralte, und für das es keine irdische Verfinsterungen gab, und bald in so grauen, matten Farben, daß kein Sonnenstral im Stande war, sie zu verklären. Die kleinen Verdrießlichkeiten des Alltaglebens, unvermeidliche Momente, wie die, deren Zeuge er so eben gewesen war, wälzten sich ihm wie unüberwindliche Lasten auf die Brust, und beklemmten ihm den Athem. Ihm fiel ein Wort ein, welches ihm einst eine liebenswürdige Frau gesagt hatte: „Eine glückliche Ehe besteht darin, daß man sich alle Tage zankt und alle Abend wieder versöhnt." Er war ein feingebildeter und nervenzarter Mensch; er litt geistig und körperlich durch die kleinen Szenen dieser Tage mit Agathen. Er suchte nicht vor sich selbst zu verleugnen, daß er Veranlassung dazu gegeben; aber die Art, wie Agathe sich dabei benommen, war ihm peinlich. Wie sie listig das Flacon fallen ließ, das ihm lieb war! wie sie weinte nur bei dem Gedanken, daß er sie tadeln könne! Das ist so recht der Frauencharakter nach kleinem Zuschnitt — dachte er. Ich denke, er hätte sagen müssen: nach allgemeinem Zuschnitt. Sein Unbehagen wuchs von einer Minute zur andern. Ihm war zu Muth, als müsse er schnurstracks nach Berlin zurückfahren, und nie wiederkommen. „Aber einer Frau das gegebene Wort brechen, das ist ehrlos!" sagte er plötzlich ganz laut. — Wenn zwi=

schen Verlobten das Frauenzimmer ihr Wort zurücknimmt, so sieht es unter hundert Fällen neunundneunzig Mal nur launenhaft und leichtsinnig, und höchstens ein Mal gehässig aus; thut's der Mann, so ist's grade umgekehrt! Das ist das einzige Verhältniß auf der Welt, bei dem man die Frau leichter entschuldigt, als den Mann, wahrscheinlich deshalb, weil ihre Zukunft mehr dadurch gefährdet wird, als die seine. Er wird über einer solchen Kränkung nimmermehr am gebrochenen Herzen sterben; aber bei Frauen ist das geschehen. Er soll überlegt und besonnen zu Werk gegangen sein, während sie oftmals nur gehorcht hat. Das Alles stürmte ihm durch die Gedanken, und jagte sich wild, wie Wolken vom Sturm getrieben. Kein bestimmtes Bild, keine klare Gestalt tauchte empor; nicht einmal Tosca. Er wußte gar nicht, ob Tosca ihn lieben könne, lieben werde; er glaubte es nicht; er wagte nicht es zu hoffen; aber er — er liebte sie! ihn schwindelte bei der Vorstellung, der Gatte einer Andern werden zu müssen, denn er fühlte, neben seiner eigenen Verzweiflung darüber, das Unheil, welches nothwendig für Agathe daraus erwachsen müsse, sobald sie früher oder später in der Ehe zur Erkenntniß seiner Gesinnung kommen werde. „Aber so weit kann's nicht kommen!" sagte er ganz gefaßt; „denn es ist mir schlechterdings unmöglich, sie zu heirathen! sterben will ich, wenn sie's verlangt; heirathen kann ich sie nicht."

Er hörte den Schritt seines Schwagers sich seiner Thür nähern. Er hatte große Lust, den Riegel vorzuschieben, um ungestört allein zu sein; doch bevor er es thun konnte, trat Friedrich ein, die Cigarre im Munde, die Cigarrentasche in der Hand, welche er sogleich Sigismund anbot. Der dankte. Friedrich setzte sich bequem im Sopha zurecht, nahm mit einer

gewissen nachlässigen Leichtigkeit, welche nur eingefleischten Rauchern eigen ist, die Cigarre zwischen Vor- und Mittelfinger aus dem Munde, ließ ebenso nachlässig den Rauch zwischen seinen Lippen hervorgehen, und sagte:

„Die Wolthat einer Cigarre wirst Du erst schätzen lernen, mein lieber Sigismund, wenn Du Ehemann bist. Als Student raucht man aus jener unwiderstehlichen Liebhaberei der Studenten, alles Andre lieber zu thun, als zu studiren. Ist jene Oppositionszeit vorüber, so sinken Pfeife und Cigarre häufig in die Vergessenheit hinab, bis die Ehe ihnen wieder ihren Ehrenplatz anweis't. Sokrates ohne Cigarre seiner holdseligen Gemalin gegenüber, scheint mir ein bewundernswerther Kauz; mit der Cigarre ein ganz alltäglicher, so wie ich selber es bin. Sie giebt eine gewisse hausherrliche Würde, die von ganz vortreflichem Effect auf die Frauen ist. Mit der Cigarre zwischen den Lippen ist es nicht gut möglich, anders als in kurzen Sätzen zu reden — das klingt so majestätisch. Nimmt man sie zwischen die Finger, so darf man auch so gar viel Worte nicht machen, sonst erlischt sie, und man muß sie wieder anrauchen, was unbequem ist, sobald nicht beständig ein Licht im Zimmer brennt — was beiläufig gesagt, meiner Frau aus angeborner Sparsamkeit ein Greuel ist. Sie behauptet zwar, sie lösche es nur aus, weil das Kerzenlicht im Tageslicht fahl und widerwärtig aussehe, aber da sie sehr gelassen rohes blutiges Fleisch und geschundenen Fisch ohne sonderliche Beleidigung ihres Schönheitssinnes anschaut, so weiß ich sehr gut, woran ich bin; allein ich thue ihr den Gefallen, denn ich finde es zweckmäßig für unsern häuslichen Frieden, daß kein Licht bei Tage brenne. Je weniger Worte der Mann bei gewissen Diskussionen der Frau

gegenüber macht, um desto mehr imponirt er ihr. Und dann! welch ein niederdonnernder Moment der, wo meine Geduld dermaßen erschöpft und meine Langmuth so ganz aufgezehrt ist, daß ich meine Cigarre bei Seite werfe, mich gar nicht um ihre ferneren Schicksale kümmere, nicht hinsehe, ob sie ein Loch in die Tischdecke brennt, oder uns das Haus über dem Kopf anzündet, — und nun meine Meinung sage. So wie meine Frau gewahr wird, daß ich Miene mache, meine Cigarre fortzuwerfen, so sucht sie fast immer einzulenken, denn sie erkennt daran, daß sie zu weit gegangen. Die Bewegungen meiner Cigarre sind das Quecksilber im Barometer unsers häuslichen Lebens. Fällt sie, so giebts Unwetter."

Sigismund sagte fast traurig: „Ich muß Dir gestehen, lieber Friedrich, daß ich bis daher Eure Ehe immer für eine recht glückliche gehalten habe, und daß es mich betrübt, mehr als ich's sagen kann, daß sie es nicht so ganz ist."

„Aber, zum Teufel! wo nimmst Du das her?" fragte Friedrich mit ungeheuchelter Verwunderung. „Meine Ehe ist nicht blos eine recht glückliche — wie Du bis daher gemeint hast; sondern eine ganz außerordentlich glückliche. Was? weil man verschiedener Meinung ist, weil man Fehler und Schwächen hat, weil man gegenseitiger Nachsicht bedarf, weil hie und da ein heftiges Wort fällt — darum müßte man sofort eine unglückliche Ehe führen? Aber was für extravagante Foderungen stellst Du denn überhaupt an die Ehe? welch ein idealisches Glück soll sie Dir gewähren, wenn Dir die simpelste Schattenseite jedes intimen Verhältnisses: zwei Köpfe, die bisweilen ein wenig Mühe und Arbeit haben, um sich unter einen Hut zu bringen, — wie ein gramwerthes Unglück erscheint? Da beklag' ich Dich, mein Alter! und

noch mehr beklag' ich die Agathe. Sei doch nicht so ungerecht, von ihr zu begehren, daß sie zu Allem, was Du thust, denkst, sprichst, wünschest, ein willenloses Ja sage."

„Das begehre ich keineswegs!" rief Sigismund erstaunt; „wie kannst Du das von mir glauben! Aber ich will nur keinen Zank, keinen Streit, keine Heftigkeit, keine Vorwürfe, keinen Hader" ....—

„Dann laß Dir eine Wachsfigur antrauen, denn eine solche Frau existirt nicht."

„Aber ich verlange ja von meiner Seite ganz dasselbe! ich begehre ja nichts von ihr, was ich nicht bereit wäre für sie zu thun!"

„Ah Du willst urplötzlich in die Vollkommenheit hineinspringen!" sagte Friedrich gleichmüthig. „Das ist so eine ächte Bräutigamslaune, die Du drei Wochen nach der Hochzeit total vergessen hast."

„So wiederhol' ich Dir, daß mich das sehr betrübt," sagte Sigismund ernst.

„Du mißverstehst mich absichtlich!" rief Friedrich ungeduldig. „Niemand ist mehr als ich der Meinung, daß man sich in jedem Verhältniß bemühen müsse, brav und tüchtig zu sein; nur muß man dabei die menschliche Natur, die bürgerlichen Einrichtungen im Auge behalten, und sich nicht einbilden, urplötzlich, durch den Zauberspruch des gewechselten Ringes, das Kleid des Alltagmenschen, das wir vielleicht dreißig Jahr getragen haben, mit dem idealen Gewande eines Halbgotts vertauschen zu können. Das werden wir eben so wenig, als das arme junge Mädchen, das wir heirathen, ein Engel wird. Aber eine brave und treue Frau und eine sorgsame Mutter kann sie werden, und uns dadurch so glücklich machen,

wie der Mensch es nur sein kann, und wie ich es mit Deiner Schwester bin."

Indem kratzte etwas an der Thür. Sigismund öfnete. Es waren die beiden Knaben, welche Auguste schickte, um die Männer zum Speisen rufen zu lassen.

„Nun, Ihr Buben," sagte der Vater freundlich, „habt Ihr Euch denn auch mit einander vertragen?"

In Kinderseelen wechseln die Affecte mit solcher Blitzesschnelle, wie Erwachsene es sich gar nicht vorstellen können. Die Knaben hatten nicht daran gedacht, sich wieder zu vertragen, weil sie vergessen, daß sie sich verzankt hatten. Als aber der Vater sie daran erinnerte, umarmten und küßten sie sich mit jener unnachahmlichen Lieblichkeit der Bewegungen und des Ausdrucks, welche fast allen Menschen als Kind, und später höchstens einer oder der andern Frau eigen ist.

„So macht man's, um sich zu versöhnen, wenn man sich gezankt hat," sprach Friedrich und nahm seinen Schwager lachend unter den Arm, während Sigismund nicht umhin konnte, bei dieser Erklärung an die Definition einer glücklichen Ehe zu denken, die ihm vorhin schon in den Sinn gekommen war.

Es wäre nicht freundlich gewesen, wenn er nicht bei seiner Schwester zu Mittag gegessen hätte; aber es that ihm doch leid, Agathe in Thränen verlassen zu haben, und sie jezt mehre Stunden nicht zu sehen. Wenn der Nachtfrost den Abendthau auf den Blumen in Eistropfen verwandelt, so erfrieren die armen Blumen. Es geht auch zuweilen mit Thränen so. Während sie bei Tische waren, bekam Auguste einen Brief von der Mutter mit Beilagen von den Geschwistern. Die Schwester war im ersten Wochenbett, und schrieb glück-

selig über ihr Kind. Der jüngste Bruder hatte sein erstes Duell auf der Universität gehabt, war im kleinen Finger verwundet, und schrieb ebenso glückselig über diese Wunde. Der andere Bruder schrieb traurig, niedergeschlagen, man wußte nicht warum; die Mutter wußte es auch nicht; das machte solchen Contrast mit den zwei Jubelbriefen — Contraste, an denen das Leben so reich ist. Sigismund und Auguste vertieften sich ganz in die Briefe, und in Plaudereien und Muthmaßungen über deren verschiedenen Inhalt. Wenn das Gespräch innig und lebhaft ist, vergeht die Zeit gar schnell. Dem Doctor wurde sein Wagen gemeldet, um die gewohnte Abendrundfahrt bei den Kranken zu machen. Sigismund erschrak, daß es schon so spät sei. Er lief zu Agathen. Er kam an einem Blumenladen vorüber; er trat hinein, um irgend eine recht schöne Blume für sie zu kaufen. Das Prachtstück des Magazins, worauf sein Auge sogleich fiel und haften blieb, war ein Topf voll wunderschöner blaßrother Camelien. Keine Blume auf der Welt kam ihm so schön vor, als die blaßrothe Camelie, seit er sie in Toscas Locken gesehen. Er kaufte den Topf und ließ ihn sich nachtragen, und ganz heiter kam er zu Agathen.

Sie empfing ihn eiskalt. Sein Benehmen, sein steter Wechsel von Freundlichkeit und Gleichgültigkeit, heut früh die dringende Hast, darauf die Apathie, und dann gewisse Räthsel oder Falten in seiner Seele, die sie nicht zu ergründen vermogte — das Alles schien ihr so unbehaglich, so launenhaft, so ganz unähnlich dem ernst ruhigen Sigismund, den sie bis dahin gekannt, daß sie zu sich selbst sprach: „Es ist etwas Fremdes in ihn hineingedrungen, und das Fremde, mir Unverständliche, ist mir feindlich; so lange also das in ihm ist,

muß er mir fern bleiben." — Aber der Schmerz, den sie über diese Erkenntniß oder über ihren Entschluß empfand, machte sie herb und streng. Nur schmerzgeprüfte Seelen, nur solche, die den Schmerz wie einen Segen empfangen, ganz still, ganz klagelos, aber die sich dennoch von ihm weder beugen noch brechen lassen, nur die macht er mild. Und wie kann man von dem unerfahrnen, auf Glück rechnenden jungen Gemüth erwarten, daß der erste Schmerz es schon so reif mache?

„Da bin ich, liebe Agathe," sprach Sigismund freundlich, „und bringe Dir eine Blume mit, die Deinen Platz dort im Fenster in die prächtigste Laube verwandeln wird."

Er ließ die Camelie hinstellen, und rückte sie sorgsam zurecht, um sie schön zu präsentiren.

„Ich danke Dir," sagte Agathe.

Er erzählte ihr darauf von den Briefen der Seinigen, und Agathe war froh, daß er sprach, und von einem Gegenstand, der ihm lieb war, und daß sie schweigen, oder höchstens eine Frage thun durfte, um die Unterhaltung nicht fallen zu lassen. Sie sah so heftig verweint aus, daß Sigismund erschrak, als Licht in das dämmerige Zimmer gebracht wurde. „Aber sie wird sich grämen, vielleicht krank werden, vielleicht sterben.... Gott, mein Gott! sie wird sich fürchterlich grämen, wenn es zum Bruch zwischen uns kommt!" dachte er heimlich, indem er sie unsäglich traurig ansah. Vor wenig Stunden hatte er es für eine Unmöglichkeit gehalten, sie zu heirathen; jetzt, dieser lieben, stillen Gestalt gegenüber, schien es ihm noch unmöglicher. Sie gefiel ihm, er hatte sie lieb, so wie am Ende jeder Mann ein wunderhübsches, anmuthiges, junges Mädchen, das ihn von ganzer Seele liebt, lieb hat; aber weder in ihrem Wesen, noch in ihrer Erscheinung lag etwas Hinrei-

ßendes für ihn. Agathe war keine Macht für Sigismund. Er konnte mit ihr gehen, ihr entgegenkommen; doch niemals — ihr folgen! niemals in dem Drang, in der Nothwendigkeit ihr folgen zu müssen, und nicht zu sollen, nicht zu dürfen, Qual und Befriedigung finden. Er fühlte sich nicht ihr unterworfen, sondern seinem Wort, und durch nichts an sie gefesselt, als durch die Pflicht. „Aber Wort und Pflicht einer Frau, einem jungen Mädchen gegenüber — sind hochheilig!" sprach er leise.

Wie das manchen Personen geht: wenn sie traurig sind, sehen sie statt dessen verdrießlich aus, so ging es auch Agathen. Es kommt darauf an, wohin der Ausdruck der Trauer sich flüchtet. Ist es in die Augen — ich meine nicht blos in den Blick — sondern in die ganze Umgebung, in die Augenhöhle, Brauen, Lider: so kann er von unbeschreiblich schöner Melancholie sein; ist es auf die Stirn, so wird er meistens streng und finster sein, wie die Knochen, die Falten das mit sich bringen; ist es um Mund und Wangen, so herrscht die Verdrießlichkeit vor, und das macht sehr unschön. Agathe stellte sich so unvortheilhaft als möglich dar; und grade das rührte Sigismund, denn er stellte sich vor, wie schwer und bitter das arme junge Herz zerwühlt sein müsse, um zu diesem ihm so fremden Ausdruck zu kommen.

„Agathe,' sagte er plötzlich, „vergieb mir."

Manchen Menschen ist nichts in der Welt geläufiger, als zu sagen: „Vergieb mir!" Ob sie Jemand auf den Fuß, oder aufs Herz treten — sie sagen ganz unbefangen: „Vergebung! es thut mir sehr leid! es soll nicht wieder geschehen!" 2c. und damit haben sie Alles gut gemacht nach ihrer Meinung, und nach drei Tagen beginnt dieselbe Geschichte von Neuem. Ich

bin für die Menschen, die nicht um Vergebung bitten, und sich dafür in Acht nehmen, nicht wieder Andern weh zu thun. Aber es giebt doch Momente und Menschen, wo es sehr schön und sehr stark ist, wenn man die Bitte um Vergebung ausspricht, und eine solche muß man immer erhören.

Freilich muß man tiefe Erkenntniß seiner selbst sowol als des Andern haben, um zu wissen, ob sie am rechten Ort ist, um zu erwägen, welche Selbstüberwindung, welch Opfer sie kostet. Die arme Agathe hatte nie Gelegenheit gehabt, das zu ermessen. Sie hatte wol tausend Mal im Leben die Mutter um Vergebung gebeten, die Lehrer, die Gespielinnen, um kleiner armseliger Vergehen willen; und unter dem Einfluß dieser Erinnerungen, des Flacons gedenkend, der getrockneten Blume, des Namens Tosca Beiron, der Fieberhast des heutigen Morgens, rief sie ganz trostlos:

„O Sigismund, was hast Du denn gethan?"

„Gethan!" sagte Sigismund fürchterlich verletzt; „o ganz und gar nichts, liebe Agathe."

„Weshalb bittest Du mich denn um Verzeihung?"

„Du hast geweint, Agathe, und siehst betrübt aus — da denk' ich, daß das meine Schuld sein muß."

Das hätte Agathe annehmen sollen. So etwas sagt ein Mann selten, und sagt es nie zum zweiten Mal. Aber Agathe hätte begehrt die ganze Geschichte von dem Flacon, von der getrockneten Blume, von Tosca Beiron, von Allem, was ihr seit zwei Tagen verwirrend durch den Kopf ging. Als sie hörte, daß nur von ihrer Betrübniß die Rede war, sagte sie kalt:

„Ich verstehe Dich nicht, Sigismund!" — und setzte dann abbrechend hinzu, indem sie zur Camelie trat: „Eine

prächtige Blume, aber recht stolz, recht kalt ... findest Du nicht?"

„Die Rose ist allerdings lieblicher," sagte er sanft; aber seine gerührte Stimmung war dahin.

Die Justizräthin kam herein und sagte froh und neckend:

„Ah, da sind Sie, mein lieber Forster, das ist gut! ich dachte schon, Sie wären in Ihrem Raptus von heute früh auf und davon gefahren. Mit den Dampfwagen ist das jezt so, daß man im Nu verschwinden und hundert Meilen von einander sein kann, ohne daß der Andre eine Ahnung davon hat. Jezt wollen wir ein wenig von Ihrer künftigen Einrichtung reden. Heute morgen waren Sie gar nicht dazu aufgelegt, und ich versichere Sie, daß es noch ganz entsetzlich viel zu bedenken und zu besprechen, zu beschaffen und zu thun giebt bis zur Hochzeit."

„Sie haben ganz Recht, Frau Justizräthin, und nichts kann wichtiger für mich sein," entgegnete Sigismund geduldig und freundlich, und setzte sich zu ihr, um mit ihr Berathungen zu pflegen. Agathe setzte sich auch an den Tisch, aber mit ihrer Arbeit, obwol sie wußte, daß Sigismund es unerträglich fand. Er meinte, Abends, wenn man traulich beisammen sitzt, um zu plaudern, da dürften die Hände ruhen und das Tagewerk sei vollbracht. Stricken — das ließ er noch gelten; das beschäftigt nicht die Gedanken, läßt das Auge, das Gesicht frei, verkrümmt nicht die Haltung; stricken ist ebenso mechanisch, als mit dem Fächer oder der Lorgnette spielen; aber zu nähenden Frauen zu reden, die gesenkten Hauptes dasitzen, und mit Nähnadel und Faden in den Lüften herumfahren, — das war ihm ein Greuel. Agathe wollte ihn aber nicht ansehen, ein wenig um ihn zu strafen, ein we-

nig — weil sie eben verdrießlich war. Sie umbaute sich mit Arbeitskästchen und Körben, und nähte. Zuweilen blickte sie beobachtend auf ihn, und horchte genau auf die Inflexionen seiner Stimme. Zuweilen, wenn er gradezu das Wort an sie richtete, sah sie ihn an, aber gleichsam nur gezwungen durch seine Auffoderung. Ganz unwillkürlich stellte sich für Sigismund Toscas Bild, wie er sie am letzten Abend gesehen, neben Agathe, und wurde immer heller und heller. Wie hatte er einst sie verletzt, sie, die Schöne, die Gefeierte, und in ihrem zartesten, ihr selbst fast unbewußten Gefühl, und welch einen stillen Mater dolorosa-Blick hatte sie ihm dafür zugeworfen! und welch einen heiligen und heiligenden damals, als er sie fragte: „Und nun?“ Und welche Seele wohnte überhaupt in dieser Frau, um in so schwierigen Verhältnissen, wie die ihrigen unleugbar waren, zwischen den Verlockungen der Welt und den Vorspiegelungen der Eitelkeit, in dieser wundervollen, unangetasteten Klarheit zu bleiben. Bei zwanzig Jahren ein Engel zu sein — das ist sehr leicht; bei dreißig — sehr schwer. Allmälig gingen all' seine Gedanken zu ihr. Er schob Ja und Nein, ganz gewiß! und: meinen Sie? mit mechanischer Geläufigkeit zwischen die Auseinandersetzungen der Justizräthin, aber seine ganze Seele war bei ihr, der Frühgeliebten, der Verlornen, der Wiedergefundenen, der Einzig- und Ewiggeliebten. Und jezt, grade jezt, wo sie nicht da war, wo ihr Blick sich nicht wie eine Sonne über ihn legte, wo ihr Lächeln ihm nicht Morgenröthe und Gestirne vor's Auge und in die Seele zauberte — jezt, mit dem ungestörten klaren Gedanken an sie, jezt war's erst recht, als ob die Liebe ihre stillen und unlöschbaren Naphthaquellen in ihm erschließe.

„Liebe Mutter, Du ermüdest Sigismund," sagte Agathe plötzlich zur Justizräthin.

„Das ist wahr!" rief diese gutmüthig; „wenn man in Einzelheiten übergeht und auf Kleinigkeiten kommt, so sind die Männer gleich gelangweilt. Merke Dir das, mein liebes Kind. Aber hast Du denn schon heute dem Sigismund etwas vorgespielt?"

„Ja," sagte Agathe trocken.

„Nicht genug," sagte Sigismund.

„Es ist gewiß ein hübsches Talent, das meine Agathe hat," fuhr die Justizräthin fort, „und das allerangenehmste für's Haus. Musik erheitert Alle; jedes andre Talent nur den, der es treibt. Was hat der Mann davon, wenn die Frau schön malt, oder schön dichtet? nichts als Langeweile in den Stunden, die ihr sehr kurz und sehr angenehm scheinen. Musik allein verbindet die Herzen; jedes andre Talent scheidet sie."

Zu dieser etwas einseitigen, d. h. mütterlichen Lobpreisung des Talentes ihrer Tochter lächelte Sigismund und bat Agathe, ein wenig Musik zu machen.

„Soll ich singen oder spielen?" fragte sie und stand bereitwillig auf, ganz froh, seinen Gedanken eine andre Richtung geben zu dürfen.

„Ich bitte Dich — singe, liebe Agathe," sprach er.

Sie blätterte in ihren Noten; wählte und sang. Ihr erster Ton traf sein Herz wie ein elektrischer Schlag. Es war Schuberts Ave Maria. Eine Musik, die wir in gewissen Momenten gehört haben, und die uns damals durch ihre Uebereinstimmung oder durch ihren Contrast mit unsrer Stimmung frappirte, werden wir nie wieder hören, ohne in jene

Stimmung zurückversetzt zu werden. Ich erinnere mich, daß ich einmal in Baden bei Wien, auf der Straße, unter meinem Fenster, von einer vorübergehenden frischen jungen Stimme ganz gedankenlos: „Freut euch des Lebens" singen hörte. Seitdem, wenn ich das Lied höre, gar nur an die Melodie denke, geht mir ein Schauer durch die Seele, Thränen treten mir in die Augen, und ich meine, nie ein melancholischeres gehört zu haben. Doch ist es nur tout bonnement ein Gassenhauer. Was uns trift — sei's ein Sandkorn, sei's eine Krone — hat keine Bedeutung für uns. Wie es uns trift, darin liegt das Gewicht! das kann das Sandkorn zum Montblanc machen, wie es den Gassenhauer zum Grablied macht.

Sigismund wagte nicht, Agathe zu stören.

„Das ist ein überwältigendes Lied," sagte er nachdem sie geendet.

„Meinst Du wegen der Composition, oder weil Du es neulich gehört hast?" fragte sie.

„Woher weißt Du, daß ich's gehört habe?" rief er ganz erstaunt, denn er dachte an Tosca.

„Du sagtest, nichts in dem ganzen Conzert habe Dir so hinreißend geschienen."

„Das ist wahr," sprach er zerstreut; „es mag also wol sein, weil ich es gehört habe und nicht wegen der Composition."

Agathe spielte und sang noch Einiges; der Abend ging hin. In der Frühe des nächsten Morgens wollte Sigismund wieder abreisen. Er sagte es.

„Du kommst wol fürs Erste nicht wieder?" fragte Agathe.

„Wenn es Dir keine Freude macht, gewiß nicht," sagte Sigismund.

„Mein Gott, liebster Forster! wie sollt' es der Agathe keine Freude machen!" rief die Justizräthin ganz erstaunt über den kühlen Ton der beiden Verlobten. Sie sah erst Sigismund, dann ihre Tochter an, und fragte endlich besorgt: „Aber was ist denn zwischen Euch vorgefallen?"

Wie vorhin Agathens Frage: „Was hast Du gethan?" — ebenso erkältend traf die der Justizräthin auf Sigismund. Er wunderte sich, daß die Frauen so positiv im Inquiriren sind, und das mißfiel ihm über alle Maßen. Eine fragende, spähende, forschende Schwiegermutter war der Schlußstein der Marterkammer, Ehe genannt, in die er heute einen andern Blick, als bisher, geworfen. Die Möglichkeit eines ungeheuern Glückes in ihr, zu deren Realisirung für ihn auch nicht die allergeringste Hofnung da war, hatte sein Verlangen nach mittelmäßigem und alltäglichem Glück für immer ausgelöscht. Vorgefallen aber, wie die Justizräthin sagte, war nichts, gar nichts. Nur sein Herz war näher zu Tosca gedrungen — sein äußeres Leben um kein Haar breit. Er beantwortete nicht die Frage der Justizräthin; er sprach ebensowenig davon, daß und wann er wiederkommen werde. Er sprach allerlei Oberflächlichkeiten, wie man thut, um die Zeit hinzubringen. Dann nahm er Abschied mit trauriger Freundlichkeit. Er fühlte — es war aus und vorbei.

Als die Thür hinter ihm zugefallen war, sank Agathe der Justizräthin in die Arme und rief in lauter Verzweiflung:

„Mutter, o Mutter, er liebt mich nicht!" — —

„Die Schwankungen in mir müssen aufhören," dachte Sigismund in dieser Nacht. „Es ist ja ganz miserabel, die Sachen um acht Uhr anders zu sehen, als um sieben, und

um neun wieder anders. Ich breche mein Wort, ich thue Agathen weh, ich zerstöre ihr und mir das ruhige Leben, welches ich so friedlich für uns zu begründen hofte, ich stelle mich vor der Welt als ein wankelmüthiger, leichtsinniger Mensch dar — und das Alles .... um mich nicht in Zwiespalt mit meinem Gefühl zu bringen. Ist das Gefühl solcher Opfer werth? werde ich nie bedauern, nie bereuen, sie gebracht zu haben? Nicht heut, nicht morgen — aber in zehn oder zwanzig Jahren? Reue thut weh, und das Leben ist lang.... lang und einsam ohne Liebe, ohne die Liebe, die Hütten bauen läßt."

Das sagte er sich Alles, ernst, überlegt, gelassen. Er führte sich Agathe vor, wie sie war, lieb und gut, jung und schmiegsam, bereit Alles zu sein, zu werden, was er wünschte; wie sie auf keine Weise die bittere Kränkung, den tiefen Schmerz verschuldet hatte, die sie bedrohten; wie er vielleicht ihre ganze Zukunft in Grund und Boden verderbe, indem er ihre Zuversicht auf die Treue, ihren Glauben an Liebe untergrabe. Aber immer und immer kam er auf den Schluß zurück: Es ist doch unmöglich, meine Hand Agathen zu geben, während mein Blick sie sucht und, wenn nicht außer mir, doch ewig in mir sie findet. Denn in mir — da hat sie gelebt, die langen, langen Jahre hindurch, und nur zuletzt .... geschlafen, eingewiegt von dem monotonen Geschwirr des Lebens, das mich umfing. Hätte sie nicht immer in mir gelebt, wie würde sie denn urplötzlich so göttlich lebendig geworden sein? Es giebt Menschen, in denen lebt nichts; deshalb können sie für Alles leben, was außerhalb ihnen liegt. Andre fühlen sich gedrungen für das zu leben, was in ihnen lebt; die nennt man thöricht, oder egoistisch, oder ... groß, je nachdem

ihre Wesenheit sich an ihrer inwohnenden Idee ausbildet. Die Größe giebt Gott seinen Begnadigten; die erwirbt man nicht, man empfängt sie nur. Aber tüchtig kann man auf seine eigene Hand werden; auch wenn man seinen Ideen nachgeht, auch wenn es thöricht aussieht. Und egoistisch? wer sich elend fühlt, und ein fremdes Wesen an dies Bewußtsein schmiedet, macht es um so elender, je zarter es empfindet, und bei zwanzig Jahren wiegen ein Paar Tage voll Schmerz nicht so schwer, als bei vierzig ein Leben voll Bitterkeit, Mißstimmung und Jammer. Und egoistisch? ich erreiche nichts, ich gewinne nichts! sie denkt nicht an mich. Aber ich, o Gott, bin frei, an sie denken zu dürfen.

Er versuchte sogleich an Agathe zu schreiben. Doch Herz und Hand zitterten ihm. Es ist ein fürchterlicher Entschluß für einen besonnenen Menschen, einem Unschuldigen weh zu thun. Auch schien es ihm gar so übereilt. Er verbrannte den Brief. Drei Tage nach seiner Rückkehr nach Berlin wollte er lieber schreiben. Es kam ihm kein Zweifel ein, daß auch dann sein Brief in demselben Sinne lauten würde, denn sein Herz war wie erfroren gegen Agathe. Er hatte sie im Schmerz gesehen: das ist ein scharfer Probirstein für die Seelen. Die Freude nicht! ihrer Natur nach verklärt sie, so wie der Schmerz seiner Natur nach verdüstert. Wie stralend muß die Seele beschaffen sein, welche mit ihrem Licht die Verdüsterung des Schmerzes besiegt. Als er im Ausbruch des tiefsten und wahrsten Gefühls sie um Vergebung bat, da fragte Agathe: „Was hast Du gethan?“ — und vergab nicht, und blieb verdrießlich. Das ist das Uebelste, was eine Frau thun kann. Die Verdrießlichkeit ist etwas so ganz Unerträgliches, daß ihr gegenüber der Mann sich selbst ganz

gerechtfertigt vorkommt, auch wenn er weiß Gott was für Unthaten begangen hätte.

Tags darauf ging Sigismund Forster von der Eisenbahn kommend die Linden herauf. Er ging unter den Bäumen. Er sah sich nicht um, als auf dem Reitweg rasches Pferdegetrappel erscholl, aber als Tosca Beiron, ihr Pferd an die Barriere lenkend, ihm zurief:

„Guten Morgen! aber schönen guten Morgen!"

Da mußte er freilich aufsehen. Er that's; er nahm den Hut ab. Es war ihm eine selige Befriedigung so, mit diesem Zeichen der Ergebenheit, und zu ihr emporschauend, vor ihr stehen zu dürfen. Sein erstes Gefühl ihr gegenüber war, wie einst, das der unermeßlichsten Bewunderung; nur aber war es nicht, wie einst, in das kleine Wort zu fassen: sie ist schön! sondern — in gar keines.

„Wie geht's denn?" fragte sie.

Er antwortete nicht. Er sah sie an — wer kann sagen, mit welchem Blick!

Blitzschnell berührte sie den Hals ihres Pferdes mit der Reitgerte und sprengte fort; Ignaz ihr nach.

Ignaz sagte zum General, als er mit Tosca bei ihm eintrat:

„Stellen Sie Sich vor, lieber Onkel, meine schöne Tante hat den Regierungsrath Forster entdeckt. Ja, ja, entdeckt! wir waren eben ins Brandenburger Thor hineingeritten, und er war ungefähr zwanzig Schritte von unserm Hause"....—

„Wie Sie übertreiben, Ignaz!" rief sie lachend.

„Und, wolverstanden, den Rücken uns zugewendet, als meine schöne Tante sich plötzlich, allen Polizeigesetzen zuwider, in Carriere setzt, oder, daß ich nicht übertreibe! in train de

chasse, weil sie in dieser unerhörten Entfernung, unter diesen vielen Menschen, den Regierungsrath Forster erkannt hat — vermuthlich mit einem sechsten oder siebenten Sinn, denn die gewöhnlichen fünf reichen unmöglich dazu aus — und eben deshalb nannte ich diese Erkennung eine Entdeckung."

„Ich war ganz neugierig, zu erfahren, was ihn so lange unsichtbar gemacht hat," — sagte Tosca unwillkürlich ein wenig verlegen und ein wenig unwahr; denn mogte sie auch noch so neugierig gewesen sein, als sie Sigismund gewahrte, empfand sie nichts — als Freude.

„Nun? und was sagte er?" fragte der General.

„Ich hatte nicht Zeit, ihn zu fragen," entgegnete sie noch etwas verlegener; „Ignaz ritt so rasch fort" .... —

„Ich? himmlische Tante! wie ein Lamm so ruhig verhielt ich mich neben Ihnen! Aber die Wahrheit ist, lieber Onkel, daß der Regierungsrath Forster nicht sehr bei Laune zu sein schien, und noch ernsthafter als gewöhnlich aussah. Da verlor meine schöne Tante die Geduld, und sprengte von dannen, wie sie gekommen war — da es gewiß höchst verdrießlich ist, keine Antwort auf die freundlichsten Fragen zu erhalten."

„Ignaz! was erfinden Sie für Geschichten!" sprach Tosca lächelnd; aber sie sah ihn mißtrauisch an, nicht wissend, ob Scherz oder Bosheit im Spiel sei.

„Aber welch ein Scharfblick! aber welch ein Adlerauge!" fuhr er fort; „woran erkannten Sie ihn nur? nicht wahr, am schwarzen Ueberrock und an den gelben Handschuhen, welche alle Welt genau so trägt?"

„Trägt; aber vermuthlich nicht so trägt," entgegnete sie gelassen; „denn am Gang und an der Haltung muß ich doch wol den Regierungsrath Forster erkannt haben, da Sie Selbst

ja meinen, an der Allerweltslivree von schwarzem Rock und gelben Handschuhen könne es nicht sein. Uebrigens wundre ich mich auch über mein scharfes Auge. Ich habe nie diese Fähigkeit in solchem Grad bei mir bemerkt."

„Vielleicht weil Sie kein Interesse hatten, sie zu beachten."

Sie sah ihm scharf in die Augen; sie fand darin den kleinen lauernden Ausdruck, den sie immer hatten, und an den sie dermaßen gewöhnt war, daß sie sich wunderte, wie sie ihn bemerkte; auf seinen Lippen lag sein gewohntes Lächeln, das, obgleich in Gewohnheit ausgeartet, dennoch auf seinem schönen Munde hübsch war. Es war nichts, gar nichts in dem Gesichte, was sie plötzlich hätte frappiren können. Sie sagte scherzend:

„Mein Ignaz, Sie sind neidisch."

Er fuhr innerlich zusammen, und sprach mit unveränderter Miene: „Und wenn ich's wäre?"

„So würde ich Ihnen rathen, den fatalen Fehler abzulegen," antwortete sie halb ernst, halb schelmisch, und ging ihrem Zimmer zu.

„Bleib hier, Tosca!" rief der General, „und hadert noch ein wenig mit einander, liebe Kinder! ich versichere euch, daß nichts in der Welt mir ergötzlicher anzuhören ist."

„Ich werfe nur das schwere Reitkleid ab," sagte Tosca.

Als sie nach zehn Minuten wiederkam, fand sie Besuch vor.

Am Abend, zur gewohnten Stunde, erschien Sigismund. Der General sagte freundlich:

„Wir haben Sie recht vermißt."

„Und sind ganz besorgt um Ihr Verschwinden gewesen," sagte Ignaz noch freundlicher.

„Das ist viel," sagte Sigismund zum General und „Zu viel" zu Ignaz.

„Und ist Ihre Arbeit gelungen?" fragte Tosca.

„Welche Arbeit, gnädige Frau?" entgegnete er.

„Nun die, welche Sie am Abend nach Liszts Conzert mit schwerem Herzen unternehmen wollten, und zu der ich Ihnen Glück zu! wünschte."

„Ah die!" rief er, plötzlich sich auf die Unterhaltung besinnend; — „ja, gnädige Frau, ich schmeichle mir"...

„O wenn Schmeichelei dabei im Spiele ist, dann irrt man sich leicht!" rief sie.

„Aber welch' erstaunenswerthes Gedächtniß haben Sie," sagte Sigismund.

„Ja!" rief Ignaz, „merkwürdige Gaben aller Art hat meine himmlische Tante, und es ist wirklich eine Gnade von Gott, daß er ihr eine versagt hat. Rathen Sie, Herr Regierungsrath, was das ist, ich bitte."

„Sie werden es nie errathen," sagte Tosca und sah Sigismund vertrauend an.

„Ich bitte, rathen Sie doch!" fuhr Ignaz fort; „was meinen Sie wol das meiner schönen Tante fehlen dürfte?"

„Ich wüßte nichts — als Menschenkenntniß etwa," sagte Sigismund etwas trocken.

Der General neigte mit bejahender Zustimmung den Kopf, und Tosca rief sehr vergnügt:

„Mit dieser Lösung bin ich ungemein zufrieden, um so mehr da mein Mann ganz derselben Meinung ist. Nun, beau neveu, haben Sie noch Lust mit Ihrer Behauptung hervorzutreten?"

„Hervortreten? nein! denn ich könnte Ihnen doch am Ende damit etwas zu Leide thun, schöne Tante; aber behaupten — ja! in aller Demuth, versteht sich."

Der kleine gewohnte Kreis fand sich zusammen. Ignaz ging fort. Sigismund nahm lebhaft an der Unterhaltung Theil, und es machte sich von selbst, daß er von seiner Fahrt nach Magdeburg, von seinem Besuch bei seiner Schwester erzählte, und dabei Tosca die Huldigung seines Schwagers darbrachte, welche dieser im Augenblick des Abschieds ihm dringend aufgetragen, mit der banalen Anhängselphrase: Falls sie sich noch meiner erinnert. Tosca nahm es dankbar an; sie freute sich bei der Gelegenheit erfahren zu haben, wo und bei wem er gewesen sei. Sigismund hatte gefühlt, daß sie das zu wissen wünsche. Nun ward er schweigsamer. Er versank in ein ihm ganz neues Glück: er fühlte sich innerlichst frei, frei sie anbeten zu dürfen, und er dachte mit tiefster Aufrichtigkeit, daß, wenn er sie alle Abend in seinem Leben so wie heute sehen dürfe, so fehle ihm nichts, um glücklich zu sein. Sie war gar nicht übernatürlich geistreich, sie hatte auch keine ungewöhnlichen Talente, sie war schön — wie man es bei dreißig Jahren sein kann. Aber wie sie ist, so ist sie ein Lichtgeist, der nicht unsrer Zeit und unsrer Welt angehört! — dachte Sigismund — und welche himmlische Gabe könnte ihr fehlen? was Ignaz Mangel nennt, ist gewiß nur eine Herrlichkeit mehr. Zuletzt schwieg er ganz. Die Minuten, in welchen er sie hören und sehen durfte, kamen ihm wie Jahrhunderte vor, zu wichtig, zu inhaltschwer, um oberflächliche Worte in sie zu verflechten.

Es sollte eine Schachpartie organisirt werden; der General sah ihr gern zu. Sigismund wechselte seinen Platz mit

einem der Anwesenden, und setzte sich zu Tosca, welche die in seinen Augen wundervolle Gewohnheit hatte, Abends niemals Tapisserie zu nähen. Sie sagte freundlich:

„Ich werde Sie bei Gelegenheit um mein kleines blaues Flacon bitten."

„Ach Gott!" rief er, „das ist zerbrochen."

Er hatte ganz und gar das unglückliche Flacon vergessen, und daß Tosca daran ein Recht habe. Die Aufrichtigkeit in seinem Ton überzeugte sie.

„Nun wenn's zerbrochen ist, so ist's gut!" sagte sie beruhigend.

„Sie würden es mir also nicht lassen?"

„Ich weiß, daß Sie Sich nichts aus kleinen Geschenken machen," erwiderte sie mit heiter spöttischem Lächeln.

„Gnädige Frau," entgegnete Sigismund ganz ernsthaft, „wenn man einmal huld- und gnadenreich Vergebung der Sünden ertheilt hat, so darf man nicht mehr auf sie zurückkommen. Das heißt nutzlos martern."

„Da haben Sie wol Recht," antwortete sie sanft, „aber ich scherzte nur, denn glauben Sie mir, es ist kein Vorwurf mehr in meiner Seele, nur Dank."

„Dank, weil ich Ihnen Schmerz gemacht?" fragte er ungläubig.

„Als der Schmerz über mich kam, da nahm ich mir vor, besser zu werden als ich war, damit mich künftig kein ähnlicher treffen möge; denn in all' unsern Schmerzen liegt eine ganz heimliche, ganz kleine, oft vor uns selbst verborgene Schuld. Je besser der Mensch, um desto weniger Schmerz hat er, weil innerer Vorwurf der Giftzahn des Schmerzes ist — und keinen Schmerz hat er, der ihn zernichtet. Ich

denke doch ein wenig tüchtiger geworden zu sein, als ich damals war, und ist es da nicht sehr natürlich, demjenigen Dank zu wissen, der mir dazu geholfen hat?"

„Mit diesen Gefühlen wird man Märtyrin," sagte Sigismund, der es besser fand, im Scherz als im Ernst zu antworten.

„O behüte!" rief sie, „um das zu werden, müssen sich diese Gefühle einzig und allein Gott zuwenden."

„Wenn ich Sie reden höre, so gut, so klar, so einfach, so wünschte ich wol von Graf Adlercron zu erfahren, welche Vollkommenheit Ihnen fehlen sollte."

„Er meint, daß ich kein Herz hätte," sagte sie unbefangen.

„Da ist er im großen Irrthum!" rief er.

„Nicht wahr?" fragte sie; und mit wundervoller Klarheit legten sich ihre Blicke auf sein Auge.

„Ich meine, daß Sie es da haben, wohin es gehört — und nirgends sonst," sagte Sigismund fast feierlich.

„Haben Sie zu vielen Menschen so tiefes Vertrauen?" fragte Tosca.

„Nein, o nein!" rief er rasch; „nur zu Ihnen... denn ein Charakter, wie der Ihre, rechtfertigt jede Zuversicht dieser Art" — setzte er gefaßter hinzu.

Seine Worte, sein Ton, sein Ausdruck fielen tief und stark in ihre Seele; sie meinte plötzlich in sich eine Schatzkammer von ungeahnten Reichthümern gewahr zu werden, und um sich eine Frühlingswelt voll duftender, glänzender, freudiger Blüten. Es überlief sie der wundersam geheimnißvolle Schauer, der über uns hinrieselt, wenn wir fühlen, ohne es zu denken, daß unserm innerlichsten Leben eine Krisis

bevorsteht. Es ist, als hörten wir die Würfel fallen, die den Gang unsrer zukünftigen Schicksale bezeichnen, und wir schauern in uns selbst zusammen, wie die alten Propheten, wenn der Finger Gottes sie berührte. Ja, sie waren mächtig, die alten Propheten, mit tiefsinnigem Blick, mit weisheitvollen Lippen, sie wußten die Geschicke der Völker und die Umwandlungen der Welt; — und wir sind schwach und blind! aber wenn der Finger Gottes uns berührt, so sind wir Alle gleich klein oder gleich groß; — und er berührt Jeden von uns.

Mit bewundernswerther Kraft deckte Tosca, wie eine Nonne mit ihrem Schleier, ihre mächtige Bewegung zu, und sagte in ihrer heitern Weise, die Ignaz, nur weil er herzensunkundig war, herzlos nannte, und ohne Sigismund anzusehen:

„Ah! ich hab' also einen Charakter! das ist mir lieb zu erfahren! ich gesteh' Ihnen, ich hab' ihn mir nicht zugetraut."

„Das ist die Art und Weise tüchtiger Menschen: sie sind, sie haben; allein sie trauen es sich nicht zu."

„Sagen Sie mir nicht solche Sachen!" rief sie fast ungeduldig; „oder sagen Sie sie in einem Ton, womit man Fadaisen zu sagen pflegt! denn jezt mit Ihrem ernsten Ton gesprochen, da machen Sie mich am Ende glauben, daß Sie aus Ueberzeugung sprechen."

„Und das ist's grade, was ich wünsche und was Sie, gnädige Frau.... sollt' ich meinen, wünschen müßten. Man hört und sagt so unermeßlich viel Fadaisen, daß man ihrer, nach einer Reihe von Jahren, so überdrüssig wird, wie gewisser allzu süßer Speisen."

„Sie sind aber wirklich nicht für die Fadaisen, das merk' ich!“ rief Tosca lachend. „Wer in aller Welt hat je zu einer Frau, die sich einbildet noch sehr schön und sehr jung zu sein, von „einer Reihe von Jahren“ gesprochen?“

„Sie sind so ganz anders, als die Frauen zu sein pflegen, daß man unwillkürlich auch anders zu Ihnen redet, freier, zuversichtlicher, des Verständnisses gewisser — und daher unbefangen.“

„Und das Alles zu Ehren meines Charakters?“

„Ja, denn er ist das, was ich am höchsten im Menschen schätze.“

„Ach,“ sagte Tosca mit einem leichten Seufzer, „er mag doch schwer durchzuführen sein, ein Charakter, sobald das Leben schwer wird. Was am Morgen leicht war, kann am Mittag mühselig sein! wie schwierig, unter allen Umständen immer Dasselbe zu thun!“

„Nicht — immer Dasselbe thun, das kann auch der urtheil- und einsichtslose Eigensinn. Aber — immer das Rechte thun, unter allen Umständen: das macht den Charakter.“

„Haben Sie Charakter?“ fragte sie mit gedankenvollem Ernst.

„Gnädige Frau, Sie Selbst wissen am Besten, daß ich keineswegs zu jeder Zeit das Rechte gethan,“ erwiderte er lächelnd.

„O ich denke nicht an die Kindergeschichten!“ rief sie ungeduldig.

„Sie bereiten doch vielleicht den Charakter vor,“ antwortete er gelassen. „Trotz, Eigensinn, Uebermuth können wol-

durcharbeitet zum Charakter heraufgebildet werden, und undurcharbeitet ein wüstes Chaos bleiben."

„Nun? und Sie?"

„Ich arbeite!" sagte er.

Sie blickte ihn an; sein ungewöhnlich strenger Ausdruck überraschte sie. „O Verzeihung, wenn ich Ihnen weh gethan!" sprach sie schüchtern.

„Sie thun mir nie anders als wol," erwiderte er, und ein Lächeln glitt in seine Augen, ohne bis zu den Lippen herab zu steigen.

Tosca schlug die ihren zu Boden und fragte: „Reiten Sie nie spazieren?"

Es ist bedenklich, wenn so abgebrochene und unzusammenhängende Fragen plötzlich ins Gespräch hineinspringen, weil sie eben zeigen, daß es durchaus unterbrochen werden soll.

Sigismund kam und ging, und ging und kam. Er hatte in diesen Tagen keine Gelegenheit zu einer besondern Unterhaltung mit Tosca. Er fand sie immer allein mit ihrem Mann; aber grade dann kam sie ihm am allerbewundernswerthesten vor. Immer die gleiche freundliche Laune, immer das liebe herzliche Wort, und eine Geschicklichkeit ohne Gleichen, um den Gesprächen die Wendung zu geben, welche dem General die liebste war. Gottes Engel müssen so klar, so mild aussehen — dachte Sigismund — aber ist es denn möglich, daß dies zarte, schöne, tiefe Herz nichts geliebt hat, als die Pflicht?

Ihn hatte es geliebt, und nach ihm — die Pflicht; sonst nichts. Seelen wie Tosca sind aus einem Stück. Sie lieben ganz, wenn sie lieben und was sie lieben, ohne zu handeln, zu feilschen, oder Concessionen zu machen. Sie sehen stolz

aus, weil sie hoch — und kalt, weil sie tief sind; wenigstens urtheilen so die oberflächlichen, an die gewöhnlichen Allüren gewohnten Menschen. „Sie ist nicht stolz, sie ist nicht kalt," dachte Sigismund. Aber: „Mich hat sie geliebt!" — das wagte er nicht zu denken, denn das konnte bei einer Gesinnung, wie die ihre, wol heißen: „Und mich würde sie lieben."

Der General befand sich so gut, wie lange nicht. Die Aerzte hatten nicht grade Hofnung zur Genesung, aber doch zu einem bessern Zustand gegeben. Tosca sprach vom Frühling, von sommerlichen Reisen, um dem armen Kranken immer mehr Zuversicht einzuflößen, als ob es nur seines Entschlusses bedürfe, um in den Wagen zu steigen.

„Anfang April, gewiß! da werden wir abreisen können," sagte sie, „und nach dem Rhein — nicht wahr? — Dort ist's am schönsten auf der ganzen Welt ... so weit ich sie kenne."

Ein unsäglicher Schmerz legte sich wie eine Geierkralle auf Sigismunds Brust. Anfang April, da wollte sie gehen! wenn der Frühling kam, wollte sie fort, und dann sah er sie vielleicht nie wieder — wahrscheinlich sogar. Dann sank das Leben wieder in die Schatten zurück, die sie, wie die Sonne, zertheilt hatte. Aber äußerlich ruhig sprach er mit ihr vom Rhein, von Bonn und vom Professor Zeller.

Später ging er auf sein Zimmer und schrieb:

„Agathe! Du ahnest gewiß, was ich Dir zu sagen habe. „Nein! Sie wissen es, Agathe, ohne daß ich es Ihnen zu „sagen brauchte. Vergebung. Aber es ist so: lieber kein „Herz, als ein halbes. Das Leben führt uns bisweilen zu „überraschenden Wendepunkten, von wo man die Dinge anders,

„in anderm Licht, in andrem Zusammenhang betrachtet. Das
„ist mir geschehen, und Sie haben es nur zu wol bemerkt.
„Ein Name ist genannt, auch in Ihrer Gegenwart; der Name
„ist's. Ich sage das, weil ich nicht lügen kann, noch mag,
„und weil ich wünsche, daß Sie mir nun auch glauben, wenn
„ich ferner sage: der Name zerstört meine Gegenwart, ohne
„mir eine Zukunft zu verheißen, und er hat nichts für mich
„gethan, als daß er, wie ein Gestirn, wieder aus dem Meer
„der Vergangenheit aufgetaucht ist. Weiter nichts! und auch
„ferner wird es heißen: weiter nichts! Sie sehen, ich weise
„das stille, schöne Glück, das Sie mir versprachen, nicht für
„die Hofnung auf ein chimärisches Glück fort, sondern — für
„gar keine. Es muß also wol aus Ueberzeugung sein. Aber
„ich fühle, daß ich Ihnen nichts Andres sagen kann und darf,
„als — Vergebung! — Sigismund Forster."

Er versiegelte und adressirte den Brief. Am andern
Tage wollte er ihn nach seiner Gewohnheit selbst auf die Post
bringen. Eh das geschah, empfing er einen von der Justiz-
räthin Gertner.

„Mein lieber Forster," schrieb sie, „da ich keine Ahnung
„davon habe, was eigentlich zwischen Ihnen und meiner Toch-
„ter vorgefallen sein mag, und da Agathe mit unglaublicher
„Hartnäckigkeit darüber schweigt, so habe ich Ihnen nichts
„weiter zu sagen, als das, was Agathe mir aufträgt. Sie
„bittet Sie, ihr binnen drei oder vier Wochen nicht zu schrei-
„ben, keine Zeile, kein Wort, und noch viel weniger herzu-
„kommen. Sie sagt: bis dahin werde sie ruhig sein und
„Ihnen schreiben, und dann würde Alles gut werden; doch
„jezt könne sie nichts hören, nichts denken, nichts schreiben,
„nichts, gar nichts; und sie hoft, daß Sie diesen Wunsch

„ehren werden, indem Sie ihm nachkommen. Sie sei übri-
„gens ganz wol und gesund, läßt sie Ihnen sagen, und ich
„bestätige das, weil ich meine, daß Sie diese Beruhigung
„brauchen.“

Eine freudige Aufregung bemächtigte sich Sigismunds. Zwar that es ihm leid, daß der Brief an Agathe nicht auf der Stelle Alles zwischen ihm und ihr klar machen solle; aber der Gedanke, daß sie wahrscheinlich selbst die Vorstellung der gelös'ten Verbindung in sich keimen und wachsen lassen, daß sie selbst ihr Wort zurücknehmen wolle, machte ihn fast glücklich. Auf welche Weise der Bruch geschehen solle, je weniger peinlich und schmerzlich für Agathe — desto willkommner ihm! und alle Eitelkeit, alle eigenliebige Härte, welche im Mann so mächtig sind, verstummten gänzlich vor der unsäglichen Freude — frei zu werden ohne zerknickende Härte.

Er wollte hinaus, in die frische Luft, unter den heitern blauen Himmel. Ihm war, als höre er schon die Lerche ihren kleinen jubelnden Auferstehungsgesang tiriliren. Er sprang die Treppe hinab, und traf auf dem Vorsaal des ersten Stockwerks mit Tosca zusammen.

„Da bin ich!“ sagte er mit ganz besondrer Freudigkeit. Was lag ihm jezt daran, ob sie einst fortging. Jezt war sie da, und er bei ihr.

„Himmel!“ rief sie, „Sie sehen aus wie vor zwölf Jahren — so gewissermaßen glückselig übermüthig.“

„Fahren Sie aus, gnädige Frau?“ fragte er, denn sie war im Pelz und ein Diener stand hinter ihr.

„Ich gehe aus, es ist so schön! ich muß in die Stadt, muß etwas kaufen für Ignaz, dessen Geburtstag morgen ist — ich weiß nur nicht, was und nicht wo.“

„Darf ich Sie zu Rey führen?"

„O ja.... aber ich schäme mich Ihrer ein wenig, denn Sie sehen warlich aus, als hätten Sie nicht übel Lust, unter den Linden einen Freudensprung zu machen."

Sigismund versicherte, ganz gesezt einher wandeln zu wollen. Sie gingen zusammen aus. Es war ein prächtiger Wintertag. Lauter Krystall, und die Sonne durchfunkelte ihn. Und die Herzen waren auch frisch und hell wie Krystall, und die Aurora der Liebe dämmerte ihren bezaubernden Prismaschein in sie hinein. Aber sie sprachen von den allergleichgültigsten Dingen, und amüsirten sich dennoch vortreflich. Ich gestehe, nichts hat mir einen höhern Begriff von der Zaubermacht der Liebe beigebracht, als die Bemerkung, daß wenn zwei Menschen unter ihr stehen, kluge, gescheute, geistreiche Menschen, die sonst ziemlich viel Aufwand von Verstand begehren oder machen, wenn sie sich bei einem Gespräch unterhalten sollen, — daß die ganz befriedigt sind, und die Conversation vollkommen nach ihrem Geschmack zu finden scheinen, wenn der Eine spricht: „Heut ist schön Wetter!" — und der Andre antwortet: „O wunderschön." — So gewiß ist's, daß man nicht durch den Geist glücklich ist... nur durch das Herz. Aber dennoch glaub' ich auch, daß auf die Dauer ein wenig Geist der Liebe keinen Schaden thut. Sie hat nur so ihre kindlichen Momente, wo sie gleichsam in der Wiege liegt und lallt. Da ist sie noch nicht bis zum Geist, bis zum Bewußtsein vorgedrungen, da hat der Schmetterling erst eben seine Raupenhülle abgestreift, und die Schwingen noch nicht versucht; und da meint er noch, in dem Rosenkelch, wo er geboren sei, müsse er leben und sterben. Später wagt er denn

doch den Flug, und bis zum Himmel hinauf; und dazu gehören denn freilich alle Kräfte der Psyche.

Tosca war nicht zufrieden mit den Sachen, die man ihr bei Rey zeigte. „Was soll ein Mann mit all solchen Kinkerlitzchen anfangen?“ fragte sie. „Lieben Sie dergleichen Kram?“

„Als Geschenke von lieben Händen — sehr.“

„Das ist was Anders! auf dem Fuß steh' ich nicht mit Ignaz. Warum lachen Sie?“ rief sie, als Sigismund nicht ein Lächeln unterdrücken konnte.

„Weil ich mich wundre, daß Sie Sich zu täuschen suchen. Sie wissen sehr wol, welchen Werth Graf Adlercron auf Ihre Huld legt.“

„Ja, in wichtigen Dingen! aber bei solchem Plunder“....

„Für dies Gefühl giebt es keinen Plunder! die Krone oder der Bonbon sind von gleichem Werth.“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß grade von diesem Gefühl nicht die Rede ist, und daß mein Neffe, so sehr er mir auch ergeben ist, und so gern er auch Bonbon speis't, dennoch lieber eine Krone von mir annimmt, als ein Schreibzeug?“

„So beklag' ich ihn.“

„Aber das wußten Sie ja längst.“

„Wie hätte ich das wissen sollen, gnädige Frau?“ fragte Sigismund unbarmherzig.

Tosca erröthete und rief: „Sie haben mich auf einen guten Einfall gebracht! ich werde Bonbon für Ignaz kaufen. Er ißt leidenschaftlich gern Bonbon. Begreifen Sie diese Liebhaberei?“

„Jede Liebhaberei ist schwer zu begreifen, wenn man sie nicht theilt; indessen scheint sie mir doch viel unschuldiger, als für den Wein z. B., oder für Cigarren, oder für Schnupftaback.“

„Ach!“ rief sie lachend, „die Unschuld ist so entsetzlich unpassend für einen Mann! Ja, ja! ich spreche ernsthaft. Es giebt allerlei kleine Dinge, die ihm nicht gut stehen, und die er den unschuldigen Kindern oder den schwachen Frauen überlassen muß.“

„Ich weiß nicht,“ rief Sigismund, „wie Ihr Geschlecht zum Prädikat des schwachen gekommen ist, gnädige Frau! da es doch unleugbar das stärkere ist. Wir haben freilich die Kraft, aber bei der Frau ist die Macht.“

„Die Leute sehen sich nur auf der Oberfläche um und nach außen: da tritt ihnen die Kraft überwältigend entgegen. Um die Macht zu erkennen, muß man tiefer gehen, muß eigene Beobachtungen und Erfahrungen gemacht haben, wozu ich, als Frau, natürlich nie Gelegenheit hatte.“

Sigismund schüttelte den Kopf und sagte: „Jede Frau ist sich ihrer Macht bewußt“.... —

„Vielleicht in sehr glücklichen Verhältnissen,“ unterbrach ihn Tosca. „Im Allgemeinen scheitert dies Bewußtsein an der Kraft des Mannes, die oft.... Härte ist.“

Ihm schien, als ob sich eine Wolke über ihre schönen Augen legen wolle. Darum fragte er hastig und scherzend:

„Ich bitte, gnädige Frau, bin ich etwa auch mit einigen von den „kleinen Dingen“ behaftet, die Sie unpassend für einen Mann finden?“

„Ich kann's nicht leiden,“ entgegnete sie, „wenn ein Mann Bonbon liebt, Parfüms braucht, helle, bunte Farben

im Anzug trägt, und kleine Hände hat. Das Alles hat einen gewissen gebrechlichen Anstrich, den ich nur uns gestatte."

Ignaz hatte heute viel zu leiden, obgleich Tosca Geburtstagsgeschenke für ihn einkaufte; denn dies Alles war gegen ihn gesagt.

„Wie Sie mich demüthigen, gnädigste Frau!" rief Sigismund; „die einzige Schönheit, welche ich mir schmeichelte zu besitzen, eine wolgebildete Hand — belegen Sie mit dem Anathema."

„Ja," sagte Tosca la end, „wenn Ihre Hand nicht durchgearbeitet, stark und geschmeidig aussieht — wenn sie nicht aussieht fest und bestimmt, als wisse sie zu halten, was sie ergriffen, zu stützen, was sich ihr anvertraut, durchzuführen, was sie begonnen hat: so haben Sie eine ganz unschöne Hand, zu der Niemand auf der Welt Vertrauen haben wird."

Sie wußte sehr genau, welch eine schöne, edelgebildete Hand Sigismund hatte, und er freute sich unglaublich, daß sie es ihm in dieser Weise sagte.

„Also eine ganze Theorie über die Bildung der Hände steht Ihnen zu Gebot?" fragte er.

„Gewiß! ich kenne Jemand, der aus dem Fuß und dem Gang der Menschen Schlüsse auf ihren Charakter macht; weshalb sollt' ich nicht aus der Hand und ihren Bewegungen?"

„Für den Scherz ist das Alles sehr gut, für den Ernst sehr gefährlich."

„Ach!" rief Tosca, „mit all meinen Beobachtungen komme ich doch nicht vom Fleck! es ist mir nicht Ernst damit. Ich

frage meinen Mann, was er von Diesem und von Jenem hält; und danach richt' ich mich ein. Das ist ungleich bequemer."

Während sie das sagte, fiel ihr ein, daß sie bei Sigismund eine Ausnahme von dieser Gewohnheit gemacht, und den General nie um seine Meinung über ihn gefragt hatte. „Denn ich kannte ihn früher," — sagte sie sich heimlich, wie zu ihrer Rechtfertigung.

„Und warum verschmähen Sie, durch eigene Beobachtung zu einem Urtheil zu kommen?" fragte er.

„Weil ich ihm so gern dankbar und verpflichtet mich fühle," entgegnete sie ruhig.

Sigismund antwortete nichts. Er sah sie an mit einem Blick voll Ehrfurcht und Huldigung. Könnte ein demüthiges Herz je triumphiren, so würde dies Gefühl jetzt Toscas Herz bewegt haben, denn zum ersten Mal fiel es ihr ein, daß ihr Leben schön und edel sein möge. Sie hatte nie daran gedacht; sein Blick sagte es ihr. „Aber das Schöne und Edle wird geliebt" — sprach heimlich eine Stimme in ihr — „und nur das!"

Sie fuhr zusammen und sagte fast ängstlich:

„Der Wind hebt an recht scharf zu wehen;" und sie gingen nach Hause.

Auf dem Vorsaal trat Toscas Kammermädchen ganz verstört ihr entgegen, und sagte, der General sei plötzlich heftig erkrankt. Tosca eilte zu ihm. Ignaz war schon da; der Arzt auch. Es war derselbe Zufall, wie in jener Nacht; nur stärker, bedenklicher.

„Er stirbt!" rief Tosca, als sie ihn ohne Bewegung und Besinnung fand.

Der Arzt sagte nicht Nein.

Es vergingen einige fürchterliche Tage. Es ist eine unermeßliche Folter, am Krankenbett nicht mehr hoffen zu dürfen! unwillkürlich taucht der Gedanke auf, der Tod sei unter diesen Umständen ein Erlöser, und doch kommt Einem solch ein Wunsch wie ein Mord vor. Tosca litt unsäglich. Sie warf sich die anderthalb Stunden ihrer Entfernung als ein Verbrechen vor, obgleich es ihre tägliche Promenade war. Sie glaubte eine Strafe des Himmels für jedes Wort zu empfangen, welches sie zu Sigismund gesagt hatte. „Mit der Liebe für einen Andern im Herzen, sitz' ich am Sterbebett des besten und edelsten Mannes" — sprach sie langsam und schwer zu sich selbst. Sie war erdrückt, wie von einer ungeheuern Schuld. Sie flehte zu Gott um das Leben ihres Mannes, und wenn sie der Erhörung ihres Gebets gewiß zu sein glaubte, so ergriff sie ein namenloser Schmerz, denn sie fühlte, daß ihr innerstes Leben umgewandelt sei, und daß sie in Zukunft Dornen finden werde, wo sie bisher nur Blumen gekannt.

Sie war die unermüdliche Pflegerin des Generals. Sie verließ nie freiwillig sein Zimmer. Wenn sie überwältigt vom Schlaf, oder halbohnmächtig zusammensank, so trugen Ignaz und die Krankenwärterinnen sie nach ihrem Zimmer, wo sie ein Paar bleierne Stunden verschlief. Ignaz stand ihr treu zur Seite.

„Sie sind sublim, Ignaz!" sagte sie einmal und gab ihm die Hand.

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Und Sie sind es wol nicht, Tosca?"

„Oh .... ich!" rief sie, und faltete demüthig die Hände.

Sie hatte keinen andern Gedanken, als der sich auf die Pflege ihres Mannes bezog. Ignaz sprach zu sich selbst: „In der Stimmung wäre sie, um die Donation zu machen; aber! aber! der Moment ist nicht günstig! ich darf mir jezt, am Sterbebette, nicht merken lassen, woran ich denke. Sie muß für mich in ihrer gegenwärtigen Stimmung bleiben.“ — Sie sah Sigismund nicht. Er hatte den Takt, nicht zu kommen. Er fragte die Dienstboten .... wol zwanzig Mal täglich; zuweilen den Arzt. Bei den Fragen nach dem General erfuhr er beiläufig etwas über Tosca. Er war in qualvoller Angst, daß ihre Gesundheit leiden möge, und die Sorge, welche er zuerst um sie gehabt, erwachte mit erneuter Stärke: Ignaz werde ihre Rührung und Trauer benutzen, um sie zu einem, hinsichtlich ihres Vermögens nachtheiligen Schritt zu bewegen — im Fall der General stürbe.

Im Fall der General stürbe! sein Herz schlug hoch auf. „O wenn sie mich liebte!“ dachte er unter jenem Strom des Entzückens, der wie der Tod den ganzen Menschen zugleich vernichtet und verklärt. „O wäre doch mein Brief an Agathe damals fortgegangen!“ dachte er gleich darauf. Ehe er sich ihr gegenüber nicht frei hingestellt hatte, fühlte er sich nicht frei.

Am siebenten Tage starb der General. Tosca benahm sich ernst und ruhig, eben so fern von Verzweiflung, als von Gleichgültigkeit. In seinen letzten Stunden war ihm das Dämmerlicht des Bewußtseins aufgeflackert, und er hatte ihr Worte des Dankes, der Anerkennung, der Liebe gestammelt, die sie zu hören verdiente, und die sie mit heiliger Rührung anhörte.

Er war todt und begraben. Bis dahin hatte sie Niemand gesehen, nicht Ignaz, nicht Sigismund; sie wollte nicht.

Ihr war beklommen zu Muth, wenn sie an Sigismund dachte. Sie versuchte nachzudenken, wie sie sich ihm gegenüber zu benehmen, was sie zu thun habe. Der Schluß davon war: Nichts hab' ich zu thun, denn ich liebe ihn .... und Er? — —

Am Tage nach dem Begräbniß des Generals kam sie aus ihrer Klausur hervor. Sie wollte sich nicht den Anschein einer Untröstlichkeit geben, die sie nicht wirklich empfand. Sie ließ Ignaz zu sich bitten. Sie sagte ihm, sie gedächte die ersten sechs Wochen der tiefen Trauer in Berlin zuzubringen, und dann zur Testamentseröfnung nach Trier zu gehen, wo der General das seine gemacht und niedergelegt habe. Während der Zeit wolle sie hier mit Rechtsgelehrten sprechen über die Art und Weise, wie sie sich mit seiner Familie am besten in der Erbschaftsangelegenheit auseinanderzusetzen habe. Sie hatte nicht vergessen, was Sigismund ihr in jener Nacht gerathen. Sie sprach und erschien ganz selbständig und überlegend. Sie schien zu fühlen, daß sie für die Zukunft allein auf sich selbst angewiesen sei, und für sich selbst sorgen müsse. Sie sprach so klar und bestimmt, daß Ignaz seine Hofnungen schwinden sah. Kein Rechtsgelehrter auf der Welt, das wußte er sehr gut — würde ihr je zu der Donation rathen. Durch diese Donation allein konnte er Herr des ganzen Vermögens werden; alsdann gab er der Mutter, den Geschwistern, an Tosca selbst, nur eine Rente; die Masse blieb sein, und er konnte mit diesem Vermögen Anspruch auf eine große und reiche Heirath machen. Ohne die Donation, wenn es zu einem Vergleich kam, ja, wenn Tosca sogar die Hälfte der Erbschaft abtrat, war immer seine Mutter die Erbin, und er ging mit seinen Geschwistern dereinst nur zu gleichen Theilen aus. Das war ein ganz miserables

Loos! Er dachte, da sei es doch schon besser, Tosca zu heirathen, und er freute sich unaussprechlich, daß er von jeher Worte hatte fallen lassen, welche auf eine tiefe und heimliche Liebe zu ihr deuteten. Er hatte freilich einer Andern lebhaft den Hof gemacht, und sogar in Toscas Gegenwart von der Möglichkeit einer Verbindung mit ihr gesprochen; aber das ließe sich vielleicht als eine nothwendige Zerstreuung darstellen. Auf einmal fuhr über diese geistige Rechentafel ein nasser Schwamm. Es war der Gedanke an Sigismund Forster.

„Tosca!" rief Ignaz sehr lebhaft, „warum sprechen Sie mit mir von Hab und Gut? Haben Sie keine andre Worte für mich?"

„Ihre Zukunft liegt mir sehr am Herzen, guter Ignaz," erwiderte sie, „denn Sie haben die schwere Vergangenheit treu mit mir getheilt. Ich mögte jene gern sicher stellen und leicht machen. Und wir haben ja auch schon früher darüber geredet! — Uebrigens wissen Sie wol, daß mir für meinen Dank nur die Worte fehlen, und daß ich ihn in Gesinnung und That auszusprechen wünsche. Wie kann Sie das plötzlich kränken?"

„Nicht kränken — nur tief betrüben, daß Sie mich nicht verstehen wollen. Vergebung!" rief er, als sie ihn ernst und mißbilligend ansah; „Vergebung! ich schweige .... jezt! — Aber," fuhr er in seinem gewohnten Ton fort, „weshalb wollen Sie hier sechs lange Wochen verbringen? Sie haben hier keine nähern Freunde und da draußen am Rhein so viele, welche sich alle beeifern würden Sie zu zerstreuen."

„Wozu das?" fragte Tosca; „die Zerstreuung kommt immer früh genug."

„Jetzt, bei dem frischen Winterwetter würde das Reisen nicht beschwerlich sein."

„Das Hierbleiben ist es auch nicht, lieber Ignaz, und ich mag mich nicht gern ohne Noth in meinen tiefen Trauerkleidern auf der Landstraße und in Gasthöfen umhertreiben."

Ignaz ergrimmte innerlichst. Es quoll ein bittrer Haß gegen Sigismund in ihm auf. Ist er denn nicht aus dem Wege zu schaffen? dachte er. Aber er versuchte nicht Toscas Plänen länger zu widersprechen, er wußte wol, daß nichts den Menschen so fest an seine Meinung schmiedet, als der fremde Widerspruch.

Nachdem Ignaz gegangen war, ließ Tosca an Sigismund sagen, es würde ihr lieb sein, wenn er zu ihr kommen könne. Er kam sogleich. Er war ganz schwarz gekleidet, und sah sehr blaß und sehr ernst aus. Seit jenem heitern Morgen hatten sie sich nicht gesehen. Nun standen sie einander gegenüber, die zwei edlen Gestalten, und die Herzen voll verschwiegener Liebe waren mit den Trauerkleidern zugedeckt. Ein leichtes Zittern überglitt Tosca; sie setzte sich. Da trat Sigismund zu ihr heran, kniete vor ihr nieder, und reichte ihr seine Hand. Sie legte die ihre hinein, und er hielt sie einen Augenblick, wie man ein Geschenk empfängt, ohne sie anzufassen, ohne sie zu drücken. Dann ließ er sie sanft fallen, stand auf, und setzte sich ihr gegenüber. Das Alles war ernst und langsam geschehen, fast feierlich. Kein Wort war gewechselt, nur ein Blick.

„Gnädigste Frau," sagte Sigismund darauf mit fester Stimme, „wenn Sie bei irgend einer Angelegenheit eines ergebenen Menschen bedürfen, so befehlen Sie nur über mich."

Es war eine große Erquickung für Tosca, daß es ihm nicht einfiel, ihr sein Bedauern oder seine Theilnahme anders auszusprechen, als durch seine Erscheinung. Sie sprach von der großen Dankbarkeit, die sie Ignaz schuldig sei, und wie ihr so sehr daran liege, mit ihm und seiner Familie in freundlichem Vernehmen zu sein. Sie sagte in Bezug auf den General:

„Er hatte gewichtige Gründe, um zu handeln, wie er eben that, und wenn er in den letzten Jahren sein Testament nicht verändert hat, so geschah das ganz gewiß, weil er wol wußte, daß ich der Veränderung seines Sinnes gemäß handeln würde. Ignaz hat sich wie ein Sohn für ihn benommen, und so denk' ich, daß er auch in die Rechte eines Sohnes treten muß."

„Thun Sie Alles, was Sie für recht und gut halten, gnädige Frau, nur begeben Sie Sich nicht in irgend eine Abhängigkeit von dem Grafen Adlercron. Dergleichen Verhältnisse sind immer peinlich, auch bei den edelsten, den reinsten Gesinnungen auf beiden Seiten, und es können Umstände eintreten, welche sie unerträglich machen. Daher beschwör' ich Sie, den Gedanken an eine Donation, den Sie einmal flüchtig gegen mich äußerten, aufzugeben."

„Ich hab' es gethan," sagte sie erröthend; ... „aber ich mögte doch gern ohne einen Prozeß davon kommen."

„Wer sind die nächsten Blutsverwandten des Generals?"

„Seine einzige Schwester, Gräfin Adlercron."

„Wenn Sie die Erbschaft mit ihr theilen, so wird sie diesen friedlichen Ausgang dem unfriedlichen und unsichern eines langwierigen Prozesses vorziehen.... sollt' ich meinen."

„Ignaz hat mir gestanden,“ sagte Tosca ein wenig verlegen, „daß seine Mutter sehr ... ja, ganz außerordentlich an Geld und Gut hange; da würde sie vielleicht doch nicht damit zufrieden sein.“

„Es wäre doch des Versuches werth, gnädigste Frau. Ich gestehe Ihnen, ich zweifle nicht an friedlicher Ausgleichung.“

„Und das wäre vielleicht ein Mittel, um sie mit ihrem Sohn zu versöhnen!“ rief Tosca lebhaft.

„Ist sie mit ihm entzweit?“ fragte Sigismund.

„Ja,“ sagte Tosca, vertrauenvoll nacherzählend, was Ignaz ihr vorerzählt hatte; — „weil sie mit ihrem Bruder gespannt war, so mißbilligte sie es, daß Ignaz zu uns kam, und hat ihn in den ganzen drei Jahren nicht sehen wollen. Da sie aber so am irdischen Gut hangen soll, so mein' ich, wird sie ihm seinen Ungehorsam verzeihen, wenn sie einsieht, daß sie ihm das ersehnte Vermögen verdankt. Dann, welch' eine Freude für Ignaz!“

Sigismund dachte auf der Stelle, daß Ignaz, wenn er wirklich nicht im guten Vernehmen mit seiner Mutter lebe, wol im Stande sein könne, die Erbschaft für sich allein zu wünschen und ... zu behalten. Eingedenk der eilf Geschwister, welche ihn damals in Toscas Mund so heftig erschreckt hatten, bestärkte er Tosca in ihrer Ansicht, die Erbschaft mit Gräfin Adlercron und nicht mit ihrem Sohn zu theilen, weil sie die natürliche Erbin des Generals sei. An der Freude, welche Ignaz nach Toscas Meinung empfinden würde, zweifelte Sigismund heimlich; aber er sprach den Zweifel nicht aus. Möge sie ihn immerhin für gut und redlich halten,

dachte er, sobald Ignaz dies Vertrauen nicht mißbrauchen kann, so schadet es ihr nichts.

Tosca bat Sigismund ihr einen verständigen und zuverlässigen Mann zuzuführen, dem sie diese Angelegenheit übertragen könne. Er versprach es. Dann wechselten sie noch ein Paar Worte über ihr Befinden, und Sigismund ging ernst und gelassen, wie er gekommen war, und ebenso blickte Tosca ihm nach; aber Beiden war zu Muth, als hätten sie ein neues Leben angetreten.

Tosca war ein Paar Tage hindurch nicht wol. Der Rückschlag der heftigen Emotionen machte sich durch nervöse Abspannung fühlbar. Sie litt nichts Bestimmtes, aber sie fühlte sich durch und durch leidend, wie das zart organisirten Personen geht, welche nicht an schmerzlich aufregende Erschütterungen gewöhnt sind. Sie sah Ignaz alle Tage auf kurze Zeit, und Sigismund gar nicht. Daraus schöpfte Ignaz Hofnung, und als sie sich eines Abends besser befand, sprach er ihr sein Entzücken darüber so lebhaft aus, daß er sich dafür einen kleinen Vorwurf von ihr zuzog.

„Wie kann ich anders!“ rief er, und kniete neben dem Sopha nieder, auf dem sie lag; „Sie wissen ja, daß mein Herz voll von Ihnen ist.“

„Ja, nebenher!“ sagte Tosca lächelnd.

„Sie haben mich nie verstehen wollen, immer den Ausbruch des Gefühls in mich zurückgedrängt,“ sprach er mit niedergeschlagenem Ton. „Früher mogten Sie Gründe haben, die ich ehrte; doch jezt martern Sie mich nicht länger — es wäre eine ganz nutzlose Grausamkeit. Ich liebe Sie, Tosca,“ fuhr er lebhaft fort, ohne sich von ihr unterbrechen zu lassen; „ich habe Sie geliebt, drei Jahr an Ihrer Seite, täglich,

stündlich Sie sehend, in Ihrer größten Intimität lebend, hab' ich Sie schweigend geliebt, und gewiß nur in ganz überwältigenden Momenten meine Liebe verrathen. Aber nun ist's vorbei mit der Kraft! ich kann nicht mehr schweigen! ach! zürnen Sie mir nicht; ich sehe Ihre Trauerkleider, ich kenne die kühle abwehrende Außenseite, welche Sie wie einen Schild hervorkehren; ich begehre ja auch vor der Hand keine Gewißheit, nur Hofnung, Tosca!"

Während er sprach, sah sie ihn gelassen an. Sigismund hatte vor einigen Tagen auch vor ihr gekniet, nichts gesagt, nichts gethan, nichts erfleht; und sie hatte ihn verstanden und ihm geglaubt. Von Allem, was Ignaz ihr sagte, glaubte sie kein Wort.

„Sie täuschen sich, Ignaz!" antwortete sie ruhig; „bis daher hab' ich immer geglaubt, daß Sie mir gut wären; jezt, glaub' ich, daß Sie Sich für mich fanatisirt haben, durch die traurigen und schmerzenreichen Situationen, in denen Sie mich gesehen, durch meine tiefe Einsamkeit, welche mich ohne Eltern, ohne Kinder, ohne Brüder ins Leben gestellt hat, und mich jezt der treusten und sichersten Stütze — des Gemals beraubt. Aber lieben? ... nein, Ignaz, Sie lieben mich nicht!"

„Aber was verstehen Sie denn unter Liebe, Tosca, wenn eine so grenzenlose Ergebenheit, wie die meine, Ihnen nicht diesen Namen zu verdienen scheint!" rief Ignaz heftig; „und wenn Sie doch eben so wenig die Ausbrüche der Leidenschaft, die in mir wohnt, dafür gelten lassen werden."

„Die grenzenlose Ergebenheit und die Glut der Leidenschaft gehören auch zur Liebe," sagte sie gedankenvoll, aber

ohne an Ignaz zu denken. „Allein . . . wie ich sie mir vorstelle, muß sie doch noch etwas Andres sein“ . . . . —

„Und was muß sie sein, Tosca! wie stellst Du Dir vor, daß die Liebe sein müsse?“ fragte Ignaz, ganz bereit auf ihre Vorstellung einzugehen.

„Ignaz!“ sagte Tosca ungeduldig, „ich hab' Ihnen schon einmal verboten mich Du zu nennen.“

Ignaz drückte die Zähne zusammen; aber er sagte nur: „Nun, Tosca?“

Sie stützte sinnend den Kopf in die Hand, legte fest und tief ihre prächtigen Augen auf die seinen und sagte langsam: „Die Liebe muß ein unvergänglicher Austausch von unerschöpflichen und magnifiken Gefühlen sein.“

Hätte sie alles Andre gesagt — auch auf die kolossalste Sentimentalität, auch auf die höchste Ueberspannung wäre Ignaz eingegangen! Er war gefaßt auf irgend eine grandiose Phrase der Art. Aber, daß sie keine leere Phrase sagte, sondern die Wahrheit; aber daß sie auf den Tausch, auf die Gegenseitigkeit, die Liebe basirte: das machte ihn stumm.

„Also lieben Sie mich nicht,“ setzte Tosca nach einer Pause hinzu, „und Sie werden früher oder später zu dieser Erkenntniß gelangen. Auf morgen, lieber Ignaz, morgen werd' ich ganz gesund sein.“

Sie wünschte es lebhaft — um die Geschäfte zu ordnen! sprach sie heimlich. Doch weit lebhafter um Sigismund wiederzusehen. Ach, liebt er mich denn wirklich? fragte sie sich wol tausendmal in diesen Tagen. Aber das war nur nervöse Unruh. Ihr Herz zweifelte nie. Diese innere Gewißheit, welche keines Wortes, keines Zeichens bedarf, ja, zuweilen sie verschmäht, erhebt die Liebe zu einer göttlichen Eigenschaft:

zur Allwissenheit; denn ihr All' ist das geliebte fremde Herz.

Ignaz war im heftigsten Zorn. Ein Tausch von magnifiken Gefühlen! rief er; Gott! wie kommt nur solcher Unsinn in den Kopf einer sonst ziemlich verständigen Frau. Ein Tausch von Ringen — à la bonne heure! unter diesen Umständen gehörte der wesentlich zu meiner Ansicht von der Liebe. Aber ist es denn möglich, daß sie diesem widerwärtigen, langen, blassen, finstern Regierungsrath gegenüber auf jenen magnifiken Tausch verfallen kann? Wenn's eine passende Partie wäre — oder wenn der Mann ebenso brillant und bezaubernd wäre, wie er nicht ist — dann ließ' ichs gelten! ich könnt' es begreifen! Jezt ist's unbegreiflich! Und welchen Einfluß er auf sie hat! Sie denkt nicht mehr an die Donation. O Himmel, warum ließ ich sie nicht früher machen, ehe unberufene Rathgeber sich hinein mischten! es wäre alsdann ein freundschaftliches Uebereinkommen zwischen uns gewesen! Jezt, wenn die Gerichte dabei ins Spiel kommen, wenn sie ein Paar Dutzend Advokaten, oder Justizräthe, oder wie die Rechtsverderber heißen mögen! darum befragt: jezt verwandelt sich die pompöse Donation in einen magern Vergleich .... der meiner eigensinnigen Mama zu gut kommt und ... dem Herrn Regierungsrath Forster! Sacristi!

Grade diesen Vergleich besprach Tosca am nächsten Morgen mit einem Rechtsgelehrten, den Sigismund ihr empfohlen hatte, und den sie zu sich bitten ließ; dann ließ sie Ignaz rufen, und sagte, indem sie ihm mit freudestralendem Gesicht entgegentrat:

„Mein lieber Ignaz, ich mache mir ein wahres Fest daraus, Ihnen etwas zu sagen, das Ihnen lieb sein wird, weil

es meinen unbehaglichen Zwiespalt mit Ihrer Mutter unfehlbar beendet. Der Herr Justizrath hier hat mir gesagt, daß ihr die Hälfte der Erbschaft zukomme"...—

„Ich habe nicht gesagt: zukomme! gnädige Frau," unterbrach sie der Justizrath.

„Entschuldigen Sie meine ungeschickte Weise mich auszudrücken," sagte Tosca, „und Sie, lieber Ignaz, schreiben Sie das Ihrer Mutter, und bitten Sie sie in meinem Namen, die kleine Spaltung zu vergessen, welche bis daher, ohne meinen Willen, stattgefunden hat. Der edle Todte, den wir Alle betrauern, wird dann mit uns Allen zufrieden sein."

Milde Thränen flossen über ihr schönes klares Antlitz, als sie ihre Hand an Ignaz gab und die seine herzlich drückte. Er sprach sich auch höchst gerührt und höchst dankbar aus; aber ihm war zu Muth, als müsse er seiner Mutter rathen einen Prozeß gegen Tosca zu beginnen. Wer weiß, ob er nicht zu unsern Gunsten sich entschiede! dachte er. — — —

Sigismund war durch die Ankunft seines Schwagers überrascht worden. Er erschrak förmlich, als er ihn bei sich eintreten sah; sein Kommen schien ihm in Verbindung mit Agathen zu sein. Aber keineswegs.

„Stell' Dir vor!" sagte Friedrich, „dies verdammt feuchte Wetter, und ein Paar nothgedrungene Fahrten längs der Elbe, während ihrer perniziösen Nebel, haben mir ein Paar Anfälle von kaltem Fieber zugezogen. Kein Chinin ist dagegen so wirksam, als Luftveränderung: drum komm' ich her! morgen geh' ich zurück."

„Das ist zu schnell," sagte Sigismund; „Du hast ja nicht Zeit, die Wirksamkeit Deines Mittels zu erproben."

„Nicht hier, aber in Magdeburg! — Und nun komm, mein Alter! wir wollen zu Sala Taroni Austern essen, und zu Meinhard speisen gehen. Ich habe schon Diesen und Jenen besucht und begegnet, und ihnen gesagt ebenfalls dahin zu kommen."

„Wie?" sagte Sigismund lachend, „Austern essen und bei Meinhard diniren? ein Fieberkranker?"

„Wenn man reis't wie ein Gesunder, muß man sich auch übrigens wie ein Gesunder geriren!" rief Friedrich. „Und glaubst Du, daß ich nur Andern, nicht mir selbst, ein Rezept zu schreiben verstehe? und glaubst Du, daß so ein Rezept sich schwerer einnimmt gegen die Austern, als gegen das kalte Fieber? Allons! zu Sala Taroni!"

Er nahm Sigismund unter den Arm. In der Thür begegneten sie einem Diener, der Sigismund bat, gegen Abend zur Frau Generalin zu kommen; sie wünsche ihn in Geschäften zu sprechen.

„Was ist das für eine Generalin?" fragte Friedrich ganz neugierig.

„Frau von Beiron," entgegnete Sigismund.

„Was Wetter! Tosca Beiron? und in Geschäften!"

„Der General ist vor vierzehn Tagen gestorben und ich habe ihr den Justizrath Kleber empfohlen," sagte Sigismund; „darauf werden sich vielleicht die Geschäfte beziehen."

„Ich würde ihr für mein Leben gern meine Aufwartung machen, wenn ich nur wüßte, daß sie mich empfinge!" rief Friedrich. „Könntest Du sie nicht fragen?"

Sigismund war tödtlich erschrocken über diesen Vorschlag. „Sie hat noch gar keine Besuche in dieser Zeit angenommen," sagte er ein wenig verlegen.

„So so! — Nun, mein Junge, Agathe läßt Dich vielmal grüßen!" sagte Friedrich etwas boshaft.

Sigismund sah ihn ganz erstaunt an.

„Ja ja," fuhr Friedrich lachend fort, „Du magst es wol nicht um sie verdienen, aber sie läßt Dich doch grüßen — gutmüthig wie sie ist — und läßt Dir sagen, daß sie Dir sehr bald schreiben würde."

„Gottlob!" rief Sigismund aus tiefster Seele.

„Was Wetter? habt Ihr Euch verzankt? und schon vor der Hochzeit?" sagte Friedrich gespannt.

„Nein, bester Friedrich," sagte Sigismund kurz. Ihm schwebte auf den Lippen dem Schwager zu sagen, wie er mit Agathen stehe; aber er dachte, es schicke sich nicht, daß er sich früher gegen einen Andern, als gegen sie selbst darüber ausspreche. Darum bog er ferneren Neckereien durch die abgebrochene Antwort vor.

Nachdem die Herren die Austern bei Sala Taroni excellent gefunden hatten, gingen sie zu Meinhard hinüber, wo sich ein Paar gute Freunde Friedrichs zu ihnen fanden, und wo sie sehr munter zusammen speis'ten.

An einem Tisch neben dem ihren saß Ignaz mit zwei andern Herren.

Um fünf Uhr verließ Sigismund die fröhliche Gesellschaft, und versprach seinem Schwager, ihn später in der italienischen Oper aufzusuchen.

Tosca sagte, als er bei ihr eintrat: „Ich freue mich recht Sie wiederzusehen, jezt wo mir so viel besser und leichter ums Herz ist."

„O es ist eine Seligkeit, sich leichten Herzens zu fühlen, und wenn es auch nur, wie das Ihre, von einem Sonnen=

stäubchen gedrückt worden ist," sagte Sigismund. Sein Herz war schwer. Die ungelös'te Verbindung mit Agathen zermarterte ihn. Während er vor der Welt noch ihr Verlobter war, während sie ihm Grüße schickte wie einem Geliebten — hatte er sich mit Herz und Hand einer Andern anverlobt. Gern hätte er keine fernere Rücksicht auf ihre Bitte genommen, und ihr geschrieben; allein sein Brief, der noch immer versiegelt im Schreibtisch lag, und der vor drei Wochen die Wahrheit sagte — war jezt nicht mehr wahr! Er konnte nicht mehr sagen: „weiter nichts;" denn eine Zukunft, reich, voll, glänzend wie das Paradies, hatte sich ihm erschlossen, und Tosca stand in dessen Mitte und winkte ihn zu sich hinein. Er liebte, und Liebe macht das Herz zart und empfindlich, auch für Andere; daher fühlte er, daß jener Brief Agathe wol sehr traurig gemacht hätte; daß es aber eine unerhörte Kränkung für sie sein würde, wenn er heute die volle Wahrheit schriebe. Und so entschloß er sich denn, immer wieder auf Agathens Beschluß zu warten, und die quälende Pein, die er bis dahin leiden mußte, als eine Buße für den etwaigen Leichtsinn, den er sich bei seiner Verlobung zu Schulden hatte kommen lassen, hinzunehmen. Daß Agathe ihm nicht sein Wort zurückgeben werde, fiel ihm nicht ein: so gänzlich und durch und durch fühlte er sich von ihr abgelös't, auch wenn er nicht, wie jezt, sich Tosca gegenüber befand.

Tosca kannte nicht die Qualen eines zerspalteten Herzens; ihr Geschick hatte sie anders geführt. Ja, sie kannte nicht einmal ein großes Leid, denn jener eine frühe Schmerz ihrer Jugend, der wie das Hyadengestirn trübe an ihrem Horizont gestanden hatte, war untergegangen, seitdem sie jezt Sigismund kennen gelernt; — und ihre gegenwärtige Trauer um

den Gemal war kein herzbrechendes Weh, und sie suchte auch nicht es vor sich selbst als ein solches darzustellen, aufrichtig, wie sie war. Daher kannte sie im Grunde nur Aeußerlichkeiten, peinliche Verhältnisse zu Andern etwa, welche das Herz bedrücken konnten, und theilnehmend fragte sie Sigismund, ob er vielleicht in und mit seiner Familie Unannehmlichkeiten habe. Ihm war zu Muth, als müsse er vor ihr niederknien und ihr Alles sagen, seine Liebe zu ihr, sein Verhältniß zu Agathen, das doch keins mehr war. „Aber nein!“ dachte er; „wenn ich frei bin — dann will ich sprechen, von Lieb' und Leid, von Allem! weshalb soll ich sie jezt aus ihrem Himmel voll Frieden in meine Unruhe hinabziehen? ... und wie lange kann es dauern? zwei, drei Tage vielleicht, so bin ich frei.“ Er sagte zu Tosca:

„Nein, gnädige Frau, Unannehmlichkeiten hab' ich nicht in meiner Familie, und auch nie gehabt. Wir sind unser fünf Geschwister und die Mutter, Alle vollkommen einig unter einander; aber Sorgen hat man doch, wo so Viele sind, an deren Wol und Weh man Theil nimmt. Ich habe zwei Brüder; der jüngste ist ein Glückskind: der würde vom Thurm herunterfallen und wolbehalten, wie eine Katze, auf seinen Füßen auf dem Boden anlangen; das ist ein lieber guter unbedeutender Mensch, der es aber doch einmal zu etwas ganz Tüchtigem bringen mag. Der Andere hat große Gaben, Geist, Schönheit, Charakter — aber kein Glück“ .... —

„Und darüber wundern Sie sich?“ rief Tosca; „wo die Gaben sind, ist nie das Glück! In großen Gaben ist immer ein gewisser Stolz, der zum Glück zu sagen scheint: „Geh', ich brauch' dich nicht.“ Wo sie fehlen, da hat das Glück so recht freie Hand, und es liebt, wie alle Despoten, Alles für

den Schützling zu thun. Die Menschen mit großen Gaben würden ja die ganze Welt an sich reißen, verbrauchen, beherrschen, zernichten, wenn sie auch noch Glück hätten! nein, Gott sorgt auch für seinen Mittelschlag."

„Nennen Sie die Reichbegabten weniger sein?" fragte Sigismund lächelnd.

„Ach," sagte Tosca, „sie sind es vielleicht mehr. Jede Gabe ist ja eine Gnade."

„Mein Bruder hat nicht nur kein Glück," fuhr Sigismund fort, „sondern ein entschiedenes und beängstigendes Unglück. Er hatte eine große Liebe — und die Liebste starb, als nach fünf Jahren ihre Eltern endlich ihre Einwilligung gaben. Er hatte ein Duel, und sein Gegner fiel. Er flößte einem jungen Mädchen niedrigen Standes, als er in Folge dieses Duels auf der Festung saß, ohne es zu wollen, ja, ohne eine Ahnung davon zu haben, eine so heftige Leidenschaft ein, daß sie geisteskrank ward und noch ist"...—

„Gott behüte mich vor dem unheimlichen Menschen!" rief Tosca. „Lies't man solche Schicksale in Romanen, so meint man, der Autor habe sie sich hinter seinem Schreibtisch zusammen gedacht."

„Es ist doch traurige Wirklichkeit bei meinem armen Bruder," entgegnete Sigismund.

„Nur das Eine muß ich bezweifeln," sagte sie, „daß Ihr Bruder keine Ahnung von jener Leidenschaft des armen Mädchens gehabt haben soll. Solche Ahnung haben Männer.... nein! ich will ehrlich sein! hat man immer."

„Wie konnte er! er hat sie nie gesprochen.... kaum gesehen. Wenn auch das Wort überflüssig ist — der Blick ist es nicht. Das Mädchen war die Tochter des Thorschreibers.

Sie sah meinen Bruder täglich. Morgens und Abends, mit hypochondrischer Pünktlichkeit, machte er einen Spaziergang um die Wälle der Festung, und ging dabei immer an ihrem Häuschen, ihrem Fenster vorüber. Er war immer allein, denn er floh dazumal die Menschen; er sah zergrämt und melancholisch aus; schön ist er, wie ich selten einen Mann gesehen. Auf welche Weise sich die Liebe in ein Herz von sechszehn Jahren schleicht, mit welchem Gefolge von Mitleid, von Theilnahme, vielleicht von Romanlectüre — wer hat das ergründet! Als mein Bruder nach einem Jahr die Festung verließ, wurde das Mädchen immer stiller und stiller, dann tiefsinnig, und jezt halten die Aerzte sie für unheilbar, weil sie in Stupidität versunken ist."

„O Himmel, wie ist denn Ihrem Bruder dabei zu Muth?" rief Tosca schaudernd.

„Wie einem Manne, der, ohne es zu wollen, großes Unheil gestiftet hat: traurig und ruhig."

„Ist es Ihrem Bruder nie eingefallen, das arme Mädchen herzustellen, indem er es heirathet?"

„Das glaub' ich wol nicht, gnädige Frau! sie war ganz ungebildet, ganz unschön, fremd seinem Wesen, seinem Herzen" .... —

„Aber da sie ihn so sehr liebte!"

„Was liebte sie, gnädige Frau? seine Erscheinung! seine gesenkte Stirn, seinen melancholischen Ausdruck! ist es nicht sehr leicht möglich, daß ihr exaltirter Kopf aufgehört hätte, ihn zu lieben, sobald sie ihn hätte lachen hören oder Champagner trinken sehen? — Um ein solches Opfer sublim zu machen, muß es am rechten Ort gebracht werden."

„Ach,“ sagte Tosca, „wird der klügelnde Verstand nicht immer behaupten, es sei nicht der rechte Ort?“

„Wol dem, den die Verhältnisse in einfache Situationen bringen!“ sagte Sigismund schwer.

„Und was ist jezt Ihrem Bruder widerfahren?“ fragte Tosca. Sie meinte, es müsse Sigismund erfrischen, sich ihr mittheilen zu dürfen.

„Jezt wissen wir nichts Bestimmtes von ihm. Er spricht sich selten aus, und in gewissen Fällen nie. Wir haben nur gehört — wie sich denn das so herum zu sprechen pflegt — und wie wir das nach seinen Briefen vielleicht schließen dürfen, daß jezt er von einer heftigen und unglücklichen Leidenschaft ergriffen ist, die ihm seine Stellung, seinen Beruf, ja seine ganze Existenz unerträglich macht.“

„Mein Gott!“ rief Tosca, „wenn ich aus meinem stillen, kühlen, friedlichen Winkel heraus in die Wirbel-Existenz solcher Kinder des Sturmes sehe, wie preise ich dann mein Schicksal, das mich nie mit ihnen zusammen geführt hat! Sie würden mich vernichten oder zerbrechen“ ....

„Oder auch Sie würden ihnen Ihren Frieden, Ihre lichtvolle Klarheit geben, und wie ein Regenbogen in die Gewitterwelt hineintreten. Einer Seele wie der Ihren begegnet zu sein, ist ein unermeßlicher Segen, denn er wird zum Polarstern, — und solch ein Glück ist's, das der Mensch braucht; denn Kind der Stürme oder nicht, Glückskind oder nicht, seine umdunkelten Tage und Wege hat Jeder, und da hält es schwer, sich ohne solchen Stern zurechtzufinden.“

Er hatte mit solchem tiefen Ernst gesprochen, daß Tosca nicht daran dachte, zu erröthen oder verlegen zu werden. Aber eine Thräne trat ihr ins Auge. War es Freude? war

es Wehmuth? sie wußte es nicht. Aber sie dachte, indem sie Sigismund anblickte, daß er ihrem ganzen Leben die unwandelbare Richtung gegeben habe.

Sigismund wurde ruhiger bei ihr. Seine Niedergeschlagenheit wich, die Beklommenheit ließ nach. Er fühlte sich neben ihr wie auf dem Gebirg, in einer freiern, reineren, herzstärkenderen Atmosphäre. Unablässig wollten ihm die Worte, wie glücklich er sei, welche huldigende Liebe er für sie empfinde, über die Lippen gleiten. Er drängte sie gewaltsam zurück. Ihm schien, als sei er noch nicht werth, sie auszusprechen. Aber dieser verhehlte Kampf machte ihn schwermüthig, und als er jene Thräne in Toscas Auge sah, warf er zerbrochen und überwältigt beide Hände vors Gesicht, und sank zu ihren Füßen nieder.

Sie legte sanft ihre Hand auf sein Haupt. Es war, als erlöse ihn die linde Berührung von den spröden Fesseln der Qual. Er ließ die Hände fallen, und blickte zu ihr empor, während sie zu ihm herabblickte. Magnetisch sanken ihre Lippen auf einander; es war ein schüchterner, zitternder Kuß, den das Uebermaß und nicht der Mangel an Liebe so scheu und so flüchtig machte.

„Gehen Sie," sagte Tosca mit einer so süßen Inflexion der Stimme, wie er sie nie gehört, und so sanft, daß es ihm unmöglich war, ihr nicht zu gehorchen. Als er sie verlassen hatte, als er sich wiederfand unter dem Himmel voll blitzender Sterne und mit einem Himmel in der Brust; da wollt' er sich besinnen, wie das Glück über ihn gekommen sei. Er legte die Hand an die Stirn. Da tauchte es wie ein Blitz in ihm auf, das Wort, welches er einst im kindischen Uebermuth gesagt: „Meine Lippen sollen verdorren, wenn sie Tosca Beiron

küßten.“ — „O Thorheit!“ sprach er zu sich selbst; „die Fülle des Lebens erschließt sich .... und jezt erst recht!“ — — Er suchte in der Oper seinen Schwager auf und brachte den Abend mit ihm zu.

Tosca hätte sehr gewünscht, allein und ungestört bleiben zu dürfen; aber sie wollte Ignaz nicht absichtlich kränken und ihn abweisen lassen, wenn er nach seiner Gewohnheit käme, um ihr guten Abend zu wünschen.

„Mein Gott!“ rief er entgegen, als er kaum ins Zimmer getreten war, „was ist Ihnen widerfahren, schöne Tante, Sie sehen stralend aus!“

„Ich habe gelesen,“ sagte sie ein wenig verlegen und legte das Buch fort, welches sie in der Hand hielt.

„Wenn Sie gelesen haben, so ist's gewiß zwischen den Zeilen gewesen — was allerdings manchem Autor öfter widerfahren mag, als ihm lieb ist.“

„Aber Sie selbst, Ignaz, sehen ungewöhnlich heiter aus,“ sagte Tosca.

„Ich hab' auch gelesen, meine schöne Tante.“

„Und darf man fragen, welchen Autor?“

„Einen anonymen.“

„So? anonym? ist denn das heut zu Tag noch Mode? ich meinte, in unserm vom quasi beherrschten Jahrhundert sei man lieber pseudonym.“

„Briefe erlauben sich noch zuweilen die Anonymität.“

„Ach, Ignaz! einen anonymen Brief haben Sie bekommen? was steht darin? darf ich ihn nicht sehen?“

„Es ist ein Rendezvous“ ... —

„Und das plaudern Sie aus!“ rief sie, scherzend mit dem Finger drohend. „Es ist gewiß, daß die Männer ihr Glück

gar nicht zu schätzen wissen — denn es ist Glück, mein Ignaz, in eine gewisse Spannung und Erwartung versetzt zu werden, und ein Paar Stunden der Ungeduld und Neugier zu haben."

„Ach, ich glaube, die ganze Sache geht mich wenig oder gar nichts an," sagte Ignaz, und nahm einen Brief aus dem Portefeuille. „Was sagen Sie zu der Handschrift?"

Tosca sah sie an und sagte: „Das ist ein absichtliches Gekritzel und keine Handschrift."

„Lesen Sie, wenn es Ihnen Spaß macht," sagte Ignaz gleichgültig.

„Sie scheinen mir sehr blasirt zu sein," sagte Tosca lachend, und las den Brief, der nur die Worte enthielt:

„Wenn Graf Adlercron Mittheilungen zu haben wünscht, „welche ihm wichtig sein werden, weil sie eine Person interes„siren, für die er sich ganz außerordentlich interessirt: so muß „er morgen früh um 9 Uhr im Thiergarten bei der Statue „der Venus von Milo sein."

„O," sagte Tosca, „das ist nur eine Redensart! die Person, für welche er sich ganz außerordentlich interessirt, wird wol .... er selbst sein."

„Und wenn Sie es wären, Tosca?"

„Ich!" rief sie sehr erschrocken.

„Es ist doch ganz gewiß, daß ich mich lebhafter für Sie, als für mich selbst interessire."

„Was wissen Ihre anonymen Correspondenten davon!" sagte sie stolz und warf den Brief auf den Tisch.

„Die Welt weiß Alles, erfährt Alles, mischt sich in Alles" — sprach er kalt. „Personen, die in ihr eine gewisse Stellung einnehmen, werden sehr beobachtet" .... —

„Jezt wollen Sie mir erzählen, daß die Augen von ganz Berlin, vielleicht vom ganzen preußischen Staat auf meine arme Person gerichtet sind — nicht wahr? während ich doch die Ueberzeugung habe, daß höchstens ein Dutzend Menschen sich sehr oberflächlich um mich kümmern.“

„Es ist eine Schwäche der unbedeutenden Menschen, sich einzubilden, daß die Augen der ganzen Welt auf sie gerichtet sind; und es ist eine Manie gewisser ausgezeichneter Personen, sich einzubilden, daß sie unsichtbar, wie verhüllte Gottheiten, durch die Welt gehen. Hier, wie dort, ist es ein Irrthum, aber dort ist er schmeichelhaft, hier bequem.“

„Das mag fein und richtig bemerkt sein,“ entgegnete Tosca ruhig; „nur ich ... gehöre nicht zu denen, die sich durch fremde Augen geschmeichelt oder genirt fühlen, und ich bleibe bei meiner Meinung, daß der Brief Sie allein betrift.“

„Dann lohnt's nicht der Mühe, hinzugehen.“

„O bitte, bitte! lieber Ignaz, gehen Sie hin! erzählen Sie mir, wie man sich benimmt bei so einem geheimnißvollen Rendezvous.“

„Ob es nicht Spitzbuben sind, die mich ausplündern wollen? der Thiergarten soll nicht ganz geheuer sein.“

„Lassen Sie Uhr und Geldbeutel zu Haus und nehmen Sie ein Pistol mit.“

„Oder ob es nicht tout bonnement eine Bettelei sein wird?“

„Nun, so nehmen Sie den Geldbeutel mit.“

„Und so früh! neun Uhr! da muß ich um sieben aufstehen.“

„Wenn Sie so lange Zeit auf Ihre Toilette verwenden wollen,“ rief Tosca lachend, „so ist das ein unverkennbares

Zeichen, daß Sie sich weder auf Spitzbuben, noch auf Bettler gefaßt machen."

„Aber ich muß doch frühstücken, schöne Tante! Sie werden mir doch nicht zumuthen, diese enorme Promenade zur Venus von Milo in der Morgenkälte nüchtern zu machen?" rief Ignaz, und begann an seinen Knöpfen zu zählen: „Soll ich — soll ich nicht" . . . . —

„Sie sollen!" unterbrach ihn Tosca; „ich übernehme den Ausspruch des Schicksals."

„Sie haben es gewollt . . . ich werde gehorchen," sprach Ignaz.

Er hatte bei Meinhard ganz genau zugehört, wie Friedrich erzählte, nachdem Sigismund fortgegangen, daß und mit wem sein Schwager verlobt, und daß die Hochzeit ganz nah sei. Kein Wort war ihm entfallen. Sein Herz schlug hoch auf vor Freude. Es war nicht seine Gewohnheit, in irgend einer Angelegenheit ehrlich zu Werk zu gehen. Darum fiel es ihm nicht ein, diese Nachricht an Tosca, wie eine Neuigkeit etwa, zu erzählen. Er wollte sie ängstigen; durch die Heimlichkeit, die immer noch eine gewisse Unsicherheit zuließ, abquälen; gegen Sigismund erbittern; darum erfand er Brief und Rendezvous. Und dann war es möglich, ja wahrscheinlich, daß Sigismund die anonymen Beschuldigungen leugnen würde; und that er das: so wollte Ignaz schließlich Friedrichs Namen nennen. Dann hatte er sich an Sigismund gerächt, und Tosca gestraft; dann hofte er die Gewalt wieder über sie zu gewinnen, die er unleugbar nur verloren hatte, seitdem Sigismund in ihrer Nähe lebte; und dann gab sie ihm vielleicht in Zorn und Schmerz ihre Hand — und somit das halbe Vermögen, welches doch immer besser war, als nichts.

Jezt war er von ganz besonders liebenswürdiger und scherzhafter Laune; denn er fühlte sich seines Triumphes gewiß.

„Gott!“ dachte Tosca, nachdem Ignaz endlich gegangen war; „er ist wirklich ein recht angenehmer und guter Mensch... aber ich sehe wirklich nicht ein, weshalb er noch immer wie an mich geschmiedet ist! wenn er doch zu seiner Mutter ginge... oder wohin er sonst wollte. Ich kann ja sehr gut allein nach Trier reisen.“

Wenn ein tiefes und mächtiges Interesse sich des Herzens bemeistert, so werden dadurch die Bande der gewöhnlichen freundschaftlichen Theilnahme sehr gelockert. Es müssen eben so tiefe und mächtige Freundschaften sein, welche frisch wie der Phönix aus dem Scheiterhaufen auffliegen, den das Herz aus seinen früheren Schätzen und Kleinodien erbaut, und den es von den Flammen der Liebe gleichgültig verzehren läßt.

Der Justizrath Kleber kam früh am andern Morgen zu Tosca, und brachte ihr die Acte, die er für sie nach ihrer Angabe aufgesetzt hatte. Sie war ganz damit zufrieden, und behielt sie, um sie erst an Sigismund, dann an Ignaz zu zeigen. Sie wünschte, Jenen früher als Diesen zu sprechen, für den Fall, daß er irgend eine Bemerkung oder Aenderung an der Acte zu machen habe; und dann ... hauptsächlich!... sie wünschte ihn zu sehen. Er war seit dem Tode des Generals noch nie zu ihr gekommen, ohne daß sie ihn darum hatte bitten lassen; und so that sie es auch jezt.

Sigismund kam sogleich. Er hatte seinem Schwager zur Eisenbahn das Geleit gegeben, und Agathe durch ihn dringend beschwören lassen, ihm morgen zu schreiben, ihn nicht länger zu quälen; er sei wie auf der Folter.

„Ich sehe Dir wol die Aufregung an, mein Alter," erwiderte Friedrich. „Warte nur! ich werde es der Agathe so beweglich vorstellen, was und wie Du leidest" .... —

„Nein, nein! um Gottes willen, sag' ihr nichts, gar nichts, als daß sie mir zwei Zeilen schreiben soll!" rief Sigismund heftig.

Und kopfschüttelnd versprach Friedrich den Auftrag auszurichten.

Tosca erschrak über Sigismunds Aussehen. Es giebt einen gewissen fatiguirten Zug um Mund und Wange, der deutet auf körperliche Erschöpfung, und einen fatiguirten Zug um die Augen, der auf seelische deutet. Dieser Zug in einem geliebten Antlitz ist herzzerschmelzend oder herzzerreißend — je nachdem man das Bewußtsein hat, ihn verscheuchen zu können, oder nicht. Tosca wagte nicht, sich diese Kraft zuzutrauen. Sie fragte schüchtern und traurig:

„Wie geht es?"

„Schlecht... — schlecht!" antwortete Sigismund langsam und gepreßt.

Tosca hätte gern weiter gefragt: Schlecht? und ich liebe dich! Aber liebst du mich denn nicht? — Allein Sigismund imponirte ihr durch seine unerschütterlich gleichmäßige Haltung, so daß sie ihm höchstens auf ähnliche Fragen geantwortet, jedoch nimmer den Muth gehabt hätte, sie an ihn zu richten. Sie nahm all' ihre Kraft zusammen, gab ihm die Acte, und bat ihn sie durchzusehen. Sigismund that es, aber seine Hand, die das Papier hielt, zitterte.

„O Sie sind krank!" rief Tosca, stand auf und nahm das Papier.

Sigismund sprang lebhaft auf, ergriff ihre Hand und rief überwältigt: „Aber Tosca, könnten Sie mich denn lieben?“

Indem trat Ignaz ins Zimmer. Als er Tosca und Sigismund Hand in Hand gewahrte, warf er ihnen ein hämisches Lächeln zu. Tosca zog ihre Hand langsam und unverlegen zurück, nachdem sie Sigismunds gedrückt hatte, und Sigismund setzte sich wieder, nachdem er Ignaz begrüßt hatte, und fuhr fort die Acte zu lesen. Diese große Ruhe und der Gedanke, daß Sigismund es sei, der ihn um ein Vermögen bringe, welches er als das seine betrachtet hatte, erweckte den bittersten Groll in Ignaz. Als Tosca zu ihm sagte:

„Das ist das Papier, lieber Ignaz, das Alles zwischen mir und Ihrer Familie aufs Reine bringt;“ erwiderte er höhnisch: „Wie glücklich ist der Regierungsrath Forster, daß Sie ihm in einer so wichtigen Angelegenheit Ihr unbedingtes Vertrauen schenken.“

Sigismund hob den Kopf und sah Ignaz an.

Tosca sagte ruhig: „Sie haben ganz Recht, Ignaz! der Regierungsrath Forster besitzt allerdings mein volles Vertrauen. Doch in dieser Angelegenheit hab' ich auch noch einen Rechtsgelehrten zu Rath gezogen, und er hat jene Acte aufgesetzt.“

„Schöne Tante,“ sagte Ignaz mit seinem verbindlichsten Lächeln, „sollte volles Vertrauen nicht gegenseitig sein? und hat der Regierungsrath Forster Ihnen wol je anvertraut, daß er verlobt ist?“

Sigismund stand grade in die Höhe auf und sagte gelassen: „Herr Graf, Sie sind ein Nichtswürdiger."

Tosca warf einen prächtigen Blick von oben herab auf Ignaz und sprach mit unsäglicher Verachtung: „Ah, Sie kommen von Ihrem Rendezvous."

„Herr Regierungsrath," sagte Ignaz, „darauf werde ich Ihnen zu seiner Zeit antworten." Dann wandte er sich zu Tosca: „Nein, schöne Tante! die Anonymität würde Sie nicht überzeugen; aber das eigene Geständniß des Regierungsrath Forster soll es. Fragen Sie ihn doch, ich bitte, ob er sich nicht Mitte Dezember vorigen Jahres mit Fräulein Agathe, einzigen Tochter der verwittweten Justizräthin Gertner verlobt hat, und ob seine Hochzeit nicht auf die ersten Tage des April angesetzt ist, und ob sein Schwager, der Doctor Friedrich zu Magdeburg, etwa diese Geschichte nur erfunden hat. Ich würd' es Ihnen gönnen, Herr Regierungsrath," sagte er mit dem bittersten Hohn zu diesem, „wenn Sie jezt: Lügner! sprechen dürften."

Während Ignaz sprach, hatte Tosca ihn so scharf und durchbohrend angesehen, als wolle sie in den Grund seiner Seele dringen und dort die Wahrheit lesen. Es war etwas in seinem Ausdruck, das wie vollkommne Ueberzeugung klang, daher warf sie einen fast flehenden Blick auf Sigismund, um ihn zu beschwören, Ignaz mit einem Worte zu widerlegen.

Sigismund stand da, wie in die Erde gewurzelt, wie versteint, nur lebend in dem Blick, den er auf Tosca heftete. Als sie diesem Blick begegnete, schrie sie hell auf. Sie fühlte, daß Sigismund das Wort: Lügner! das sie hofte und ersehnte, mit einem andern Ausdruck gesagt haben würde.

„Tosca!“ rief Sigismund und fiel vor ihr auf die Knie.

Sie trat zu ihm heran; sie blickte ihn fest an, legte fest ihre beiden Hände auf seine Schultern, als ob sie ihn damit zu Boden drücken wollte, und sagte mit fester Stimme:

„Sigismund Forster! Du fragtest mich, ob ich Dich lieben könnte. Sieh! so tief, so stark, so unauslöschlich ich Dich geliebt habe — so tief, so stark, so unauslöschlich verachte ich Dich.“

Langsam ging sie in ihr Zimmer. Sigismund und Ignaz wechselten einige Worte. Dann ging Sigismund herauf. Ein Brief von Agathen lag auf seinem Schreibtisch. Er erbrach ihn mechanisch, gedankenlos; ihm war, als habe er mit der Welt und dem Leben abgethan, als sei er begraben unter Toscas Verachtung. Agathe schrieb:

„Ich habe ruhig werden wollen, um ohne Zorn und ohne „Uebereilung den letzten Schritt zu thun, den, der uns trennt, „und den Sie gewiß von mir erwarten. So lange ich glück„lich war, habe ich mich über Ihre Gefühle für mich täuschen „können; jezt, da ich es nicht mehr bin, kann ich es nicht. „Sie haben mich nie geliebt, nie mit dem ganzen Herzen, so „wie Sie lieben können, geliebt. Das ist nicht Ihre Schuld, „und nicht die meine, die Herzen liegen in Gottes Hand. „Daß Sie sich mit mir verlobten, war Ihre Schuld, und die „vergeb' ich Ihnen aus voller Seele. Gott segne Sie — „denn es ist meine feste Ueberzeugung, daß Sie seinen besten „Segen verdienen.

Agathe Gertner.“

„Der Himmel hat meine Schuld an Dir gerächt, Agathe!" sprach Sigismund zu sich selbst. „Vor 24 Stunden wär' ich mit diesem Blatt zu ihren Füßen, frei, selig, niedergesunken; jezt... ist Alles, was ich ihr sagen möge, nur eine matte Entschuldigung."

Ignaz schickte seinen Sekundanten zu ihm. Sigismund erklärte sich mit Allem zufrieden: das Duell sollte auf Pistolen sein, und in der Frühe des nächsten Morgens auf der mecklenburgischen Grenze stattfinden. Ignaz selbst wollte zu Tosca; sie ließ ihm sagen, sie könne ihn nicht sehen. Sie war zermalmt. Sigismunds unerhörte Falschheit ätzte sich in ihr Herz, wie nach einer Sage Gift den Diamanten zerfressen soll. Dazwischen tauchte, wie bei einem Fieberkranken die Besinnung, so bei ihr die Zuversicht auf, daß es sich anders verhalten könne, müsse. Aber weshalb sprach er nicht, als es Noth that! weshalb sprach er nicht! er konnte sich nicht entschuldigen! — wiederholte sie wol tausend Mal, während sie mit jener qualvollen Rastlosigkeit, welche immer das Unbehagen der Seele zu begleiten pflegt, auf und ab in ihrem Zimmer ging.

Als ihre Kammerfrau mit zwei Briefen eintrat, entsetzte sie sich dermaßen, daß sie halbohnmächtig ins Sopha fiel: sie erkannte auf dem einen Sigismunds Schrift. Sie dachte, ob es nicht besser sei, ihn uneröfnet zurückzusenden. Aber, besser oder nicht, zu diesem Grad von Heroismus hat es noch nie ein liebendes Herz gebracht. Schriftzüge der geliebten Hand sind magische Zeichen, welche zu uns in andrer Sprache reden, als die, womit man gewöhnlich zu reden pflegt. Und dann: indem unser Blick auf ihnen ruht, hat er die Wirkung, welche das Feuer auf sympathetische Dinte hat: unsichtbare

Worte kommen zum Vorschein. Als Tosca ihre Adresse auf dem Brief las, kam ihr Name ihr geadelt und verklärt vor. „Ach! heiße ich denn wirklich so prächtig?“ fragte sie sich zweifelhaft. Und es war doch nur der Name, den sie ihr ganzes Leben hindurch getragen hatte. Sie vergaß Alles: Schmerz, Zorn, Kränkung. Sie erbrach den Umschlag. Zwei andre Briefe fielen heraus; der eine, von Sigismund an Agathe, den er ihr nach seiner Rückkehr von Magdeburg geschrieben und nicht gesendet hatte; der andre, den er heute von Agathen empfangen. Von ihm an sie — keine Zeile, kein Wort; weder Entschuldigung noch Bitte; nichts! Tosca las die Briefe, verglich das Datum, dachte nach, an welchem Tag Sigismund geschrieben, und das Eine, das eine Nothwendige wurde ihr klar: Sigismund liebte sie! mogte er Agathe gekränkt, mogte er unbesonnen und leichtsinnig gehandelt haben — sie durfte es ihm nicht vorwerfen, denn unter dem Einfluß seiner Liebe zu ihr, und einer damals auf jede Weise hofnungslosen Liebe, hatte er gestanden. „O, er liebt mich... er liebt mich doch! nur mich!“ rief sie; und die Thränen, welche bis daher vom bittern Schmerz erstarrt, wie Eis in ihrer Brust gelegen hatten, brachen hervor und erquickten sie, wie ein Frühlingsregenschauer nach einem beklemmenden Gewitter. Sie las die Briefe unzählige Mal. Abwechselnd jauchzte sie, dankte Gott, und weinte wieder. „Aber ich liebe ihn wol zu sehr?“ fragte sie sich plötzlich, und der andre Brief fiel ihr in die Augen. Er war von Ignaz. Sie erbrach ihn mit einem Gefühl, als ob eine Natter über ihre Hand gleite. „Heimtückischer Mensch!“ murmelte sie. Sie wurde starr vor Entsetzen, nachdem sie den Brief gelesen. Sie schrie nach Ignaz. In der Viertel-

stunde, die bis zu seiner Ankunft verging, hatte die Zeit für Tosca ihren realen Werth verloren, und Jahrhunderte rollten vernehmlich über ihrem Haupt dahin. — — —

„Ignaz!“ rief sie bebend dem Eintretenden entgegen; „aus dem Duel kann nichts werden! Sie müssen ihn um Verzeihung bitten!... Ja, Sie müssen, Ignaz! denn es ist nicht wahr, was Sie gehört und gesagt haben! Alles, Alles, Alles ist nicht wahr!“

„Und was ist denn wahr?“ fragte er eifig.

„Das!“ rief sie und warf ihm die Briefe hin.

„Gut!“ sprach er kalt, nachdem er sie gelesen; „und was wird dadurch gehoben?“

„Die Veranlassung zum Duel.“

„Mit nichten! er — wie Sie den Regierungsrath Forster zu nennen belieben — hat mich beleidigt.“

„Aber Sie haben ihn gereizt, verleumdet“....—

„Nur gesagt, was damals Wahrheit war! und wer weiß denn, ob die Briefe nicht falsch sind.“

„Ignaz... Sie sind schlecht!“ rief Tosca empört.

„Ah bah, schöne Tante!“ rief Ignaz heftig, „ich handle für Sie, zu Ihrem Heil, für Ihr Glück, ich warne Sie, ich rette Sie — und Sie machen mir die seltsamsten Vorwürfe in einem Augenblick, wo ich vielleicht für Sie sterben werde... das ist um die Geduld zu verlieren!“

„O Ignaz!“ rief Tosca ganz außer sich, „nur nicht sterben! nicht Sie, nicht er sollen sterben. Es geht nicht, ich will's nicht!... O Ignaz! Gott will es nicht!“

„Einer von uns Beiden muß sterben!“ sprach eifig Ignaz.

„Nun, so hab' ich die Hofnung, daß er der Ueberlebende sein wird," sagte Tosca ruhig mit einem Blick voll unüberwindlichem Haß auf Ignaz.

„Lieben Sie ihn so sehr?"

„Ja!" sprach sie triumphirend.

„Und Sie werden ihn heirathen?"

„Ja."

„Und das sagen Sie — Sie in der ersten, tiefen Wittwentrauer um den kaumverstorbenen edlen Gemal?"

„Warum fragen Sie mich?" sagte sie stolz; „ich habe es bis zu diesem Moment mir selbst noch nicht gesagt."

„Und kennt er Ihr Herz?"

„Ich hoffe es."

„Gut, gut!" sprach Ignaz gelassen; „dies Alles ist im glücklichen Fall meines Todes. Aber ich habe den ersten Schuß, meine schöne Tante, und Sie wissen, wie ich treffe."

„Ignaz!" schrie sie und fiel auf die Knie.

„Ein Mittel giebt's," sprach er und hob Tosca gelassen auf, „und ich würde bereit zur Versöhnung, zu jeder Art von Ausgleichung auf friedlichem Wege sein. Nur meine Liebe zu Ihnen, Tosca, giebt es mir ein: versprechen Sie mir Ihre Hand" .... —

„Ihnen?" sagte sie gedankenlos.

„Dann retten Sie ihn und machen mich glücklich."

„Dann rette ich seinen Leib und tödte sein Herz. Nein, nein, und abermals nein!" sprach sie bestimmt.

„Sein Blut über Sie!" sagte Ignaz feierlich.

„Gott wird gnädig sein," erwiderte sie ruhig und winkte ihm zu gehen.

Sie schrieb drei Worte an Sigismund — die uralte, ewig neue Zauberformel des Glücks: „Ich liebe Dich!"

„Es ist nun so!" sprach sie, als er gleich darauf zu ihren Füßen lag, und sah ihn an mit himmlischer Zärtlichkeit; — „Du bist meine erste, Du bist meine letzte, Du bist meine alleinzige Liebe."

Sie klagte nicht mehr, sie weinte nicht mehr; sie wollte ihm nicht das Herz schwach und das Auge trübe machen. In ihrer Seele war das Bewußtsein ernsten und heiligen Glückes; sie ruhte in ihrer Liebe.

Sie hatten keine Zeit, um von Tod und Gefahr und Furcht zu sprechen. Sie waren glücklich. Im Himmel weiß man nur von der Seligkeit.

Dem Justizrath Kleber schickte Tosca die Acte zu, mit dem Auftrag, sie in dieser Form zu vollziehen. Dann schrieb sie ihrem Arzt und bat ihn um den Freundschaftsdienst, heut Abend um zehn Uhr zu ihr zu kommen, und sie auf einer kurzen Reise zu begleiten.

„Wozu? wohin?" fragte Sigismund bebend.

„Mit Dir!" antwortete sie gelassen.

„O nimmermehr!" rief er.

„Soll die einsame Qual mich tödten?" fragte sie.

„Starkes Herz!" sagte er bewundernd.

„Sprich: liebendes Herz — Sigismund."

Um zehn Uhr Abends fuhr Ignaz mit seinem Sekundanten und seinem Arzt von British Hotel ab, und Sigismund mit seinem Sekundanten, und Tosca mit ihrem Arzt, fuhren um dieselbe Stunde von dem grauen Hause, an der Linden-

und Kirchstraßenecke fort. Es war eine feuchte, kalte März=nacht. Durch die halb mit Schnee, halb mit Nebel gefüllte Luft schimmerten die Laternen der drei Wagen roth und trübe wie Trauerfackeln. Gegen Morgen kamen sie im Gehölz von Dannenwalde auf der mecklenburgischen Grenze an. Sigis=mund stieg zu Tosca in den Wagen, um sie zu beschwören, nach dem Gasthaus des Dorfes zu fahren.

„Nein!" sagte sie, „ich bleibe Dir so nah ich kann."

Sie war weiß, kalt, fest wie Marmor. Es war ein fürchterlicher Abschied zwischen ihnen.

Dann verließ er sie. Tosca ließ die Fenster ihres Wa=gens herauf, und die Stores herunter, und kniete nieder. Gott allein weiß, ob sie gebetet haben mag.

Es fiel ein Schuß.

„Sigismund!" schrie Tosca.

Es fiel kein zweiter. Die Aerzte und Sekundanten brach=ten Sigismund getragen. Ignaz fuhr mit Courierpferden gen Hamburg; seine Kugel hatte Sigismund dicht über dem Herzen getroffen. Die geringste Bewegung und er mußte sterben.

„Unrettbar?" fragte Tosca.

Die Aerzte schwiegen.

„Tosca!" rief Sigismund, richtete sich auf und streckte die Arme nach ihr aus.

Sie umschlang ihn und küßte ihn; — so starb er.

Drei Tage und drei Nächte wachte sie neben der geliebten Leiche; dann ließ sie auf dem Gottesacker zu Dannenwalde sie bestatten. Als Erde den Sarg bedeckte, der Alles umfing, was sie je geliebt hatte, sagte sie:

„Sigismund! bei Dir ist mein Herz erwacht und mit Dir ist's gestorben. Was es von Schmerz und von Glück auf der Welt gekannt hat, kam von Dir .... Alles von dem Einen! Friede mit Dir...und mit mir."

Sie stieg in ihren Reisewagen.

„Wohin befehlen Sie zu fahren?" fragte ihr Arzt, der mitleidig bei ihr geblieben war.

„Die Welt ist groß!" sprach sie gleichgültig.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.


Stanford University Libraries
3 6105 015 295 558



